







Carl Peters.

Im Goldland des Altertums

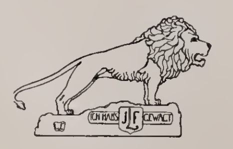
Forschungen
zwischen Zambesi und Sabi

von

Dr. Carl Peters.

Mit 50 an Ort und Stelle gemachten Original-Illustrationen
von Tennyson Cole,
50 photographischen Aufnahmen, 1 Heliogravüre und 2 Karten.

— Eng bei einander wohnen die Gedanken;
Doch hart im Raume stossen sich die Sachen.



München 1902
J. F. LEHMANN'S VERLAG.

Druck von Georg D. W. Callwey, München.

Vorrede.

Die nachfolgende Darstellung versucht, ein möglichst deutliches Bild von Forschungen in den Ländern zwischen dem unteren Zambesi und dem oberen Sabi zu geben, welche ich in den Jahren 1899 bis 1901 ausgeführt habe. Sie umfasst zu gleicher Zeit die Ergebnisse theoretischer Untersuchungen, welche mich seit 1895 beschäftigt haben. Es ist, kurz gesagt, der Inhalt der Arbeit, welche ich geleistet habe, seit ich gezwungen wurde, meine kolonialpolitische Thätigkeit in Deutschland aufzugeben, was ich im Folgenden meinen Landsleuten vorlege.

Der Leser, welcher mich auf meinen Zügen begleiten will, wird mit mir den Boden eines uralten Kulturkreises betreten. Wir werden über Ruinen von alten Städten, Befestigungen und Tempeln wandern, deren Entstehungszeit bis hoch ins zweite Jahrtausend vor Christi Geburt zurückreicht, und deren geographischer Umkreis auf 75,000 engl. Meilen geschätzt wird. Wir werden finden, dass Spuren der alten Kultur in den religiösen Gebräuchen der Eingeborenen bis auf den heutigen Tag erhalten geblieben sind. Dieser alte Kulturkreis, in welchen wir hineintreten, war der punische; die Länder zwischen Zambesi und Lundi gehörten der südarabisch-phönikischen Welt an, welche vor drei Jahrtausenden von Malakka bis zu den Orkney-, von der Ostsee bis zu den Kanarischen Inseln reichte, welche den Indischen- wie den Atlantischen Ocean, das Rote- wie das Mittelmeer zu gleicher Zeit umspannte. In diesem weiten Gebiet herrschte der Baal-Aschera-Dienst. Meine Leser werden sehen, dass er bei den Makalanga noch heute in Geltung ist.

Dieses durchreiste Gebiet war vor drei Jahrtausenden das eigentliche Eldorado der Erythräer und der Mittelmeervölker. Es ist übersät mit antiken Minenarbeiten, in denen Gold, edle Steine und Kupfer gewonnen wurden. Ich beabsichtige, im Folgenden zu beweisen, dass hier nicht nur das Ophir der Salomonischen Zeit zu suchen ist, sondern dass das Zambesi-Gebiet wahrscheinlich auch das Ziel der grossen ägyptischen Puntfahrt unter der Königin Hatschepsu um die Mitte des zweiten Jahrtausend vor Christo war.

Das Beweismaterial für meine Schlussfolgerungen haben mir zum Teil meine eigenen Expeditionen geliefert, welche hier erzählt sind; zum Teil verdanke ich es Andern. Männer, wie Karl Mauch, Theodore Bent, Mr. Swan, Messrs Hall und Neal, und Andere, welche im Folgenden genannt sind, haben fundamentale Thatsachen für die Erforschung der ältesten südafrikanischen Geschichte aufgedeckt; Dr. Eduard Glaser hat ein helles Licht auf die punische Völkerwanderung im dritten Jahrtausend v. Chr. geworfen, innerhalb deren Peripherie auch die grossen Vorgänge sich abspielten, mit denen wir es hier im Wesentlichen zu thun haben; und für die ägyptische Überlieferung bin ich Brugsch Pascha und Professor Flinders Petrie gefolgt.

Ich übergebe dieses Buch der Öffentlichkeit in der Hoffnung, dass es mir vergönnt sein möge, meine Forschungen an Ort und Stelle baldmöglichst wieder aufzunehmen. Die Aufgabe, welche es vornehmlich zu lösen gilt, ist der klarere Nachweis altägyptischer Beziehungen zum Zambesi-Gebiet durch Herbeibringung weiterer archäologischer Funde.

London, August 1902.

Carl Peters.

Inhalts-Verzeichnis.

1. Kapitel.

Wie ich zu der Ophir-Reise kam.

2. Kapitel.

Am Zambesi.

3. Kapitel.

Durch das Land der Makalanga.

4. Kapitel.

In Inyanga.

5. Kapitel.

In Manicaland.

6. Kapitel.

Am Sabi.

7. Kapitel.

Südafrika, das Ziel der Ophirfahrten.

8. Kapitel.

Das Ziel der Puntfahrten.

9. Kapitel.

Gegenwart und Zukunft des alten Ophir.

Bilder-Verzeichnis.

Druckfehlerberichtigungen.

Seite 302: 11. und 12. Zeile von unten müssen umgestellt werden.
Seite 321: Zwischen die 2. und 3. Zeile von oben, nach dem Worte Grossmächte, sind folgende Worte einzuschieben: „direkte Rechtsverletzungen ihrer Angehörigen durch“.



1. Kapitel.

Wie ich zu der Ophir-Reise kam.

Atlas von 1705.

Im Juni 1895 stiess ich in der Bibliothek des Landrat Berthold zu Blumenthal an der Weser zufällig auf einen historischen Atlas in 7 Bänden (Atlas Historique ou Nouvelle Introduction à l' Histoire à la Chronologie et à la Géographie Ancienne et Moderne etc.). Der Atlas war in den Jahren 1705 bis 1719 zu Amsterdam im Verlage von L'Honoré & Chatelain veröffentlicht worden und enthielt neben einer Reihe interessanter Karten der verschiedenen Länder und sonstiger Illustrationen einen gut geschriebenen begleitenden Text in französischer Sprache. Im sechsten Bande dieses Atlas fand ich eine Karte von Afrika, welche mein Interesse besonders erregte. Nicht

nur waren der Kongo und der Zambesi auf ihr ziemlich genau eingetragen, sondern sie enthielt auch eine bemerkenswert ausführliche Einzeichnung der portugiesischen Niederlassungen in Central- und Südafrika, vor allem der portugiesischen Goldmärkte und Goldminen im Süden des Zambesi. Ein ausführlicher erläuternder Text dazu machte den Fund doppelt interessant. Diese Erläuterung ist, wie die Vorrede des 6ten Bandes berichtet, von Monsieur de Geudeville geschrieben. Ich glaube, dass die Karte entweder von dem bekannten französischen Geographen de l'Isle selbst, oder doch von einem seiner Schüler verfasst ist. Sie zeigt manche Ähnlichkeiten mit der eigentlichen de l'Isle'schen Karte von Afrika im Einzelnen, wie sie bereits bekannt war, und gleicht ihr auch im allgemeinen Charakter. Nur ist sie reicher in ihren Eintragungen. Ich möchte sie eine ergänzte de l'Isle'sche Karte nennen.

Sie ist die ausführlichste und genaueste der mir bekannten alten Karten von Südafrika, und ich hielt es der Mühe wert, sie 1895 von Neuem zu veröffentlichen (Äquatorial- und Südafrika nach einer Darstellung von 1719, Der Kongo und der „Grosse Wald" 160 Jahre vor ihrer Entdeckung durch Stanley. Ophir und die portugiesischen Goldminen am Zambesi.) Der Text beruht augenscheinlich auf den Darstellungen portugiesischer Schriftsteller des 16. und 17. Jahrhunderts (De Baros, De Coutos, Dos Santos etc.) und auf Berichten von Dominikanern und Jesuiten, welche am Kongo und vornehmlich am Zambesi eine lebhafte Missionsthätigkeit entfaltet haben.

Ophir-Frage.

Während der Untersuchungen, welche sich an die Herausgabe dieser Karte knüpften, wurde ich naturgemäss auf die Ophirfrage geführt, welche die Köpfe der Geographen und Historiker seit mehr als zwei Jahrtausenden beschäftigt hatte. Nicht nur hatten nämlich die portugiesischen Conquistadoren, deren Thätigkeit diesem geographischen Werk letzten Endes zu Grunde lag, geglaubt, im Zambesigebiet das Ziel der Salomonischen Ophir-Fahrten entdeckt zu haben; ich fand auf der Karte selbst auch den fabelhaften Berg Fura mit einer Bestimmtheit eingetragen, welche mich veranlassen musste,

der Sache weiter nachzugehen. Der Name Fura, wie die portugiesischen Autoren meldeten, war eine Verstümmelung aus dem Worte Afur oder Aufur, wie die arabischen Händler den Berg nannten. Afir aber war, wie die Arabisten mich belehrten, die südarabische Form des hebräischen Wortes Ophir. War hierin nicht möglicherweise ein Anhaltspunkt gegeben zu einer Lösung des Ophirproblems? Die Einzeichnung auf der Karte, sowie die Darstellung im Texte machten den Eindruck der Wahrhaftigkeit. Es handelte sich hier sicherlich nicht um eine der manchen Fabeleien, welche die Geschichte der afrikanischen Geographie kennzeichnen. Sondern alles beruhte, wie es den Anschein hatte, auf zuverlässigen geschichtlichen Quellen.

Name Afrika.

Ich begann demnach vom Jahre 1895 an, mich mit der Ophir-Frage ernstlich zu beschäftigen, und im Verlauf meiner Studien drängte sich mir die Überzeugung auf, dass das Wort „Afir" bis auf unsere Tage im Namen des Erdteiles Afrika erhalten geblieben ist.[1]) Die Römer lernten den Namen Afir von den Carthagern in Nordafrika kennen. Sie bildeten daraus das Adjektiv africus und den Namen Terra Africa und Africa. Die Reihenfolge: Afir, Afer, Africus, Terra Africa und Afrika als Entwicklung für unsere Bezeichnung des dunklen Erdteiles ist eine durchaus natürliche und schafft zwei geographische Probleme aus der Welt, indem sie auf der einen Seite die langgesuchte Ableitung des Wortes „Afrika" bietet, andrerseits die Behandlung der Ophir-Frage in eine bestimmte Richtung verweist. Ist Ophir oder Afir der alte semitische Name für den Erdteil Afrika im allgemeinen, so musste das Ophir der Salomonischen Zeit doch wohl in diesem Erdteil zu suchen sein; und, wenn, nach Aussage der Araber, Fura am Zambesi der erhalten gebliebene Name für das alttestamentliche Ophir war, so wandten sich meine Blicke naturgemäss nach dieser Richtung, um weitere Aufschlüsse zu gewinnen. So weit führten mich meine Studien im Jahre 1895, welche ich in meiner Schrift „Das Goldene Ophir Salomo's" niederlegte.

---

[1]) Siehe hierzu Kapitel VII.

Sabaeer in Südafrika.

Nun hatten Mauch's und Bent's Entdeckungen von alten Ruinen in Matabele- und Mashonaland der Ophir-Forschung eine sehr solide Grundlage verliehen. In diesen Entdeckungen war das Moment gegeben, welches nach Ritter der südafrikanischen Ophir-Theorie gefehlt hatte, nämlich eine wirkliche urkundenmässige Unterlage für die Annahme, dass Hiram und Salomo ihre Flotten nach Süd-Afrika geschickt haben mochten. In diesen Ruinen hatten wir den Beweis, dass alte südarabische Niederlassungen in Südafrika bestanden hatten, und das wiederholte Auftreten des Namens S a b i, R u s a p i etc. war ein deutlicher Fingerweis dafür, dass diese Niederlassungen im Zusammenhang speziell mit sabäischen Unternehmungen standen. Man kann diese mannigfaltigen Namensanklänge, auf welche ich zurückzukommen haben werde, kaum anders erklären. Dazu kam, dass eines der Eingangsthore in dieses uralte Ruinen- und Minengebiet bis auf den heutigen Tag den Namen S o f a l a oder S o f a r a führt, ein Name, welcher abzuleiten ist aus dem ägyptischen Präfix „Sa", der „Land" bedeutet, und O f a r a oder O f e r, dem semitischen Wort, mit welchem wir es zu thun haben. Wahrscheinlich hatte dieser Name zur Zeit der Uebersetzung der Septuaginta die alte Form Ophir bereits allgemein verdrängt.

Südafrikanisches Gold.

Zu diesen philologischen und allgemein geschichtlichen Gründen kam nun als wesentliches Moment die Thatsache hinzu, dass das fragliche Gebiet sich von Jahr zu Jahr mehr als ein Goldland im vollsten Sinne des Wortes erwies. Süd-Afrika vom Zambesi bis zum Orange-Fluss ist ein Dorado erster Klasse, und damit trifft der Grundcharakter des alttestamentlichen Ophir hier genau zu. Das letzte Jahrzehnt hat nach dieser Seite hin volle Aufklärung gebracht, und insbesondere ist auch der Zusammenhang der alten Ruinen mit Goldminenbetrieb zur Genüge erwiesen. Das Gebiet zwischen Limpopo und Zambesi ist überzogen mit Minenarbeiten, welche teilweise freilich bis auf neuere Zeit herabreichen, zum Teil aber unfraglich uralt sind. Dies haben Bent und Andere in der Auslegung der Zimbabwe-Funde dargethan, und ich bin heute in der Lage, diese Gründe in mancherlei Richtung zu ergänzen.

Wir haben demnach in Südostafrika die wesentlichen Voraussetzungen der Ophirfahrten gegeben: ein semitisches Kolonialgebiet mit uraltem Goldbergbau, für welches der Name A. F. R.[2]) an mehreren Stellen heute festgestellt werden kann.

Wenn man diese Thatsachen sich klar macht, so wird man verstehen, welches Interesse die von mir gefundene Karte dieses Gebietes gerade auch für die Lösung der Ophir-Frage für mich hatte, und welche Anregung ich in den folgenden Mitteilungen des Begleittextes finden musste. Ich drucke diese Stelle hier in der ursprünglichen französischen Sprache, und den wesentlichen Passus aber auch in deutscher Übersetzung ab, weil sie thatsächlich die Grundlage für die Expeditionen gewesen ist, deren Verlauf ich hier erzählen will. Unser Atlas berichtet:

Fura.

„Pour décrire par ordre la situation et la disposition des habitations Portugaises, et donner une idée des Foires ou Marchés d'or, supposons que nous entrons par la Barre de Luabo jusques à l'Habitation de Séna, il y a 60 lieuses. Toutes les terres qui sont au bord de la Riviere, appartiennent à la Couronne de Portugal. Les Jesuites ont deux Paroisses à Luabo, et une autre a Gombe qui n'est pas éloignée de Séna. Cette Habitation de Séna, située dans le Royaume d'Inhamoy, a son Eglise Cathédrale, la Miséricorde, le Couvent de St. Dominique, et la résidence de la Compagnie de Jésus fondée dans le même lieu, où l'on dépeçoit et l'on vendoit autrefois la chair humaine. Il peut y avoir 30 Familles Portugaises, et un grand nombre de Chrétiens du Pays de Séna jusques à Tété qui est la seconde Habitation des Portugais. Il y a aussi soixante lieues de Pays dans ce district: les Jesuites en ont une située dans le Pays de la Chemba, et une autre dans le Marangué. Il y peut avoir dans Tété 15 ou 20 Familles Portugaises, une Eglise Paroissale de

2) A. F. R. (Aleph, Phi, Resch) sind die Konsonanten des Wortes Ophir, welche dessen Wurzel bilden. Vokale wurden zur Zeit der Abfassung des Alten Testamentes bekanntlich noch nicht gebraucht.

Réligieux Dominicains, une résidence de la Compagnie de Jesus et un bon nombre de Naturels bâtises.

Nous entrerons ensuite dans le vaste Royaume de Mumhay, Patrimoine du Monopotapa, dont les Pays qui sont les plus avancés dans les terres s'appellent Mocranga; et ceux qui sont près de la Rivière Botonga. En navigeant donc de Tété 30 lieues en remontant la Rivière, on rencontre un rocher qui occupe et traverse toute cette Rivière, et qui empêche le passage des Vaisseaux. On peut néanmoins voyager le long de ce fleuve par un grand chemin royal, par lequel, du temps de Francois Barreto, premier conquérant des mines, dix Portugais allèrent pour en découvrir la source, dont ils ne purent rien apprendre.

Entre les Foires ou se faisoit la traite d'or, la prenière qui ne subsiste plus, étoit un lieu appelé Luanze, éloigné de Tété de 35 lieues du coté du Sud, entre deux petites Rivières qui se joignent en une, laquelle prend le nom de Manzoro et se jette dans le Zambese. Il y avoit dans cette Foire une Eglise de Réligieuses de St. Dominique. Elle abondoit en vaches, poules, beurre et ris. Il y a quantité de bonnes fontaines qui arrosent cette contrée et la rendent fort saine, comme sont toutes les Terres de Mocranga.

La seconde Foire étoit celle de Bocuto à treize lieues de Luanze en ligne droite: sa situation étoit entre deux petites Rivières qui se déchargent dans le Manzoro, à demi-lieue de l'habitation. On portoit beaucoup d'or à cette Foire, ou l'on trouvoit aussi quantité de raffraichissements, d'herbages et de fruits, et où il y avoit une Eglise de Réligieux Dominicains.

A 50 lieues de Tété à 10 lieues de Bocuto et demi-journée de la Rivière de Mansoro est le bourg de Massapa, qui étoit anciennement la principale Foire; c'est encore aujourd'hui la résidence d'un Capitaine Portugais qu'on nomme le Capitaine des Portes, a cause que de là en avant dans le Pays on trouve les mines d'Or. Les Dominicains y ont une Eglise de Notre Dame du Rosaire. Tous les Portugais dans cet empire ont le privilège de prendre la qualité de Femmes de l'Empereur; et même ce prince appelle le

Capitaine des Portes sa grande femme. Cet officier est honoré de ce titre par les Cafres: jusques à présent il ne s'est trouvé personne qui ait pu expliquer ce que c'est ce Privilège.

Auprès de ce lieu est la grande montagne de Fura très riche en or, et il y en a qui prétendent que ce nom de Fura vient par corruption du mot Ofir. On voit encore aujourd'hui dans cette montagne des enceintes de pierre de taille, de la hauteur d'un homme, enchassées les une dans les autres, avec un artifice admirable, sans y avoir de chaux, et sans être travaillées au pic. C'étoit apparémment dans ces enceintes où démeuroient les Juifs de la Flote de Salomon. Depuis ce temps-là les Maures durant plusieurs siècles, ont été les maîtres de ce commerce. C'est entre cette montagne que passe la Rivière de Dambarari vers le Nord. Ces deux Foires ont été détruites par le Général Gamira, cafre, qui se souleva au mois de Novembre 1693, avec cette différence que les habitants de Longoe, tant Portugais que Canarins, eurent le temps de se sauver et échappèrent; mais ceux de Dambarari, qui voulurent se montrer plus courageux périrent tous en se défendant. C'est ainsi que toutes ces Foires à l'Or, que les Portugais avaient établies dans la Mocranga durant un si long espace d'années, ont été ruinées tout d'un coup; pour venger le tort et les injustices qu'ils avoient faites aux empereurs de Monopotapa, qui les avoient toujours réçus et traités commes leur enfantes; ou bien, suivant qu'ils s'en expliquent eux-mêmes, à cause que leurs femmes marquoient un peu trop d'amitié aux Etrangers."

„Fünfzig lieues von Tété, 10 lieues von Bocuto und eine halbe Tagereise vom Flusse von Mansoro ist die Burg von Massapa, welche ehemals der Hauptmarkt war. Es ist heute noch die Residenz eines portugiesischen Kapitäns, welchen man den Kapitän der Pforten nennt, weil man von dort weiter vorwärts im Lande die Goldminen findet. Die Dominikaner haben dort eine Kirche „Notre Dame du Rosaire" . . .

Bei diesem Ort liegt das grosse Gebirge von Fura, sehr reich an Gold, und es gibt Leute, welche behaupten, dass

dieser Name Fura kommt von einer Verstümmelung des Wortes Ofir. Man sieht noch heute in diesem Gebirge Cyclopen-Umwallungen von der Höhe eines Mannes, die Steine ineinandergefügt mit einer bewunderungswürdigen Kunstfertigkeit, ohne Kalk und ohne mit der Picke bearbeitet zu sein. Es war augenscheinlich in diesen Umwallungen, wo die Juden der Flotte des Salomo wohnten. Seit jener Zeit sind die Mauren während mehrerer Jahrhunderte die Meister dieses Handels gewesen. Es ist in diesem Gebirge, dass der Fluss von Dambarari nach Norden fliesst. Diese beiden Märkte wurden zerstört durch den General Gamira, einen Kaffern, welcher sich im Monat November 1693 erhob, mit diesem Unterschied, dass die Einwohner von Longoë, sowohl Portugiesen wie Canarins, Zeit hatten, sich zu retten und davonkamen, aber die von Dambarari, welche sich mutiger zeigen wollten, alle umkamen, während sie sich verteidigten. So war es, dass alle diese Goldmärkte, welche die Portugiesen in der Mocranga errichtet hatten, während eines so langen Zeitraumes, auf einen Schlag zerstört wurden."

Meine Leser werden im Verlaufe dieser Darstellung finden, dass dieser Bericht, welcher zunächst so geheimnissvoll, ja beinahe fabelhaft klingt, in allen Einzelheiten auf geographischen Thatsachen beruht. Er ist mein Führer nach dem Fura-Distrikt gewesen. Hier will ich nur bemerken, dass die in dem Bericht erwähnten Leute, welche annahmen, Fura sei eine Verstümmelung des Wortes Ophir, die portugiesischen Schriftsteller waren, welche diese Auslegung von den arabischen Händlern ihrer Tage hatten. So sagt De Coutos direkt:

Massapa.

„Die reichsten Minen sind die von Massapa, wo sie die abessynische Mine zeigen, aus welcher die Königin von Saba den grössten Teil des Goldes nahm, welches sie für den Tempel Salomos spendete. Und es ist Ophir, denn die Kaffern nennen es Fur und die Araber Afur. Die Goldadern sind so dick, dass sie sich mit solcher Kraft ausbreiten, um die Wurzeln der Bäume zwei Fuss emporzuheben."

An den Ort Massapa knüpfen sämtliche Berichte die Minen von Fura. Ich bin zu der Überzeugung gekommen, dass der

Name Massapa durch eine leichte Lautverschiebung aus dem Worte Massaba entstanden ist, ähnlich wie der Sabi in einem seiner Hauptzuflüsse sich in den Rusapi umwandelt (Ru oder Lu ist Bantu-Präfix und bedeutet Fluss). Wir haben demnach auch bei Massapa wieder den sprachlichen Anklang, den wir bei Sabi festgestellt haben.

Ueber den Goldreichtum des Fura-Distriktes fand ich bei weiterem Verfolg der Sache alle Berichte einmütig. So erzählt die Deccada da Antonio Boccaro p. 586: „Es ist bemerkenswert zu beobachten, mit welchem wunderbaren Reichtum die Natur das Metall hervorbringt und entwickelt. Es ist durch glaubwürdige Zeugen wohl bekannt, dass in der Serra da Fura in ganz kurzer Zeit für über 40,000 Pfund Sterling Gold aus einem Steinbruch genommen wurden. In einzelnen Teilen auf der Oberfläche wurden Klumpen jungfräulichen Goldes im Wert von 400 Pfund Sterling gefunden und einige im Wert von 150 Pfund Sterling."

Diese Notiz der Deccada zusammen mit dem vorhin Wiedergegebenen legte mir den Gedanken nahe, ob es sich nicht auch vom materiellen Standpunkt aus verlohnen möge, dieses Eldorado des vielgenannten Fura wieder aufzusuchen.

Locirung Furas.

Wo aber zunächst war Mount Fura, wie die Engländer ihn nannten, oder la grande montagne de Fura, wie es in meinem alten Atlas hiess, oder „Serra da Fura", wie die portugiesischen Schriftsteller sagten, zu suchen? Auf Stanford's Karte von 1896 schien das Problem bereits gelöst, denn dort war er in Maschonaland als Mount Darwin eingetragen. Aber, wenn Mount Darwin der alte, auf unserer Karte gemeinte Fura-Berg war, so musste entweder sehr viel Gold in seiner Nähe sein, oder aber ich musste annehmen, dass die alten Berichte überhaupt nicht stimmten, die ganze Sache also eine Fabel sei. Auf Stanford's Karte vom Jahre 1899 war die Identificierung von Mount Fura und Mount Darwin bereits wieder fallen gelassen, dafür aber das Old Fort Fura mit Dambarari ein gutes Stück weiter gegen Nordwesten vorgeschoben. Bent ebenso wie Theal liessen sich durch den Fluss de Manzoro, oder Manzovo leiten, den sie ohne Weiteres mit dem Mazoë unserer Tage identificierten. Dies erschien mir zunächst sehr

plausibel, und ich bin dieser Hypothese selbst lange Zeit nachgegangen.

Aber trotz des verlockenden Gleichklanges der Namen ist diese Auslegung dennoch falsch, wie der Leser, welcher die alte Karte genau mit der modernen Karte von Zambesia vergleicht, sofort finden wird. Wir haben nämlich einen Punkt auf beiden, den wir genau festlegen können, das ist die Lupata-Enge. Diese Enge kannten die alten portugiesischen Reisenden, welche nach Tete fuhren, sehr genau. Sie brachten den Gebirgsstock, durch welchen der Zambesi dort bricht, fälschlich in Verbindung mit dem Randabfall von Maschona- und Manicaland. Dies geschah, weil sie sich an den Zambesi-Fluss hielten, denn so ungefähr sieht die Sache aus, wenn man den Fluss hinauffährt. Die Eintragung des Lupata-Stocks gegen Norden und Süden auf unserer Karte ist sogar, dem Augenschein nach, vom Standpunkte des Flussreisenden aus frappant ähnlich.

Aber, wenn diese alten Geographen über die Fortsetzung nach Norden und Süden nicht im Klaren waren, so mussten sie doch ganz genau wissen, ob ein bestimmter Platz diesseits oder jenseits, im Osten oder im Westen der von ihnen passirten Lupata-Enge lag.

Nun befindet sich Fura sehr deutlich im Osten dieser Flussenge eingetragen, der Mazoë aber fliesst im Westen davon. Der Fura-Berg der alten Karte liegt näher an Sena, als an Tete. Wir haben eine zweite Angabe auf der alten Karte, welche dieses erste Merkmal der Fura-Eintragung durchaus und in merkwürdiger Weise unterstützt. Es ist dies der See Rufumbo, welcher gegenüber von Fura am Nordufer des Zambesi eingezeichnet ist. Diesen Rufumbo-See fand ich ebenfalls auf der neuesten Karte dieses Gebietes wieder. Er liegt genau, wo ihn die Alten kannten, am linken Ufer des Flusses vor dem Eingangsthor in die Lupata-Enge. Nun war die weitere Orientierung für mich auch von Europa aus nicht eben schwer.

Dort, wo auf der Karte von 1705 Berg Fura stand, lag auf der modernen Karte der Platz Inja-Ka-Fura. Inja, wie ich wusste, war ein rein lokatives Präfix, das allen Ortsnamen dieser Gegend eigentümlich ist. Ka heisst gross, Inja-Ka-Fura ist



Eingang zur Lupata-Enge.



demnach „Platz von Gross-Fura". Der alte Bericht sagt ferner, dass der Fura-Berg am Fluss von Dambarari gelegen sei. Auch diese Kennzeichnung passt nicht auf den Mazoë. Aber ich fand den Distrikt Tambara auf unserer neuesten Karte neben Injakafura im Osten. Ich wusste, dass die Verschiebung von D in T unwesentlich, und das angehängte ri oder li Adjektivsform ist. Der Fluss von Dambarari war also wohl der Muïra, welcher etwa ein Kilometer westlich vom portugiesischen Fort Tambara in den Zambesi mündet.

Aber, wenn meine Leser sich die alte Karte selbst genau ansehen, so werden sie finden, dass die Kunde, welche sie gibt, weit über diese Einzeichnung des Fura-Berges hinausgeht.

Monomotapa.

Zunächst ist beachtenswert, dass die Länder des Monomotapa weit östlicher eingezeichnet sind, als die meisten anderen Ausleger sie annehmen. Es kann nämlich keine Frage sein, dass das, was die alte Karte als Lupata-Berge quer durch das ganze Südafrika einträgt, nichts ist, als der Rand des grossen Hochplateaus, welches von Mashonaland über Transvaal und Orangia gegen Süden weist. Wir erkennen, dass Monomotapa's Gebiet im Wesentlichen östlich dieser Zone gedacht ist. In der That fällt es zusammen mit dem Macombe-Land von heute. Die eigentliche Residenz des Monomotapa, welche moderne Forscher in dem Simbabwe Bent's suchen, liegt auf unserer Karte nordöstlich von Manicaland. Diese Karte aber ist, wie wir gesehen haben, der Niederschlag der portugiesischen Quellen, aus denen allein wir vom Monomotapa wissen. Sie ist demnach ein höchst beachtenswertes historisches Dokument für die Locirung dieses Gebietes. Wir werden später sehen, dass sie durch alle anderen Quellen völlig bestätigt wird.

Barge.

Oestlich vom Rande des Hochplateau sind auch die Minen von Quiticui und die von Burro eingezeichnet, in welch' letzterem Namen ich von vornherein das Baruë oder Barge von heute, ebenfalls also das gegenwärtige Macombe-Land wiederzuerkennen geneigt war. Im Südwesten kennt auch schon der Verfasser unserer Karte das Gebirgsland von Manica mit seinen Goldminen. Ich fragte mich, ob es anzunehmen sei, dass die

Eintragungen von Fura, Burro und Quiticui auf der Karte eine geringere thatsächliche Grundlage hätten, als diejenige von Manica. Dass die letztere im Wesentlichen zutreffe, das wussten wir bereits 1896. Sollte es sich nicht der Mühe verlohnen, nachzuforschen, wo denn die anderen Golddistrikte dieser merkwürdigen Karte gelegen sind?

Expeditionsplan.

Somit machte ich mich zunächst daran, nach den Gesichtspunkten unserer kritischen Forschung den alten Bericht unserer Karte zu befragen, wo der Berg Fura im Besonderen gesucht werden müsse. Von ihm wollte ich ausgehen, beschloss aber von vornherein, meine Forschungen über das ganze gekennzeichnete Gebiet, und wenigstens über Manicaland auszudehnen. Auch die Goldminen unserer Karte jenseits des Lupata-Randes, welche also im heutigen Mashonaland zu suchen sind, sollten nicht ausgeschlossen werden.

Zu diesen kritischen Bestimmungen nun kam die ausserordentlich ins Gewicht fallende Thatsache hinzu, dass Injakafura heute noch zum Gebiet Macombe's, des Herrschers der Makalanga gehört, also genau zu dem Landstrich, wo die portugiesischen Conquistadores den Goldberg Fura gesucht und schliesslich auch gefunden hatten.

Wie hätte ich demnach über den Ausgangspunkt meiner Forschungsreise im Unklaren sein können? Zambesi-aufwärts musste ich reisen bis an den östlichen Eingang in's Lupata-Thor und von dort aus mich umsehen.

Auch der weitere Fortgang war von vornherein gegeben. Es galt, das eigentliche Monomotapareich, oder, wie ich schon 1897 wusste, das Macombeland zu durchziehen. Dann musste der Ostabhang des südafrikanischen Hochplateaus durchforscht und in jedem Fall musste Manicaland eine wesentliche Basis für die praktische Prospektierungsreise werden. Denn hier war die Forschung über die allgemeinen Thatsachen bereits hinaus. Hier konnte sie sich demnach mehr praktisch auf die Erschliessung einzelner Goldfelder richten.

Somit gestaltete sich von 1897—1898 in mir der ausführliche Plan einer südafrikanischen neuen Forschungsunternehmung, indem ich mit meinen Freunden zunächst eine „Dr. Carl Peters' Estates and Exploration Co.“ gründete, um die

finanzielle Grundlage für das Unternehmen zu beschaffen. Zwar wussten wir alle, dass ein derartiges Unternehmen, um solide aufgebaut zu werden, lang ausschauend sei, dass man praktische Ergebnisse nicht von heute auf morgen erwarten könne. Ich selbst war mir klar darüber, dass es mit einer Expedition nicht gethan sei, wenn ich mein ganzes Arbeitsprogramm durchführen wollte. Die Sache war gewagt, aber es war ja nicht das erste Mal, dass ich ein derartiges Unternehmen angriff.

Abreise.

Ende 1898 waren die Vorbereitungen in Europa abgeschlossen, und am 21. Januar 1899 fuhr ich von London nach Southampton, um mich mit der Hawarden Castle nach Südafrika einzuschiffen. Am 9. Februar war ich in Kapstadt. Von dort fuhr ich über Johannesburg, Bulawayo und Salisbury, wo ich wichtige Geschäfte mit der Britisch-Südafrikanischen Gesellschaft abzuwickeln hatte, nach Beira, wo ich am 15. März eintraf. Hier zog ich die bereits vorher engagierten Herren meiner Expedition zusammen, mit denen ich am 28. März in Chinde, dem neuen Hafen an der Zambesi-Mündung anlangte.

Meine Seele war auf's Höchste angespannt im Hinblick auf die interessante Aufgabe, welche vor mir lag. Versuchen wir, das alte Ophir-Problem, über welches die Gelehrten seit Jahrtausenden gebrütet haben, zu lösen! Und lasst uns sehen, ob es uns gelingt, etwas von seinen halb sagenhaften Schätzen für uns zu heben! Folgen wir den alten Spuren der portugiesischen Conquistadores des 16. Jahrhunderts! Wie bei Baretto ist Zambesi aufwärts auch die Losung bei uns.

2. Kapitel.

Am Zambesi.

In Chinde. Von der Mündung des Zambesi aus sollte der Vorstoss in das antike Ruinenland also begonnen werden. Der Zambesi war augenscheinlich schon in der ältesten Epoche eine Hochstrasse in's Innere gewesen. Ich werde später darthun, dass das Rhapta des Periplus maris erythraei, einer Beschreibung der ostafrikanischen Küste aus dem ersten Jahrhundert n. Chr., augenscheinlich unser Quilimane gewesen ist, am nördlichsten Mündungsarm des Zambesi. Bis hierhin fand also vor zwei Jahrtausenden ein regelmässiger Handelsverkehr vom Mittelmeerbecken aus statt, der sich ohne Frage im Wesentlichen auf die Produkte von Zambesia stützte.

Quilimane hat heute diese Bedeutung verloren, weil der nördliche Mündungsarm des Zambesi stark versandet ist. An seine Stelle ist Chinde getreten an der Mündung des schiffbaren Chindeflusses. Von hier aus vermitteln mehrere Flussdampfergesellschaften den Verkehr einerseits in das Nyassa-Gebiet, andererseits Zambesi aufwärts. Der Fluss ist 8—9 Monate hindurch für Dampfer schiffbar. In der ganz trockenen Zeit von Mitte September bis gegen Ende Dezember ist der Verkehr oberhalb der Shire-Mündung auf Segel- und Ruderboote angewiesen. Dies ist eine grosse Verkehrshemmung, aber bei ihrer Beurteilung vergisst man häufig, dass auch die Flüsse des europäischen Kontinents alljährlich etwa eben so lange durch Eis verschlossen sind.

In Chinde war ich, wie erzählt, Ende März 1899 eingetroffen, um von hier aus zunächst an den östlichen Eingang



Strand von Chinde.

der Lupata-Enge zu gehen. Wir waren im ganzen sechs Herren, von denen ich nur Mr. Puzey, Herrn Gramann und Herrn von Napolski erwähnen will. Dank der Unterstützung des liebenswürdigen Herrn Eddelbüttel von der International Flotilla & Transport Co. wurden wir mit unseren Vorbereitungen in einigen Tagen fertig und konnten am 3. April an Bord des „King" Zambesi aufwärts gehen. Es war der Ostermontag des Jahres 1899. Man wird verstehen, wie glücklich ich war, wenn man erwägt, dass wir allein 14 Tonnen an Gepäck hatten verpacken und verladen müssen. Soviel Gewicht schafften vornehmlich die Instrumente und Maschinen unserer geologisch ausgerüsteten Expedition.

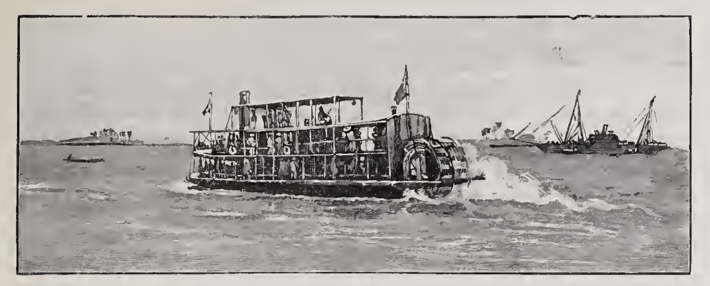
Abfahrt.

Die ganze europäische Kolonie von Chinde gab uns das Lebewohl vom Strande, als der „King" in weitem Bogen aus dem Hafen in den eigentlichen Chindefluss hineindampfte. Mit einem dreimaligen Hurrah und vielem Hutschwenken wurden wir auf unsere Reise entsendet. Wir erwidern die freundliche Begrüssung, und bald verschwindet Chinde hinter einem Vorsprung des grünumsäumten Flusses. Rechts und links sind die Ufer mit Mangrovebusch bestanden, spiegelklar liegt sein Wasser unter uns im Schein der sinkenden Sonne, nur am Afterdeck wirbelt das mächtige Rad glitzernden Schaum empor. Vor uns beginnt sich der Himmel allmählich in all' die unsagbaren Farben des Tropenhimmels zu kleiden. Vom leuchtenden

Chindefluss.

Gold und flammenden Rot bis zum dunklen Violett sind alle Farben der Aureola in den verschiedensten Nüancen und Mischungen vertreten, und dazwischen zaubern phantastische Wolkengruppen und -Fetzen märchenhafte Bilder auf den leuchtenden Grund. Schluchten und Thäler thun sich auf, Felsen und Gebirge türmen sich, und seltsame Burgen mit Zinnen und Erkern schaut der entzückte Blick. In vielfachen Windungen fliesst der Chinde dahin; wir stehen am Bug und blicken in die geheimnissvolle Welt vor uns. Welches Schicksal birgt sie für uns alle? Allmählich versinkt die Sonne, die Nacht legt sich nieder auf die Welt. Im Gebüsch flammen Tausende von Leuchtkäfern auf, und über uns spannt der Sternenhimmel seinen Bogen. Der stolze „Orion", das „Südliche Kreuz", „Kastor und Pollux", mit rotglühendem Mars darüber, „Alpha und Beta" im Süden, und zu etwas späterer Stunde der „Jupiter" im Osten und der „Grosse Bär" im Norden erscheinen.

Alsdann kommt unser liebenswürdiger Kapitän, Mr. James Moore, und meldet uns, dass das Abendessen unserer wartet. In hellerleuchtetem, offenem Salon wird es serviert an zwei Tafeln. Ausser den Herren meiner Expedition nehmen noch ein englischer Prospektor, welcher nach North Charterland will, und drei Portugiesen daran Teil. Gegen 9 Uhr, als wir noch bei Tisch sitzen, geht der „King" für die Nacht vor Anker, und wir selbst begeben uns nach einer weiteren Stunde, welche im Genusse einer Zigarre verbracht ist, in unsere Kabinen zur Ruhe. Die Flussschiffahrt auf dem Zambesi bis Tete ist, wie schon gesagt, etwa 8—9 Monate offen, von Ende Dezember bis Mitte September. In den übrigen $3^1/_2$ Monaten ist sie durch den Mangel an einer schiffbaren Wasserrinne unterbrochen und ist nur bis zum Shire und Nyassa hin möglich. Bei einer gehörigen Regulierung des Flussbettes würde sicherlich der Unterlauf des Stromes das ganze Jahr hindurch bis Tete hinauf schiffbar sein, da Wasser reichlich im Fluss ist zu allen Jahreszeiten. Eine solche Regulierung aber wird wohl erst vollzogen werden, wenn mehr wirtschaftliche Interessen an den Ufern des Stromes entwickelt sind. Bis dahin wird die Schiffahrt wegen der vielen Untiefen wohl auch auf den Tag beschränkt



Zambesidampfer in Fahrt.

bleiben. Jetzt gehen wir abends regelmässig vor Anker, bis die Dämmerung am Morgen die Weiterfahrt gestattet. Aber, trotzdem die Fahrt somit thatsächlich auf etwa zwölf Stunden beschränkt ist, trotzdem zwei mächtige Leichter rechts und links am Dampfer befestigt sind, auf denen die Schwarzen und das Kargo untergebracht sind, und trotzdem die Maschine nur mit Brennholz geheizt wird, machen wir täglich doch im Durchschnitt etwa 60 englische Meilen. Die Dampfer sind mit einem Komfort eingerichtet, welcher kaum einem modernen Oceandampfer etwas nachgibt, und den jedes Vergnügungsdampfers auf dem Rheine überbietet. Lästig bei Tage sind stellenweise die Fliegen und abends die Moskitos und Käfer. Aber die Moskitonetze in den Kabinen sind gut, und vom Achterdeck, auf welchem ich seit der zweiten Nacht schlafe, vertreibt allabendlich der kühle Südostwind die störenden Gäste.

Zambesi aufwärts.

So geht es am Morgen des 4. April mit frohem Mut weiter stromaufwärts. Gegen 8 Uhr treten wir vom Chindefluss in den eigentlichen Zambesi ein, welcher sich in einer Breite von etwa 3 Kilometern vor uns ausdehnt. Der Chindefluss ist bekanntlich ein relativ neuer Mündungsarm aus dem reichen Delta des Riesenstromes. Wo er den Zambesi verlässt, an der Ecke einer Mangroveninsel, ergötzen uns mehrere Flusspferde durch ihr munteres Treiben.

Nun geht es in nordwestlicher Richtung den Zambesi hinauf. Die Landschaft zu beiden Seiten der Ufer ist ein echtes, unverfälschtes alluviales Tiefland, durch welches sich der mächtige Strom mit unaufhörlichen Insel- und Kanalbildungen langsam dem Ocean entgegenwindet. Die Breite wechselt von etwa einer

bis zu drei Meilen (2000—5000 m). Die Ufer sind mit Akazien, Baumwollbäumen und einzelnen Palmengruppen bestanden, und dazwischen liegen die Ansiedelungen der Eingeborenen verstreut, auf denen Reis, Erdnüsse, Mais und Hirse gepflanzt sind, welche jetzt, nach einer reichlichen Regenzeit, im üppigsten Grün prangen. An den Ufern zeigen sich Flamingos, Enten, Gänse und Tauben, auf den Sandbänken schlafen träge Krokodile, im Wasser steigen hin und wieder plumpe Flusspferde empor oder springen weissbäuchige Fische aus der trüben Flut. Von Zeit zu Zeit schwimmen Baumstämme oder ganze Grasinseln an uns vorüber. Sie kommen von Shire und dem Nyassa, belehrt uns der Kapitän.

So geht es den ganzen Tag über fort. Wenn der Blick ermüdet ist von der Betrachtung der fremdartigen Landschaft, nehmen wir ein Buch zur Hand, oder auch die Feder, um Eintragungen zu machen oder Briefe zu schreiben.

Nachdem die Sonne untergegangen und während das Abendrot im Verglühen ist, gehen wir, etwa $6^1/_4$ Uhr, bei einer Insel Mquira vor Anker, 75 Meilen oberhalb des Chinde-Ausflusses. Unsere Leute springen an's Land, und bald lodern ringsum die Lagerfeuer empor, an denen sie ihr Essen für den Abend und gleichzeitig für den folgenden Tag zu kochen haben.

Um 10 umfängt das Boot das Schweigen der Nachtruhe.

Der Charakter des Stromes bleibt am folgenden Tage ziemlich unverändert, immerfort ausgedehnte, marschige Steppe. Gegen Nachmittag treten die südlichen Ufer etwas höher und fester empor, und wir gehen etwa zwei Uhr bei der portugiesischen Zollstation Lacedonia vor Anker, um unsere Zollangelegenheiten zu regulieren. Ich marschiere dann mit Kapitän Silver und Mr. Puzey landeinwärts, um unsere Büchsen einzuschiessen, und mache darauf mit Mr. Puzey, der Land und Leute kennt, einen Spaziergang zu einem Eingeborenendorf in der Nähe, wo wir uns einen Trunk Negerbier schmecken lassen. Seltsam ist die Begrüssungsweise der Eingeborenen hier. Die Männer machen drei reguläre Kratzfüsse, abwechselnd mit dem rechten und linken Fuss, die Mädchen kreuzen die Hände über den Busen und machen einen Knicks nach der Schule Lud-



Tierleben am Zambesi.



wigs XIV. Das haben sie von den Portugiesen gelernt, welche hier seit etwa vierhundert Jahren herrschen. Um 5 Uhr dampfen wir weiter, um bei einem grossen Dorf am Südufer, namens Luare de Ramao, vor Anker zu gehen. Der Platz ist bekannt als früherer Stapelplatz für den Mädchenhandel am Fluss.

Am Donnerstag verändert sich die Landschaft im Norden, indem immer deutlicher die Shire-Berge am Horizont emporsteigen, insbesondere der imposante Marombale, welcher 4000 Fuss hoch ist; im Süden herrscht immer noch alluviales Schwemmland vor. Die Shire-Berge sind der südliche Ausläufer vom östlichen Rand des „Grossen Ostafrikanischen Grabens", welcher sich vom Todten und Roten Meer, an Abessynien vorbei, durch den ganzen afrikanischen Kontinent zieht, und welchen ich früher am Baringo und in Ugogo überschritten hatte. Die Sohle ist hier immer noch 7 Meilen breit und wird vom Shire durchflossen. Der westliche Grabenrand wird durch die Mgowe-Berge dargestellt, welche ihre südwestliche Fortsetzung in den Lupatabergen finden.

Geologisch betrachtet, glaube ich, dass das ganze Gebiet des unteren Zambesi, östlich von der Lupata-Schlucht, früher eine grosse See-Mulde bildete, welche in den Jahrtausenden von Zambesi und dem Shire allmählich mit Alluvium ausgefüllt worden ist. An diese Senkung grenzt im Süden das Hügelland von Gorongoza und nordwestlich das terrassenförmig sich verschiebende Plateau von Shiramba und Tambara, die Flussgebiete des Pompuë und des Muïra.

Wir ankerten Donnerstag Nachmittag an der Station der Moçambique Co. Morassa, am südlichen Ufer, wo wir Holz für unseren Dampfer einnehmen mussten. Dies gab mir wieder Zeit zu einem längeren Spaziergang in die Umgegend, welche gut angebaut ist. Um nach Morassa zu gelangen, hatten wir unseren Weg durch den unteren Shire und einen neu in diesen vom Westen hineingebrochenen Zambesi-Arm genommen. Diese fortwährenden Neubildungen von Flussarmen beweisen mehr als alles Andere, wie jung diese ganzen alluvialen Ablagerungen noch sind. Das Gebiet ist, geologisch zu sprechen, erst gerade aus dem Flussschlamme empor gestiegen. Ueber Mo-



Aufnahme von Brennholz für den Dampfer.

rassa schwebten in drohenden Wolken Milliarden von Heuschrecken, welche sich gerade während meines Spazierganges wie ein brauner Teppich über der Landschaft niederzulassen begannen, um in kurzer Zeit Gras, Laub und die ganze reiche Ernte zu vernichten.

Bis zum Donnerstag hatten uns periodische Regengüsse begleitet. Der Freitag Morgen gab mir das Gefühl, dass wir die Regenzone verlassen hatten. Durch herrliches Wetter brachte eine Fahrt von 8 Stunden uns an diesem Morgen nach Mutarare, einer Station der Companhia da Zambesia, wo ich Geschäfte zu erledigen hatte. Mutarare liegt am Ausläufer der Mgowe-Berge gegenüber Sena, auf Sandsteingrund, halbinselartig zwischen dem Zambesi und einem Ausfluss aus demselben in den Shire, dem Zuë-zuë. Der Zambesi, und dies ist sehr charakteristisch für dieses ganze Stromgebiet, entsendet hier also einen Zufluss in einen seiner eigenen Nebenflüsse. Herr Müller, der Chef der Station, empfing uns sehr freundlich,

und bald waren unsere Geschäfte zur Zufriedenheit geregelt. So konnten wir schon um 4 Uhr wieder abdampfen, schräg über den breiten Strom hinüber, um vor Sena uns festzulegen.

Sena.

Sena liegt etwa zwei Meilen (gegen vier Kilometer) vom heutigen Zambesi entfernt; vor vier Jahrhunderten, als es angelegt wurde, war es unmittelbar vom Strom bespült. Also auch hier wieder eine gründliche Verschiebung des Flussbettes! Heute führt ein Flussarm, der St. Paul, welcher nur in der Regenzeit Wasser hat, noch bis etwa eine halbe Meile an die Stadt heran. Da es bereits gegen 5 Uhr war, als wir vor Anker gingen, verschob ich meinen beabsichtigten Besuch beim Gouverneur auf den folgenden Morgen, und veranlasste Mr. Puzey, gleich mit dem Kapitän nach Sena zu rudern, um eine Verabredung für diesen offiziellen Besuch zu treffen. Die beiden Herren kamen erst spät in der Nacht zurück mit einer liebenswürdigen Einladung vom Gouverneur auf 11 Uhr am nächsten Morgen zum Frühstück für Kapitän Silver, Mr. Puzey und mich. Schon um $7^1/_2$ Uhr liessen wir uns indess nach Sena rudern, um den interessanten alten Platz und die Umgegend uns genau anzusehen. Sena liegt am Fuss eines Hügels, das Fort ist etwa 180 Jahre alt, und ganz im Styl der Bauten des vorigen Jahrhunderts an der ostafrikanischen Küste angelegt. In der Stadt ist eine eigentliche Geschäftsstrasse, mit einer Akazienallee in der Mitte. In ihr, wie überhaupt am ganzen Zambesi herrschen die Banjans und Indier vor. Daneben liegt das Negerdorf. Das stattliche Gouvernementsgebäude, weiss gestrichen, mit weitüberhängender Veranda, liegt etwas abseits, unmittelbar unter dem erwähnten Hügel.

Der Kommandant von Sena, Senhor Pinto-Basto, empfing uns mit grösster Freundlichkeit, und sehr schnell waren unsere Geschäfte in coulantester Weise geregelt. Überhaupt muss ich aussprechen, dass ich von allen Portugiesischen Behörden in Macequeçe wie in Chinde und in Sena das grösste Entgegenkommen gefunden habe. Alsbald erschienen die höheren Beamten des Platzes, unter ihnen der liebenswürdige Arzt, Dr. Barral, und dann vereinigte uns eine ganz vortreffliche Mahlzeit in der kühlen Speisehalle des Gouvernements. Unter angeregten Gesprächen, meist in französischer Sprache, verflossen drei an-

genehme Stunden. Darauf ein Besuch beim Doktor, und gegen 4 Uhr geleiteten uns die sämtlichen portugiesischen Herren zurück an Bord des „King", wo wir uns nach einem Abschiedstrunke in deutschem Bier, bei Sonnenuntergang trennten.

Auf Mitonda.

In der Frühe des Sonntagsmorgens, am 9. April, dampften wir weiter stromaufwärts, immer den Mgowe-Gebirgszug zur Rechten. Diese Seite des Flusses erinnerte mich ein wenig an die Donau zwischen Passau und Linz, obwohl sie nicht so schön ist. Halblinks vor uns tauchten jetzt ebenfalls etwas höhere Plateauländer auf: das Gelände von Shiramba, durch welches der Pompuë-Fluss seinen Weg bricht. Dieses erreichten wir erst am folgenden Morgen. Die Nacht verbrachten wir bei der Plantage von Santo Tao, wo sich früher ein portugiesisches Fort befand. Ich konnte gerade noch einen einstündigen Spaziergang machen, bevor die Nacht hereinbrach, wobei ich einem Inder einen Besuch abstattete. Herr von Napolski bestimmte hier auf meine Veranlassung die Höhe über dem Meeresspiegel, und fand, dass wir 144 m über der See uns befanden.

Am Montag, den 10. April, ging es in der Frühe weiter. Des Morgens liegt jetzt regelmässig ein dichter Nebel über dem Fluss, welcher die Abfahrt zuweilen um eine halbe Stunde oder mehr verzögert. Bald dampfen wir am Plateau von Shiramba entlang, welches sich coulissenartig in langen Fräsen gegen das Flussbett vorschiebt. Es besteht aus Granit mit aufgelegtem Sandstein und ist mit grünem Wald bestanden. Vor uns heben sich immer schärfer die Zacken und Kuppen des Lupata-Gebirges empor, durch welches der Zambesi in einer engen Schlucht (Lupata-gorge) seinen Weg zu brechen hat. Um ein Uhr passieren wir die Mündung des Pompuë-Flusses und machen um 2 Uhr eine kurze Pause bei der Station der Moçambique Company, Shiramba, wo wir Holz einnehmen. Ich benutzte diese Unterbrechungen stets zu kürzeren oder längeren Spaziergängen.

Dann dampften wir weiter in den herrlichen, sonnigen, aber relativ kühlen Nachmittag hinein, auf Mkwasi zu, wo wir die Nacht zu schlafen gedenken. Die Lupatakuppen heben sich immer bestimmter am Abendhimmel empor, und links davon,

an der Südseite des Flusses, steigt, mit einigen runden Kuppen, das Plateau von Tambara auf, die nördliche Fortsetzung des Plateaus von Shiramba, welches wir am Morgen passiert haben.

Wie ein Traum liegt der breite Strom vor uns da, spiegelglatt und seelenvoll schlägt er sein Auge zum Himmel empor. Ein Kranz von grünen Inseln durchzieht ihn. An den Ufern sehen wir hier und da die vornehme Gestalt einer Palme. Auf der Flut tummeln sich ganze „Schulen“ von Flusspferden, von denen es mir gelingt, zwei zu erlegen.

Dann flammt der Abendhimmel über Lupata und Tambara empor, in einer Schönheit, wie ich sie niemals übertroffen



Injakoro, Fort von Tambara.

gefunden habe. Dürfen wir dies Flammenzeichen als gutes Omen für die vor uns liegenden Aufgaben nehmen? Ach, die Zeiten der Omina und Zeichen sind für mich vorüber. Ich habe mich daran gewöhnen müssen, nur mit der brutalen Realität von Ursache und Wirkung zu rechnen. Als der flimmernde Sternenhimmel der Tropenwelt sich von Neuem über die schlummernde Welt spannte, konnte ich wehmütige Betrachtungen über das Einst und Heute anstellen.

Am 11. April ging unsere Bootfahrt zu Ende. Wir dampfen auf Tambara zu, wo ich dem portugiesischen Kommandanten einen kurzen Besuch abstatte, und dann nach weiterer einstündiger Fahrt lande ich meine Expedition in Mitonda, unfern der östlichen Einfahrt in den Lupataschlund, von wo aus ich meinen Marsch in's Innere antreten will.

Mitonda.

Mitonda war im Jahre 1896 von Mr. Puzey als Faktorei für den Handel mit Macombe angelegt worden. Macombe's Gebiet reicht bis etwa $1^1/_2$ engl. Meilen südwestlich von Mitonda. Die Makalanga erkennen die portugiesische Oberhoheit zur Zeit noch nicht an, sondern befinden sich im Zustande der Rebellion. Dies erschwerte naturgemäss meine Unternehmung ausserordentlich, denn gerade die Erforschung von Macombe's Land war das erste Ziel derselben. Da die Moçambique Co. mir in diesen Gebieten keinen Schutz bieten konnte, und da ich selbst weder das Recht noch die Macht hatte, gegen den mächtigen Häuptling kriegerisch vorzugehen, war ich ausschliesslich darauf angewiesen, Freundschaft mit ihm zu machen, um meine Arbeit ungestört durchführen zu können. Meine Erfahrungen in Zentral-Afrika, vornehmlich 1890 in Uganda, wo ich ebenfalls auf Diplomatie gegenüber einem Negerkönig angewiesen war, kamen mir hier trefflich zu statten.

Es ist in solchen Lagen gewöhnlich, dass man eine Botschaft an den betreffenden Häuptling schickt, um die Erlaubniss zu erbitten, sein Land zu betreten. Hiervon sah ich ab, da dies unter allen Umständen einen grossen Zeitverlust bedeutet haben würde und möglicherweise die Gefahr eines ablehnenden Entscheides in sich barg. Ich warb so schnell wie möglich 56 Träger an und überschritt, begleitet von Mr. Puzey und Herrn Gramann, am Nachmittage des 14. April die Grenze von Macombe's Reich, um meinen Einmarsch in den Distrikt von Inja-Ka-Fura zu halten. Wie ich ausgeführt habe, hatte ich eine wissenschaftliche Grundlage für die Annahme, in ihm das von den portugiesischen Schriftstellern so häufig erwähnte Goldgebiet von Fura vor mir zu haben.

In Macombe's Land.

Die aufgehende Sonne am 15. April fand uns auf dem Marsch zum Muïra, den wir nach drei Viertelstunden erreichten. Das Flussbett war trocken, oder vielmehr das Wasser fliesst unter der Erde, was überall da sofort hervortritt, wo das Flussbett beschattet ist. Im Muïra-Flussbett zogen wir hinauf, dessen Ufer von dunklem Grün umrahmt waren. Hier und dort stiegen Perlhühner auf, oder ein Hundsaffe machte sich bei unserem Anmarsch schleunigst aus dem Staube. Bald war ich mit Mr. Puzey der Kolonne voraus. Wir folgten einer frischen



Mitonda.



Eingeborenenspur vom selben Morgen, welche aber alsbald an der östlichen Seite des Flussbettes sich verlor. Kein Mensch war zu sehen.

Von 10 Uhr an stieg immer schärfer und immer grotesker der westliche Höhenzug vor uns auf. Schwarze Schieferblöcke im Flussbett offenbarten uns aus der Ferne seine Formation. Gegen 11 Uhr näherten wir uns der Stelle, wo der Muïra den Gebirgsblock verlässt. Wie Schildwachen halten zwei schroffe und tafelbergartige Hügel an seinem Ausgang rechts und links Wache.

Ich hatte mir seit Jahren gewisse Phantasievorstellungen gemacht über das Aussehen des Fura. Diesmal übertraf die Wirklichkeit alle Vorstellungen. Malerischer und zugleich geheimnisvoller hätte selbst die Phantasie eines Rider Haggard die Eingangspforte in das alte sagenhafte Goldland nicht schildern können. Wie zwei Felsburgen standen die schwarzen Schiefermassive rechts und links am Muïra-Fluss, auf ihrer flachen Höhe überwuchert von üppigem Grün. Darunter rauschte das Wasser des Flusses, in welchem sich der tiefblaue Himmel der Tropenwelt spiegelte. Vor uns aber öffnete sich ein Flussthal, in welches zu beiden Seiten die schwarzen Felswände hinabfielen, zunächst noch in hügelartiger Wellung, dann weiter nach hinten schroff und steil. Und über dieser entzückenden Landschaft das ernste Schweigen des Todes! Die Sabbathstille der Ruhe, wie sie tropischen Landschaften um die Mittagsstunde eigen ist. So fand ich den Ostrand von Fura am Sonnabend Mittag, den 15. April 1899.

In der Muïraenge.

Ich liess das Lager gegen 12 Uhr unter dem Hügel an der Ostseite des Muïra aufschlagen. Mr. Puzey und ich, während wir dieses Eingangsthor betrachteten, mussten unwillkürlich an das „Capitaine des Portes" unseres alten Berichtes denken. Zu unserem Bedauern hatte Herr Gramann einen heftigen Fieberanfall während des Marsches erlitten, sodass ich ihm eine reguläre Ipicaquanha-Kur anraten musste.

Nach dem Frühstück ging ich mit Mr. Puzey und zwei Somalis flussaufwärts, indem wir zwischen dem Gebirgsabfall etwa 1 bis $1^1/_2$ Fuss im Wasser wateten. Schon an diesem Nachmittage konnten wir feststellen, dass der Muïra viel

Quarzsand führte, sodass wir mit Sicherheit auf Quarzreefs weiter oben schliessen konnten. Aber heute kümmerte uns diese Thatsache weniger; es kam uns darauf an, zunächst einmal das phantastische Landschaftsbild ganz in uns aufzunehmen. Daneben begannen wir sofort, nach alten Ruinen auszuschauen. Wie alte Schlossruinen sahen viele der Bergkuppen zu beiden Seiten des Flusses aus, mit ihrer Umrandung von Felsgeröll und ihren merkwürdigen Einschnitten, welche sich von unten fast wie künstliche Auffahrten ausnahmen. Die nähere Untersuchung aber ergab regelmässig, dass wir es mit wunderlichen Naturbildungen zu thun hatten. Etwa eine halbe Stunde oberhalb unseres Lagers macht der Muïra eine Wendung, wodurch an seiner linken Seite eine breite Versandung sich abgelagert hat. Hinter dieser Stelle verengt sich sein Thal, und zu beiden Seiten erheben sich etwa 1200 Fuss hoch zwei schroffe Tafelberge wie zwei mächtige Kastelle. Ich stellte den nächsten Morgen fest, dass sie das südliche Ende dieser Schieferumrandung bilden, wo der Fluss in nördlicher Richtung in den Berg hineintritt. Sie bilden ohne Frage die charakteristischste und vornehmste Partie in dieser Gebirgsformation. Ich habe den Berg, der rechts oder östlich vom Fluss liegt, nach dem Vorsitzenden der Dr. Carl Peters' Co., Sir Thomas Thornhill, Mount Thornhill, den linken Mount Peters benannt. Es hat sicherlich eine Zeit gegeben, wo sie einen Gebirgsblock bildeten, durch welchen der Muïrafluss seinen Weg gebrochen hat. Ursprünglich hat das weite Thal von Injakafura einen Gebirgssee gebildet, wovon wir manche Spuren gefunden haben. Die Sonne sank tief, als wir diese Flussuntersuchung abbrechen mussten. Tief und schwarz fiel der Schatten der Berge über das Flussthal hinüber. Die Stimmen der Vogelwelt wurden laut; vor allem liess sich der Francolin mit seiner trompetenartigen Stimme vernehmen. In gehobener, ja fast feierlicher Stimmung trat ich den Rückweg zum Lager an, in dem Bewusstsein, auf einem Boden mich zu bewegen, den seit mehr als zwei Jahrhunderten keines Europäers Fuss betreten hatte.

Am nächsten Morgen verlegte ich das Lager in die Mitte des Flussthales auf die Sandbank, welche wir am Tage zuvor



Eingang in die Muïra-Enge.



gefunden hatten, und am Nachmittag dieses 16. April ging ich mit Mr. Puzey bis zum südlichen Ende des Muïra--Thales, welches an dieser Seite zwischen den schroff abfallenden Felswänden eine wirkliche Schlucht bildet. Der Schiefer nimmt an dieser Seite mehr und mehr eine rötliche Farbe an durch den starken Eisengehalt, welcher ihm inne wohnt. Ich konnte an diesem Nachmittag feststellen, wie genau unser alter Bericht ist, wenn er sagt: „c'est dans cette montagne que la rivière de Dambarari passe vers le Nord". Der Fluss strömt im wahren Sinne des Wortes durch den Berg, und da, wo er zwischen Mount Thornhill und Mount Peters sich seinen Durchbruch erzwungen hat, ist seine Richtung direkt nördlich. Im mittleren und unteren Thale biegt er gegen Nordosten um. Hinter der eigentlichen Durchbruchsstelle gegen Süden wendet sich der Thornhill-Berg in weiter Biegung gegen Osten zurück, während der Petersberg gegen Westen abfällt. So bilden sie eine weite Bucht, umrandet von einem steilen Bergkranz. Gegen Südwesten nähert sich die östliche Umrandung einem südlichen Ausläufer vom Petersberg, um im Msusi-Berge sich noch einmal zu einem schroffen und mächtigen Schieferblock zu erheben, welcher den Gebirgskessel gegen Süden gewissermassen abschliesst. Unter diesem Msusi-Berg liegt das grosse Kraal von Inja-Ka-Fura, wo der zweite Induna Macombe's, Kambarote, der Gouverneur der ganzen Landschaft Injakafura, welche sich von hier aus noch etwa 8 Meilen gegen Westen, Norden und Süden ausdehnt, residiert. Daü-Wanga von Mafunda und Kambarote von Injakafura halten Wacht an der Nordgrenze gegen die portugiesischen Forts am Zambesi, und sie mögen an 1200 Gewehre zu ihrer Verfügung haben.

Massapa.

Die Eingeborenen hatten uns natürlich vom ersten Augenblick unseres Einmarsches an beobachtet, und keine unserer Bewegungen war ihnen entgangen. Schon am Sonnabend hatten sich mehrere von ihnen nachmittags bei unseren Zelten eingefunden, denen ich sagen liess, sie möchten uns Hühner und Essen zum Verkauf bringen. Am Sonntag Nachmittag kamen Andere, welche uns sagten, sie kämen von Inja-Sapa. „Wo liegt Inja-Sapa?" — „Oestlich von den Bergen, im Süden von Mafunda." Da hatten wir eine interessante

Thatsache. Nach den Berichten sollte der Fura-Berg westlich von Massapa gelegen haben. Hier erfuhren wir, dass ein Ort Inja-Sapa östlich vom Gebirgsmassiv liege, in dem wir uns befanden.

Am Sonntag den 16. April entliess ich die Träger, welche unsere Lasten in's Muïra-Thal getragen hatten. Die Leute fühlten sich unbehaglich in Macombe's Land, und ich konnte jetzt mit Gemütsruhe die Träger abwarten, welche von Tete in Aussicht standen, da unsere nächste Arbeit durch Tagestouren von unserem jetzigen Lager aus zu thun war.

Am 17. April gingen Mr. Puzey und ich nach Inja-Sapa. Der Weg führte an unserem ersten Lagerplatz vorbei gegen Osten im Flussbett. Das Unangenehme dieser Excursionen vom Muïra-Lager war, dass wir im Flussbett stets durch Wasser zu waten hatten, wodurch unser Schuhzeug ausserordentlich litt. Aber das Bett war zu schmal, so dass ein Weg am Uferrand ausgeschlossen war. Inja-Sapa liegt etwa 3 engl. Meilen östlich vom Muïra, etwa 9 engl. Meilen südlich vom portugiesischen Fort Injakoro, ein wenig im Süden von Mafunda. Der Ort liegt in der Mitte eines dichten Hochwaldes und ist mit einem starken Verhau befestigt. Puzey, der in dieser ersten Zeit zu dolmetschen hatte, fragte die Eingeborenen, welche uns sehr ungeniert, aber nicht unfreundlich empfingen: „Kennt ihr einen Ort Massapa?" — „Massapa?", antworteten sie lachend, ist dieser selbe Ort; die Leute nennen ihn Inja-Sapa oder Massapa, wie es ihnen gefällt; das ist ein und dasselbe (mbosi mbosi)". Augenscheinlich waren wir also hier in dem alten portugiesischen Marktplatz von Massapa. Alle Umstände trafen zu, sowohl seine Lage zu Injakafura als auch seine Entfernung vom Zambesi, welche nach einem Bericht von J. Lopes da Lima 8 leagues betragen haben soll. Dass wir nicht erwarten durften, in Massapa Reste des ehemaligen portugiesischen Forts zu finden, geht aus einer Stelle von Theal's „The Portuguese in South Africa" hervor (p. 238). Danach beschloss um's Jahr 1620 Kapranzine, der damalige Häuptling des Landes, sämtliche Europäer und Christen bei sich zu töten. André Fereira, der Capitao das Portas, welcher zufällig in der Residenz war, mit De

Barros und den bedrohten farbigen Christen, flüchteten sich bei Nacht nach Massapa, wo ein kleines hölzernes Fort in Eile errichtet wurde. Aus dieser Nachricht schliesst Theal selbst, dass in Massapa niemals ein wirkliches Fort mit einer ständigen Garnison bestanden haben kann. Denn das erzählte Ereignis fand statt, als die portugiesische Herrschaft in diesen Gebieten niederzugehen begann. Massapa war augenscheinlich zu allen Zeiten nichts als ein offener Marktplatz, in welchem Gold eingetauscht ward, und wo der Capitao das Portas mit einigen Benediktinermönchen wohnte. Der Platz lag noch nicht im Goldgebiet, sondern an den Pforten dazu, woher der Name des Capitao das Portas. Genau so haben wir die Verhältnisse 1899 gefunden. Nach Injakafura führen von Massapa zwei Wege. Der eine über die Ostumrandung des Muïra-Flusses und Mount Thornhill 2 Stunden lang, der andere durch das Muïra-Thal, in welchem unser Lager sich befand, $1^1/_2$ Stunden lang. Eine Stunde Marsch westlich von Inja-Ka-Fura liegen die von uns im Juli entdeckten alten Goldminen, welche demnach auch „westlich von Massapa" liegen. DerName Massaba lässt auf Beziehungen mit den südarabischen Sabäern schliessen, und es mag sein, dass die antiken Eroberer über hier zu den Minen vordrangen, da die beste Landungsstelle am Zambesi in dieser Gegend entschieden der Hügel von Injakoro, nördlich von Massapa ist, von wo der Weg nach Injakafura noch heute über Mafunda und Massapa geht. Alle diese Orte liegen in der Landschaft Tambara.

Das Ergebnis unseres Besuches von Inja-Sapa war also ein entschieden befriedigendes, und Mr. Puzey und ich waren überzeugt, nun auch bald die Ruinen von Fura selbst zu finden.

Zu diesem Zweck beschlossen wir, am folgenden Morgen die Ostumrandung des Muïra-Flusses, welche direkt über Massapa sich erhebt, genau abzusuchen. Herr Gramann musste immer noch das Bett hüten. Ein ausserordentlich ermüdender Marsch von etwa 6 Stunden mit steilem Aufstieg vom Thornhill-Berg aus über wüstes Geröll und durch dorniges Gestrüpp, welcher uns in weitem Bogen zu unserem ersten Lagerplatz zurückführte, brachte uns kein Ergebnis, und sehr ermüdet

kehrten wir in's Lager zurück, wo wir zu unserer Freude Herrn Gramann auf Besserung fanden. Mit diesem suchte ich am folgenden Morgen das südliche Flussthal ab, und liess ihn am Nachmittag, um doch erst einmal eine reale Grundlage zu gewinnen, den Flusssand des Muïra-Thales auspfannen. Zu unserer Freude stellte er, obwohl ihm das Wasser nicht erlaubte, tief, geschweige denn bis zum Felsgrund hinabzugehen, sofort wirkliches Gold im Muïra fest. Dies war mir ein weiterer Beweis, dass wir in der richtigen Gegend waren.

Ruinen. Inzwischen fingen unsere Beziehungen zu den Eingeborenen an, besorgniserregend zu werden. Am 17. April hatte der Induna von Mafunda es für gut befunden, mit etwa 300 Flinten an meinem Lager demonstrativ vorbei zu defilieren zu Kamborote in Inja-Ka-Fura, mit dem wir ebenfalls noch keine Beziehungen angeknüpft hatten. Trotzdem ich die Eingeborenen wiederholt dazu aufgefordert hatte, war uns noch kein Getreide-Korn, kein Huhn von ihnen verkauft worden. Wir erfuhren, dass in Inja-Ka-Fura ein tagelanges Biertrinken stattfinde, mit Kriegstänzen und Drohungen gegen uns. Jetzt fingen Mafunda-Leute an, Boten von mir abzufangen und meine Diener mit Drohungen einzuschüchtern. Mit Geheul tanzten Mafunda-Leute ihren Kriegstanz um unsere Zelte, und ich war froh, dass meine Tete-Träger noch nicht angekommen waren, weil diese sicherlich vor solchen Demonstrationen ausgerissen sein würden. Indess sah ich ein, dass es so nicht weiter gehen könne, und schickte deshalb am Morgen des 20. April Mr. Puzey nach Inja-Ka-Fura, dessen Bewohnern er von Mitonda her bekannt war, um mit dem Häuptling Kamborote Rücksprache zu nehmen. Ich arbeitete inzwischen an Berichten für London im Lager. Gegen Mittag kam Puzey bereits zurück, den ich vor Abend nicht erwartet hatte, nahm mich in mein Zelt und sagte: „I have good news, I have seen the ancient ruins.“ Der Weg nach Inja-Ka-Fura führt an dem Hügel vorbei, der sich vom Petersberg dem Msusi-Berg nähert. An diesem hatte Mr. Puzey vom Fluss aus eine mächtige Cyklopenmauer gesehen, und war sofort zu mir zurückgeeilt, um mir die frohe Botschaft zu bringen. Ich besuchte diese Ruinen noch am selben Nachmittag mit Herrn Gramann.



Mauertrümmer bei Inja-Ka-Fura.



Es war nach halb vier Uhr, als wir den Fuss des „Puzey-Hügels“ erreichten, welcher in einem Bogen vom Muïra umflossen wird. Ich glaube, dass hier früher ein künstlicher Graben gezogen war, in welchen der Muïra abgeleitet wurde, da der Fluss hier tiefer ist, als irgendwo sonst, auch das ganze Jahr hindurch fliessendes Wasser hat. Hinter dem Graben war möglicherweise ehemals eine Cyklopenmauer um den Fuss des Hügels herum, welcher heute nur noch durch wüste Geröllmassen angedeutet wird.

Ueber dieses Geröll bahnten Gramann und ich uns unseren Weg durch dichtes Dornen- und Brennessel-Gestrüpp, welches den Aufstieg ungemein schmerzlich machte. Als ob die Natur selbst das alte Mysterium bewahren wollte! Ueber mich persönlich, der ich voranging, fielen zum Ueberfluss noch Bienen her, die mich plötzlich mit zwei schmerzhaften Stichen in's Gesicht für mein Eindringen bestraften. Vorwärts indess ging es, und nach etwa einer Viertelstunde, erhitzt und erschöpft, standen wir auf der Plattform des Hügels. Dies war es, was wir sahen. Um den Hügelrand herum schienen die Grundmauern einer alten Cyklopenmauer sich herumzuziehen, deren Steine indes mit der Hacke bearbeitet sein mussten, da sie eine gewisse regelmässige dreieckige Form zeigten, welche die Spitze gegen aussen kehrte. Weiter zurück vom Rande, der Mitte des Hügels zu, fanden wir eine mächtige, wagrecht auf dem Boden liegende Felsplatte, welche wir ursprünglich für den Eingang zu einem kellerartigen Gewölbe zu halten geneigt waren. Spätere Untersuchungen haben ergeben, dass diese Annahme irrig war; dass vielmehr um diese Platte früher eine Mauer aus anderen künstlich geformten Steinen, in einer Art von Herzform, herumgeführt, gestanden hat. Neben ihr fanden wir eine Menge curios geformter Steine, welche ich geneigt bin, für Betylae zu halten. Betylae bildeten den Gegenstand religiöser Verehrung in den ursemitischen Culten. Unter diesen Betylae fand ich einen ausgeprägten Phallus. Der Phallus-Dienst war mit dem Cultus der ursemitischen Sonnenanbetung verbunden. Dass wir es in diesen Ruinen mit Werken aus Menschenhand, und nicht mit Naturspielen zu thun haben, wird bewiesen durch die

Thatsache, dass sie aus Sandstein sind, während die Felsplatte wie die ganze Formation des Hügels aus krystallinischem Schiefer besteht.

Nicht viel Zeit hatten wir am Nachmittag des 20 April, uns diesen Fund gemeinsam zu betrachten. Mir lag vor allem daran, die Cyklopenmauer zu untersuchen, welche den Hügel in seiner Mitte durchzieht, und die Puzey von unten gesehen hatte. Wir brachen uns also einen neuen Weg nördlich von unserem Aufstieg, wiederum über wüstes Geröll, welches in geradezu tollen Haufen am Abhang lag. Etwa 30 Fuss unter dem Hügelrand kamen wir auf eine Art Burghof und hatten die Mauer vor uns, welche sich in mächtigem Bogen, dem Hügel folgend nach beiden Seiten erstreckte. Hier stand sie bis zu 15 Fuss und höher, dort war sie halb, und dort mehr zusammengebrochen. An einzelnen Stellen stand das Gestein nackt zu Tage, an anderen war es von dichtem Grün überwuchert. Mit einer Art ehrfurchtiger Scheu fanden wir uns auf diesem Schauplatz einer uralten menschlichen Thätigkeit. Der Eindruck war um so grossartiger, als die Sonne begann, vor uns im Westen niederzusinken, und der graue Schatten der Abenddämmerung sich über die Mauerreste legte. Wir waren beide erfüllt von der geschichtlichen Bedeutung dessen, was wir hier sahen, und fühlten den Schauer einer Jahrtausende alten Vergangenheit. In diesen Ruinen besassen wir mehr als eine geschichtliche Notiz, sie stellten eine Urkunde dar, welche für sich selbst sprechen musste, wenn wir imstande sein würden, sie genau zu entziffern.

Die heraufziehende Dämmerung zwang uns, zur Hügelkuppe zurückzuklimmen. Nur einige Minuten liessen wir unsere Blicke über die lachende Landschaft vor uns im Westen schweifen, durch welche der Muïra in breiten Windungen sich hindurchzieht, mit ihren Feldern und ihrem Baumbestand, mit dem rotglänzenden Msusi-Berg zur Linken und dem Longuë-Massiv gerade vor uns, das Landschaftsbild gegen Westen abschliessend. So wie wir jetzt, mochten die alten Eroberer über die Landschaft unter sich geblickt haben. Von diesem Hügel aus beherrschten sie das Gebiet vor sich, wie das dunkle Bergmassiv im Rücken. Vor allem hatten



Das Inja-Ka-Fura-Thal von der Ruine gesehen.



sie von hier aus das Muïra-Thal und damit den Weg nach dem Osten und zur Küste in ihrer Hand. Etwa $2^1/_2$ deutsche Meilen ist es von hier zum Zambesi-Fluss. Der Ort ist wie geschaffen für eine Befestigung, welche den Zweck hat, einer Truppe Schutz zu bieten und gleichzeitig als Aufbewahrungsplatz für Gold- und andere Schätze zu dienen.

Dies war die Meinung von Herrn Gramann und mir, als wir in's Lager zurückkehrten, welches wir bei voller Dunkelheit erreichten.

Verglichen mit den Mashonaland-Ruinen, welche wir später kennen lernten, gewähren diese Trümmerhaufen von Inja-Ka-Fura einen erheblich älteren Eindruck. Sie sind weit roher und viel mehr verfallen, und ich möchte annehmen, dass hier am Zambesi die südarabischen Goldsucher zuerst in Südafrika eingezogen sind. Bis zum Lupata hin konnten sie sehr wohl mit ihren Segelbooten bei normalem Wasserstand hinauffahren, und von dort gelangten sie durch die Muïra-Enge direct an die Westgrenze des Goldgebietes, das sich von hier gegen Mashonaland hinzieht. Capitao das Portas nannten, wie erwähnt, die Portugiesen den Kommandanten von Massapa.

Das Muïra-Thal am Petersberg stellte recht eigentlich die Pforte dar, durch welche man in den Nordteil des antiken Eldorado gelangte.

Dass wir hier einer Goldformation gegenüberstehen, haben die Forschungen der drei letzten Jahre bewiesen. Die geologische Formation der Gegend ist die folgende.

Geologische Formation.

Von Osten, von Tambara aus kommend, sehen wir vor uns von der Lupata-Enge aus N. N. W. gegen S. S. O. streichend ein Randgebirge, durch welches der Muïra seinen Weg, seiner Mündung in den Zambesi zu, bricht. Dieses Fura-Randgebirge besteht aus krystallinischem, und zwar phyllitischem Schiefer. Es ist etwa 3 engl. Meilen breit. Dahinter im Westen befindet sich der Thalkessel von Inja-Ka-Fura, augenscheinlich alter Seenboden. Bald hinter dem Ort Inja-Ka-Fura im Longoë-Stock setzt der Schiefer in Diorite über, welche dem Schiefer parallel ebenfalls von N. N. W. gegen S. S. O. streichen. Dahinter, dem Ruenje zu, tritt Granit auf, immer wieder streifenweise von Schiefer und Dioriten durch-

zogen. Wir befinden uns also hier in Urschieferformation. Vornehmlich im Diorit, aber auch im Granit streichen Quarzreefs, in denen Herr Gramann schon 1899 freies Gold feststellte. Die Proben, welche ich von hier nach London schickte, und welche dort geprüft wurden, enthielten ebenfalls Freigold. Eine andere meiner Expeditionen fand sehr reiches Gold, weiter südwestlich und unweit Inja-Ka-Fura, auch „blauen Diamantengrund".

Die Eingeborenen im ganzen Distrikt waschen Gold in den Flussläufen, welches einen Haupthandelsartikel von Macombe's Land ausmacht. Wahrscheinlich hat es sich bei den ältesten Unternehmungen der Südaraber in Südafrika ebenfalls ausschliesslich um alluviales Gold gehandelt. Erst, nachdem sie sich selbst in diesem Lande endgültig festgesetzt hatten, konnten sie auch den Abbau von Minen mit Sklavenarbeit unternehmen.

Eingeborene.

Es war eine Zeit harter Arbeit, welche uns bevorstand, als wir von Mitte April 1899 an begannen, diesen Distrikt zu durchforschen. Mit den Eingeborenen erzielte ich freilich alsbald einen modus vivendi, insbesondere durch eine Gesandtschaft, welche ich schon im April in Macombe's Residenz schickte, und welche durch den Besuch Cuntetes, seines Bruders, erwidert ward. Aber ihren passiven Widerstand haben sie doch bis gegen den Juli hin fortgesetzt. Man kann es ihnen im Grunde nicht verdenken, dass sie dem gefährlichen weissen Eindringling die Geheimnisse ihres Landes nicht freiwillig preisgeben. Insbesondere widersetzten sie sich der Besteigung von Hügeln, welche ihnen von Alters her geheiligt sind. Als ich am 13. Mai mit Herrn Blöcker den Msusi-Berg über Injaka-Fura erklomm, kamen eilends Läufer vom Kamborote, mit dem Gebot, sofort umzukehren. Als ich eines Morgens mit Mr. Puzey am Petersberg prospektierte, wurde derselbe Wunsch vom Induna uns übermittelt, und als ich gar mit Blöcker und Gramann den Tenje-Hügel erstiegen hatte, erschien der Häuptling persönlich, um uns auf das Frevelhafte unseres Beginnens aufmerksam zu machen. Zu meinem Bedauern war ich nicht in der Lage, solchen religiösen Bedenken zu entsprechen. Bei Scherele, im Tela-Distrikt, befindet sich eine

Diorit-Säule, welche von den Eingeborenen für besonders heilig gehalten wird. Hierhin schickte ich am 11. Juli 1901 zur näheren Untersuchung Herrn Blöcker, der fast in Lebensgefahr geriet, als er die Einfriedigung um die Säule überschreiten wollte. Genug, wir fanden alsbald heraus, dass in dieser Gegend Höhen und Steine religiöse Verehrung genossen, und diese Thatsache war vom Standpunkt meiner eigenen Forschungen aus von grossem Interesse.



Tenje-Hügel.

Die Einzelheiten unserer geologischen Forschung sind von keinem allgemeineren Interesse. Vom Mai ab prospektirten wir die Goldreefs um Tenje und Tela in Inyamengale in aller Form, und, obwohl wir klare Resultate betreffs der Abbaufähigkeit naturgemäss nicht in der kurzen Zeit gewinnen konnten, waren die Ergebnisse doch soweit genügend, dass ich mich entschloss, 80 „Claims" im Tenje-Distrikt vorläufig in Tete bei den Goldfields of Zambesia registrieren zu lassen und Ende Juni mit der Anlegung einer dauernden Station östlich vom Tenje-Hügel begann.

Nach Tete marschirte ich am 28. Juni 1899 persönlich ab, um die Claims daselbst registrieren zu lassen. Gleichzeitig



Tenje-Station.

wollte ich mich hier für meinen Zug durch Macombe's Land ausrüsten, vor allem geeignete Geschenke für Macombe einkaufen. In meiner Abwesenheit sollten Herr Gramann und Herr von Napolski weitere Goldreefs im Tenje-Distrikt für uns ausheben, der erstere aber sobald als möglich dann nach Inja-Banda marschieren, wo wir die eigentlichen Fura-reefs, wesentlich von unserem alten Lager, zu finden hofften.

Nach Tete.

Um $6^1/_2$ Uhr am 28 Juni brach ich mit Herrn Blöcker in nordwestlicher Richtung von der Tenje-Station auf. Die Station war in der Anlage begriffen, und ich hoffte, bei meiner Rückkehr das Wohngebäude im Gerüst zu finden.

Frohen Herzens marschierten wir dahin, zunächst über eins der untersuchten Quarzreefs, dann auf bekanntem Fusspfad durch den afrikanischen Busch. Herr Blöcker ist, wenn er nicht gerade Fieber hat, ein sehr angenehmer Reisebegleiter, immer guter Laune, gefällig und aufmerksam. Dazu ist er Jäger, nicht nur von Profession, sondern auch aus Passion. Der Morgen verlief uns in angenehmem Geplauder, indem Blöcker mir viel Interessantes aus seiner afrikanischen Laufbahn erzählte. Der geologischen Formation widmeten wir unsere volle Aufmerksamkeit. Wir bemerkten, dass bald, nachdem wir den Tenje-Hügel südlich gepeilt hatten, der Quarz

seltener wurde, und bald fast ganz aufhörte. Der Diorit ging in reine Granitformation über.

11 Uhr langten wir in Inja-Ka-Rungue an, wo ich zu lagern beschloss, weil sich herausstellte, dass wir beim Einpacken das Salz vergessen hatten. Inja-Ka-Rungue ist ein schmutziger und ärmlicher Ort. Ich schickte sofort Boten in's Tenje-Lager zurück, die uns am Abend das unentbehrliche Salz brachten.

Blöcker hielt die Gegend für wildreich und machte am Nachmittag einen weiten Jagdausflug mit einem meiner Diener, aber ohne Erfolg. Mit dem Salz am Abend erhielt ich einen Brief von Herrn Gramann, der mir mitteilte, dass am Mittag Cuntete mit einer Gesandtschaft von Macombe eingetroffen sei. Ich schrieb ihm zurück, er möge Cuntete bis zu meiner Rückkehr bei sich behalten.

Am nächsten Morgen marschierten wir in einem starken Marsch auf Tinto am Zambesi zu. Wir kamen an diesem Tage aus der Urformation ganz heraus in Muschelkalk und Sandstein hinein und passierten gegen zwei Uhr eine Reihe von höchst interessanten Versteinerungen, unter denen mir besonders der Stumpf eines Baumstammes auffiel, der aus dem Boden hervorragte. Die Formation ist meiner Ansicht nach klassische Trias. In ihr verblieben wir ununterbrochen bis Tete hin.

Um 3 Uhr erreichten wir Tinto und erblickten den stolzen Zambesi-Strom wieder, welcher in mächtigen Windungen seine Wassermassen dem Ocean zuwälzt. Tinto liegt etwa 4 engl. Meilen unterhalb des portugiesischen Forts von Massangano, und der Fluss ist hier an $1^3/_4$ engl. Meilen breit. Das Lager hatte ich aus Gesundheitsrücksichten und auch wegen befürchteter Moskitos etwa 300 Schritt vom Fluss ab aufschlagen lassen. So konnte ich mir bei der abwärts sinkenden Sonne den Genuss einsamer Betrachtung des Landschaftsbildes vor mir von einem Stein am Ufer aus gestatten. Meine Seele wanderte zurück an den Elbstrom und die Tage der Kindheit.

Nun marschierten wir fortdauernd am Ufer des Zambesi entlang. Wie ein Wegführer läuft die Telegraphenlinie von Tete nach Chiromo neben uns her, welche weiter unterhalb bei

Lupata über den Fluss geleitet ist. Es kommt wie Feiertagsstimmung über uns, wieder und wieder den Blick über die goldgetränkte Wasserfläche gleiten lassen zu können, an welcher das Thierleben des Flusses sich entfaltet. Flusspferde und Krokodile werden sichtbar. Ganze Völker Perlhühner steigen auf, Enten, Reiher, Flamingos bieten willkommenes Ziel für die Flinte. Ich schoss am 30. Juni 4 Krokodile, Herr Blöcker hielt sich an Tauben und Perlhühner. Um $7^1/_2$ Uhr marschierten wir an dem stattlichen, finster dreinblickenden Fort von Massangano vorbei und 8 Uhr ziehen wir an den Kraals des früheren berüchtigten Räuberhauptmannes Bongas vorüber. $8^1/_2$ bis 9 Uhr überschritten wir den Ruenje, welcher bei seiner Mündung 300—400 Fuss breit ist. Das Wasser ging den Watenden bis unter den Arm. Ich aber zog es vor, mich von drei Boys hinübertragen zu lassen.

Jenseits des Ruenje kommen wir in eine üppig angebaute Landschaft hinein, Marangue, in welcher wir bis 11 Uhr weiter ziehen. Überall Gruppen fleissiger Menschen, mit der Ernte und mit Fischfang beschäftigt. Um 11 Uhr liess ich an einem schattigen Platz auf hohem Flussufer unmittelbar am Zambesi lagern, und wir verbrachten den Nachmittag in der Betrachtung der entzückenden Landschaft vor uns.

Der Charakter der Landschaft bleibt am folgenden Tage derselbe. Wir ziehen stets im breiten, gut angebauten Zambesithal dahin, welches links von Kalkhügeln begleitet wird. Die Dörfer werden zahlreicher, der Viehbestand auf den Feldern üppiger. Rindviehherden bringen eine angenehme Abwechslung in das Kleinvieh, welches überwiegt. Wir nähern uns der Stadt. Leider wurde Herrn Blöcker der Genuss dieses Morgens durch einen erneuten Fieberanfall vergällt, den er aber männlich überwindet, durch unausgesetztes Marschieren. Um $12^1/_2$ Uhr taucht Tete vor uns auf, welches wir 1 Uhr erreichten.

Wir marschierten zu dem Hause, welches Mr. Puzey bewohnte, gegenüber der Oceana Co., und sassen alsbald mit diesem bei einem guten Frühstück in seinem „boarding house“. Mr. Puzey, der krankheitshalber nach Tete hatte gehen müssen, war Gott sei Dank ganz wiederhergestellt.

Meine Geschäfte in Tete entwickelten sich sehr glatt. Schon



Fischen der Zambesibewohner.

am 1. Juli hatte ich meine claims registriert. Meine Einkäufe besorgte ich bei Mr. Martins, dem Vertreter der Zambesia Co. Schon am Mittag des 3. Juli war alles erledigt.

Auch das gesellschaftliche Leben verlief sehr angenehm. Ich traf in Tete Mr. Hepburn wieder, den ich in Salisbury kennen gelernt hatte. Ausserdem machte ich dort die Bekanntschaft von Mr. Hayes, dem Vertreter der North Charterland Co. Ferner verkehrte ich mit Major Robertson, dem Vertreter der transkontinentalen Telegraphenlinie vom Cap nach Kairo, welche hier über den Fluss setzt, Mr. Fisher, dem Inspektor dieser Linie und Anderen. Einladungen häuften sich, und das gewohnte solide Lagerleben wurde für einige Tage unterbrochen.

Als Platz ist Tete der gottverlassenste Ort am Zambesi. Die Häuser sind gebaut auf den Kämmen des Tuff, welcher sich gefaltet parallel am Fluss hinzieht. Die Thalsenkungen zwischen den Häusern sind ohne Strassen, an ihren Abhängen aber ziehen sich halsbrecherische Fusspfade hin, auf denen sich der Personenverkehr bewegt. Ausserdem ist Tete ohne jede hygienische Akkomodation und gleicht in dieser Beziehung einem Negerdorf, was man an der Atmosphäre merkt, welche alles durchdringt. Das Portugiesische Fort unmittelbar am Fluss ist fest angelegt und scheint zum Widerstand fähig zu sein. Der Fluss ist hier nicht ganz eine engl. Meile breit, und hat in seiner Mitte eine grüne Insel, auf welcher seiner Zeit Livingstone einen Garten angelegt hat. Die Insel wird von den Bewohnern zum Ziel von Sonntagsausflügen benutzt. Überhaupt findet ein ziemlich starker Bootsverkehr auf dem Zambesi statt. Tete hat als derzeitiger Endpunkt der Zambesidampfschiffahrt heute schon eine gewisse Bedeutung, welche sehr wachsen muss, wenn die Eisenbahn von Mashonaland nach Tete fertig gebaut sein wird. Dann wird sich als erstes Ergebnis der Mashonaland-Tete-Bahn zeigen, nicht, wie die Unternehmer annehmen, dass der Verkehr von Tete und Umgegend sich nach dem Süden kehrt, auf Rhodesia und die Kapkolonie zu, sondern umgekehrt, dass sich der Handel von Nord-Mashonaland Tete und dem Zambesi zuwendet, um stromabwärts auf Chinde und den Indischen



Flussabwärts im Hausboot.

Ocean sich hinzulenken. Denn die Güter suchen überall in der Welt den nächsten und billigsten Weg zur Küste, auch in Afrika, und an dieser Thatsache wird auch die Ertragsfähigkeit der Kap zu Kairo-Eisenbahn scheitern.

In Tete sollen heute an 80 Portugiesen und 20 sonstige Weisse wohnen.

Ich verliess diesen Ort am Dienstag den 4. Juli in Gesellschaft von Mr. Puzey und Herrn Blöcker. Ich hatte von einem Portugiesen zwei Hausboote gemietet, welche uns nach Kapiendega bringen sollten, einer Station der Zambesia Co. oberhalb der Lupata-Enge, welche 20 Meilen von meiner Tenje-Station entfernt liegt. Ein Hausboot auf dem Zambesi ist ein grosses, zum Rudern und Segeln eingerichtetes Boot, welches im Hinterteil eine Art Hütte hat, in welcher sich ein Mann bequem ausstrecken kann. Ich überliess eines der Boote meinen beiden Begleitern und nahm selbst im anderen Platz.

Zur Lupata-Enge.

Die Fahrt den Zambesi abwärts war herrlich. Die Temperatur war kühl, aber sonnig, und mit nie endendem Entzücken versenkte sich die Seele in das liebliche Landschaftsbild des Flusses, mit seinen Inseln, seinen grünen Ufern von Hügelketten umrahmt, seiner reichen Tierwelt. Auch bot die Jagd eine gute Auswahl. Wir lagerten am Dienstag auf unserem Lagerplatz vom letzten Freitag, wo ich mein Zelt aufschlagen liess, Mr. Puzey und Herr Blöcker in den Booten



Lupata-Station.

schliefen. Am Mittag des 6. Juli trafen wir bei der portugiesischen Station Kapiendega ein, wo meine Träger, welche ich über Land geschickt hatte, zu uns stiessen. Von hier marschierten wir am Donnerstag und Freitag, die Lupata-Berge zur Linken, durch dichten Busch zur Tenje-Station zurück.

Der Lupata-Gebirgsstock mit der berühmten Lupata-Enge, durch welche der Zambesi seinen Weg presst, ist ohne Frage landschaftlich der grossartigste Teil dieses ganzen Gebietes. Die Enge ist etwa 22 englische Meilen lang, und mit einer Geschwindigkeit von 5—6 Meilen per Stunde wälzt der Riesenstrom hier seine Wassermassen durch die Berge. Wie zwei gewaltige Schildwachen halten am oberen Eingang rechts und links vom Fluss zwei finstere und schroffe, etwa 800 Fuss hohe Granitkuppen Wache. Unter diesem Berg am rechten Ufer

des Stromes legte ich 1900 eine Station an und liess einen Weg durch den Busch schlagen zu der inzwischen von uns gebauten Telastation.

Wenn man durch das Felsenthor in die Lupata-Enge eingefahren ist, wird der Blick entzückt durch herrliche geschwungene Bergkegel, bizarr geformte Felskuppen oder starre Bergmassive, welche zu beiden Seiten unmittelbar aus dem Wasserspiegel emporsteigen. Das erinnert an den Rhein zwischen Bingen und Koblenz. Etwa in der Mitte des Schlundes befindet sich eine Art von Flusskessel, augenscheinlich ein alter Krater, im Kreise von 11 schlank geformten Berg-



Tela-Station.

kegeln umgeben. Befände sich diese wunderliche Bildung in Europa, so würde sicherlich irgend eine Legende von den 11 Aposteln oder Derartiges damit verknüpft sein. Etwas weiter stromabwärts steigt an der linken Seite der Bergkegel mendo a ngoma empor, vor dem der Eingeborene im Vorbeifahren sein Haupt entblösst. Augenscheinlich geniesst auch dieser Berg religiöse Verehrung. Gegen den unteren Ausgang wird die Bergumrandung mehr hügelartig und hört, etwa bei Mitonda, ganz auf. Die hier geschilderten Schönheiten lernte ich im Einzelnen erst im folgenden Jahr kennen.

Am 7. Juli 1899 zogen wir, wie gesagt, am westlichen Abfall des Lupata-Massivs entlang, um unser Lager bei Tenje wieder zu erreichen. Als wir dort gegen Mittag eintrafen, war Herr Gramann gerade im Abmarsch auf Injaka-Longoë be-

Botschaft von Macombe.

griffen. Cuntete war mit seinem Bruder Kashi noch anwesend. Er brachte mir ein Elfenbeingeschenk von Macombe und eine erneuerte Einladung desselben, ihn in Misongwe zu besuchen. Augenscheinlich lag diesem doch daran, in persönliche Beziehung zu uns zu treten. Gewissermassen, um uns ein Lebenszeichen von sich zu geben, hatte er vor einigen Wochen Tela, etwa eine Stunde östlich von unserem zweiten Lager, wo der Portugiesenfreundliche Häuptling Dingo sass, angreifen und niederbrennen lassen. Dingo war dabei getötet und ein Macombe-Mann an seine Stelle gesetzt. Gleichzeitig damit hatte er im Westen einen seiner Brüder am Ruenje-Fluss, welcher die portugiesische Oberhoheit anerkannte, angegriffen und vertrieben, sein Kraal ebenfalls verbrannt. Herr Blöcker, der einige Wochen später dort vorübermarschierte, sah noch die Trümmerhaufen. Ich sagte zu Cuntete: „Ich bin bereit, Macombe aufzusuchen. Wenn ich indess bemerke, dass Eure Leute mir wieder kein Getreide verkaufen wollen, wie im April, werde ich nach Westen abbiegen und über den Ruenje nach Mashonaland marschieren."

Bevor ich aufbrach, betrieb ich mit allem Eifer den Stationbau, welchen Mr. Puzey und Herr Blöcker leiteten. In einigen Tagen stand das Hauptgebäude im Gerüst und, als ich abmarschierte, war auch das Dach gedeckt.

Die weiteren Minen-Untersuchungen im Tenje-Distrikt übertrug ich Herrn von Napolski, welcher auch den Auftrag erhielt, das Land kartographisch aufzunehmen. Mr. Puzey's Kontrakt lief am 15. Juli ab, und er kehrte an diesem Tage auf der Ruenje-Route über Umtali nach Bulawayo zurück. So erhielt Herr von Napolski meine Vertretung in Tenje.

Abmarsch von Tenje.

Am 11. Juli schickte ich Herrn Blöcker mit einer kleinen Karavane nach Scherele, um die dortige Steinsäule, von der die Eingeborenen viel sprachen, zu untersuchen. Am Morgen des 12. Juli brach ich selbst nach Süden auf. Scherele liegt östlich von den Inja-Ndara-Hügeln, an welcher Seite Blöcker marschierte. Ich wählte den Westen dieser Diorit-Erhebung zu meinem Vormarsch, sodass wir das ganze Terrain untersuchten. Ich lagerte an diesem Tag in einem engen Bachlauf südlich vom Kraal Inja-Ndara, wo wir aus einem Wasserloch

tranken. Ich bemerke hier, dass fast alle südlichen Zuflüsse zum Zambesi östlich vom Ruenje im Sommer trocken sind. Dies hat seine Ursache darin, dass das Gelände, durch welches sie fliessen, sich zum Zambesi, also gegen Nordwesten neigt, während der Regen führende Wind von Südosten kommt. Dieser entladet seine Feuchtigkeit zunächst im Flussgebiet des Pungwe, welches sich gegen Südosten neigt. Die Zuflüsse zum Zambesi liegen im „Regenschatten". Die nördlichen Zuflüsse zum Pungwe dagegen führen Wasser durchs ganze Jahr, was sich sehr angenehm fühlbar macht, wenn man die Wasserscheide vom Zambesi zum Pungwe überschreitet. Die Hauptwassermasse des Süd-Ost-Monsun, der vorherrscht, schlägt sich dann weiter im Westen an den Hochplateaus von Matabele- und Mashonaland nieder, von wo sie grösstenteils in den Zambesi abfliessen, dessen südliche Nebenflüsse dort also Wasser zu allen Jahreszeiten haben. In den unteren Zambesi-Gebieten ist man in der trockenen Jahreszeit fast überall auf Wasserlöcher angewiesen, die, wie es scheint, freilich überall gegraben werden können.

Ich hatte mich nach Ankunft im Lager auf meinem Bett ein wenig ausgestreckt, als ich durch ein „Guten Morgen, Herr Doktor," überrascht wurde. Es war Herr Blöcker, welcher, von Scherele nach Inja-ka-Longoë marschierend, hier zufällig auf mein Lager stiess. Er berichtete mir, die Säule bei Scherele bestehe aus Diorit, sei etwa 4 Fuss hoch und ein wenig gegen Osten geneigt. Sie werde augenscheinlich von den Eingeborenen in Verehrung gehalten, denn sie sei eingehegt, und, als er sich daran gemacht habe, sie auszugraben, um festzustellen, ob sie künstlichen oder natürlichen Ursprunges sei, seien die Eingeborenen mit Geschrei und drohenden Geberden dazwischen getreten. Ich sandte diese Mitteilungen sofort an Herrn v. Napolski, dem ich auftrug, die Sache weiter zu untersuchen.

In Inja-Ndara erfuhr ich von den Leuten, Herr Gramann sei von Inja-ka-Longoë nach Inja-Banda marschiert. Infolgedessen änderte ich den Kurs meines Marsches ein wenig gegen Westen und brach mit Herrn Blöcker am nächsten Morgen in der Frühe gegen Inja-Banda auf. Der Marsch führte bergauf bergab durch ein Hügelland mit herrlichem Hochwald bestan-

den. Ich marschierte wiederum voran und entdeckte gegen 11 Uhr ein mächtiges Quarzreef, durchweg mit „Eisernem Hut" bedeckt, welches nach dem „outcrop" zu schliessen, an 30 Fuss breit sein mochte. Unübersehbar zog es sich durch das gewellte Terrain hin. Dieses Reef, welches ziemlich genau westlich von den Ruinen von Fura liegt, beschloss ich, sofort für uns in Besitz zu nehmen.

Als wir den Inja-Banda-Fluss erreichten, sahen wir auf dessen rechtem Ufer Bobb, meinen Arbeiter-Aufseher, einen Zulu, mit einer Anzahl unserer Leute an der Arbeit. Er bearbeitete ein Reef, welches Herr Gramann dort entdeckt hatte. Kurz darauf trafen wir beim Lagerplatz des Herrn Gramann ein, den wir leider fieberkrank im Bett fanden.

Klima.

Das Klima war in diesen Monaten stets schön gewesen, die Tage nicht übermässig heiss, die Nächte kühl und angenehm, Moskitos kamen fast gar nicht vor. Gegen Ende Juli aber begann das Land ausserordentlich auszutrocknen, es war schwer, gutes Trinkwasser zu finden.

Tennyson Cole.

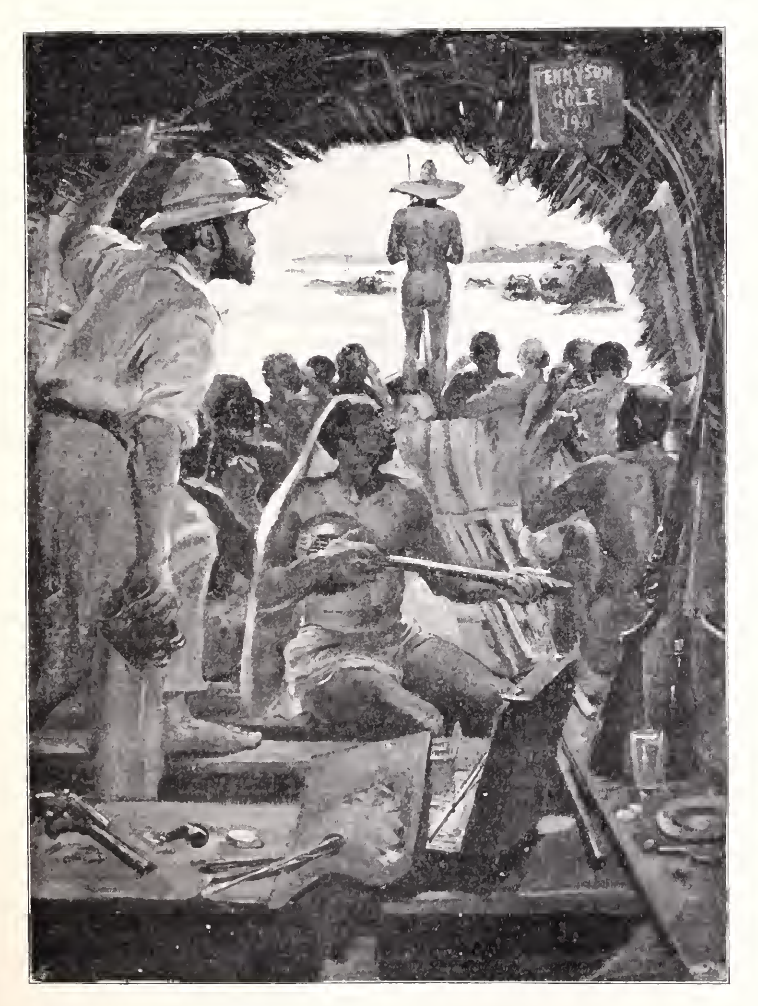
Diese Entwicklung setzt sich in den nächsten Monaten fort, und von Oktober an wird der ganze Distrikt wüstenartig trocken, das Klima aber wird schwül und drückend.[1]) Leider sah der Illustrator dieses Buches, Mr. Tennyson Cole, den Distrikt von Inja-ka-Fura in dieser ungünstigen Jahreszeit. Er traf am 2. Oktober 1900 in Mitonda bei mir ein und bereiste die Lupata-Enge, unsere vier Stationen, das Muïra-Thal und den ganzen Inja-ka-Fura-Distrikt und hat Hunderte von Skizzen und auch viele Photographien gemacht. Dabei ist er ein eifriger Jäger und hat ein feines Auge für das afrikanische Tierleben. Er ist der erste Künstler, der die eigentümliche Welt des unteren Zambesi durch den Pinsel dargestellt hat.

In Injabanda.

In Injabanda blieb ich am 14. Juli 1899 liegen, um Gramann etwas Rast zu gönnen, vor allem auch, um Herrn Blöcker in aller Form als meinen Vertreter bei Kamborote, dem Induna von Injaka-Fura einzuführen. Herr Gramann hatte sich beklagt, dass die Eingeborenen ihm keinerlei Getreide ver-

---

[1]) Siehe hierzu meinen im Anhang abgedruckten Aufsatz: „Frühling am Zambesi."



Tennyson Cole auf dem Zambesi.

kaufen wollten. Ich musste dies regeln, bevor ich weiter in Macombe's Land zog, wenn ich nicht ein Chaos hinter mir zurücklassen wollte.

Auf früheren Expeditionen hatte diese Frnährungsfrage häufig den Gegenstand zu kriegerischen Konflikten mit den Eingeborenen geboten. Das musste diesmal unter allen Umständen vermieden werden. Der erste gewechselte Schuss hätte nicht nur unser aller Leben, sondern auch unser Explorations-Unternehmen selbst in Frage gestellt. Aber ich zog zu Macombe's Residenz als eingeladener Gast des Herrschers. Seine Brüder Cuntete und Kaschi waren in meinem Lager, und ich beschloss, diese Thatsache zur Basis meiner Verhandlungen mit Kamborote zu machen, um noch am selben Tage die Getreidefrage zu regeln.

Konferenz mit Kamborote.

So nahm ich Cuntete mit mir, als ich am Morgen des 14. Juli mit Herrn Blöcker nach Inja-ka-Fura ging. Auf dem Wege dahin fanden wir alte Minenarbeiten. Halbwegs zwischen Injabanda und Inja-ka-Fura liegt in einem lieblichen Thal der Ort Inja-ka-Longoë. Herr Gramann hatte sich über die unfreundliche Haltung des dortigen Häuptlings beklagt, und ich beschloss, mein neues System des Auftretens in Inja-ka-Fura hier zum ersten Mal zu erproben. Ich liess mich also in diesem Dorf nieder und beorderte den Häuptling durch Cuntete zu mir. Ich eröffnete ihm, dass ich Träger bei mir habe, um Getreide von ihm zu kaufen. Er möge freundlichst fünf Lasten Mehl bringen lassen und den Preis mit mir festsetzen. „Ich bin hier auf Einladung Macombe's, dessen Freund ich bin, und in dessen Auftrag ich spreche. Cuntete hier wird dir dies bestätigen." „Aber ich habe keine Erlaubniss von Kamborote." „Darum kümmere du dich nicht. Zum Kamborote gehe ich jetzt selbst; wenn du willst, kannst du mit mir kommen. Aber ich bleibe zunächst so lange hier, bis ich das Mehl habe, welches sofort in mein Lager geschafft werden muss." — Nach kurzer Rücksprache mit Cuntete sandte der Häuptling die entsprechenden Befehle aus, und bald hatte ich die Freude, Weiber mit Mehl ankommen zu sehen, auch das mir lieblich klingende Geräusch des Mehlstampfens ringsum zu hören. Die Leute verkauften im Grunde gern Getreide, da die Ernte

reich gewesen war, und sie Zeugstoffe nötig hatten. Nur fürchteten sie ihren Häuptling.

Als diese Angelegenheit geregelt war, zogen wir weiter in dem uns so wohlbekannten Flussthal des Muïra entlang, die Ruinen von Fura vor unseren Augen. Gegen 10 Uhr trafen wir in Inja-ka-Fura ein, dessen zahlreiche Bevölkerung neugierig zusammenlief, als wir einzogen. Wir gingen durch gewundene Strassen zur Ratshütte, und ich schickte Cuntete,



Dr. Peters und Kamborote in Inja-ka-Fura.

um den Häuptling und die Grossen zu einer Besprechung einzuladen. Für Kamborote hatte ich stattliche Geschenke mitgebracht: bunte Stoffe aus Tete, einen Gehrock, eine Flasche Cognac, ein Stück Calico etc.

Bald versammelten sich die Grossen von Inja-ka-Fura, um auf ihren gewohnten Plätzen, zwei Reihen hintereinander, Platz zu nehmen. Zuletzt erschien Kamborote selbst, ein rüstiger strammer Vierziger, mit dem ich freundlichen Gruss austauschte. Ich erkannte den alten arroganten Burschen vom April nicht wieder, so höflich war er geworden.

Er setzte sich der Versammlung gegenüber. Zu seiner Linken sass Cuntete, zu seiner Rechten ich mit Herrn Blöcker. Eine dichte Menge von Eingeborenen umstand neugierig die

Hütte. Es fiel Herrn Blöcker und mir an diesem Morgen wieder auf, was ich schon früher bemerkt hatte, wie absolut jüdisch der Typus dieses Volksschlages ist. Genau wie die Urjuden, welche bei Aden wohnen. Auch die Haartracht, die Ringellocken hinter den Ohren und der in einzelnen Ringeln heruntergezogene Kinnbart, gibt ihnen das Aussehen von Adenern oder auch polnischen Juden guten alten Schlages. Dies ist sehr verschieden von dem allgemein semitischen Typus, wie man ihn oft unter den Bantu-Stämmen findet, der von arabischer Blutsmischung herrührt. Hier haben wir echte, unverfälschte Judenphysiognomien vor uns.

Als wir alle Platz genommen hatten, wendete ich mich an Kamborote:

„Ich bin hierher gekommen, Kamborote, um dich als Freund zu begrüssen, und dir diese Geschenke zu bringen. Ich bin auf dem Durchmarsch hier von Inja-Mengale zu Macombe, der mich zu sich eingeladen hat. Macombe hat mir die Versicherung seiner Freundschaft geschickt. So sind wir alle jetzt Freunde. Ich bringe hier meinen Freund, Herrn Blöcker, der, wenn ich fort bin, mich in deiner Provinz vertreten soll. Ihn nimm freundlich auf und hilf ihm in seiner Arbeit."

„Was wünschest du, dass ich für dich thun soll?"

„Ich wünsche, dass du deinen Leuten befiehlst, mit uns Handel zu treiben, uns Essen für unsere Leute zu verkaufen. Wir wollen in Stoffen bezahlen, was recht ist. Ausserdem wünsche ich, dass du mir Träger gibst, um Geschenke für Macombe nach Misongwe zu tragen, ferner, dass du deinen Leuten befiehlst, Arbeit für Herrn Blöcker zu thun. Auch hiefür wollen wir bezahlen, was recht ist."

„Wie viele Leute wünschest du zu haben?"

„Sechs für mich und zehn für Herrn Blöcker."

Nun begann Kamborote eine längere Rede an seine eig'nen Leute, der ich genau folgen konnte. Während er sprach, begleiteten ihn seine Grossen mit einem leisen, regelmässigen rhythmischen Klatschen der Hände und mit fortgesetzten zustimmenden Zwischenrufen.

„Ihr kennt," sprach er, „diesen Weissen. Er ist kein Portugiese und hat hier ruhig und friedlich bei uns gearbeitet.

Dann ist er nach Inja-Mengale gegangen und auch dort hat er friedlich gearbeitet. Was er gekauft hat, das hat er bezahlt. Nun kommt er zu uns zurück, und bringt mir diese Geschenke. Er zieht zu Macombe als Gast und Freund und bittet uns, ihm behilflich zu sein. Er will Essen von uns kaufen und Arbeiter haben, und dafür bezahlen, was recht ist. Nun sagt Ihr, sollen wir ihn als Freund aufnehmen und erfüllen, was er wünscht?"

Als Kamborote geendet hatte, erfolgte ein lautes Klatschen der Menge, und der Erste der Grossen, ein alter Mann mit weissen Haaren, stand auf und sagte:

„Deine Worte, o Kamborote, haben wir gehört, und sie sind gut. Wir wollen den Weissen, Dokatore Peters, als Freund annehmen und ihm gewähren, was er verlangt."

Wiederum lautes Klatschen der Menge.

Dann wandte sich Kamborote an mich:

„Dokatore Peters, meine Leute sollen dir Essen verkaufen, soviel du nötig hast, und Arbeiter will ich dir noch heute schicken. Auch deinen Freund hier wollen wir in Frieden aufnehmen. Wenn meine Leute einen zu hohen Preis von euch verlangen, so schicke du zu mir, und ich will ihnen den Preis bestimmen. Falls sie mir nicht gehorchen, werde ich ihnen den Kopf abschneiden lassen."

Diese Verhandlungen vollzogen sich in etwa $^3/_4$ Stunden. Dann nahm Kamborote uns zu seiner Privatwohnung, wohin einige der Grossen uns folgten. Ich hatte für Herrn Blöcker und mich etwas kaltes Frühstück mitnehmen lassen: Brot, Butter, Ochsenzunge und eine Flasche Rotwein, welche wir auf der Veranda von Kamborote's Haus verzehrten. Die übrig gebliebenen Reste gab ich Kamborote, welcher sie mit grossem Vergnügen verspeiste. Er liess uns auch eine Ziege bringen und Getreide als Gegengeschenk und sofort den Befehl auf die umliegenden Dörfer schicken, uns Markt zu eröffnen. Bei solchen Veranlassungen nahmen sich meine Somalis in ihren malerischen Trachten stets vornehm aus und trugen durch ihre Haltung dazu bei, unser Ansehen in der Bevölkerung zu erhöhen.

Frohen Herzens gingen wir durch den heissen Mittag nach unserem Lager zurück. In Inja-ka-Longoë stand das gekaufte

Mehl für uns bereit, welches ich mit mir nahm und sofort unter unsere Leute austeilen liess. Ich wiederhole hier noch einmal, was ich schon vor Jahren in meiner Schilderung der Emin Pascha-Expedition gesagt habe, dass afrikanische Reisen, wie alles Andere auf der Erde, in erster Linie auf der Magenfrage beruhen. Wenn man seine Kolonne gut ernährt, kann man sie in Zucht und Ordnung halten. Es gilt vom Neger genau so, was Arthur Schopenhauer vom Deutschen sagt:

„Geist und Witze willst Du verschwenden,
Den Anhang der Menschen Dir zuzuwenden?
Gieb ihnen was Gutes zu fressen, zu saufen;
Sie kommen in Scharen Dir zugelaufen."

---

3. Kapitel.

Durch das Land der Makalanga.

Abmarsch von Injabanda.

Ich setzte nun meinen Abmarsch auf den Nachmittag des 15. Juli, einen Sonnabend, fest. Den Rest des Freitag verwendeten wir zum Umpacken der Lasten, da Herr Blöcker sich seine Vorräte aus den unseren herauszunehmen hatte. Am Sonnabend Morgen ging ich mit Herrn Blöcker zu einigen gestern entdeckten alten Minenarbeiten zurück, und wir bestimmten einige Quarzreefs, welche Herr Blöcker zunächst näher untersuchen sollte.

Um zwei Uhr war alles zum Abmarsch fertig. Leider wurde Herr Gramann im letzten Augenblick von einem so heftigen erneuerten Fieberanfall ergriffen, dass es mir fraglich erschien, ob er die Reise überhaupt werde unternehmen können. Ich beschloss demnach, allein abzumarschieren und eventuell in Misongwe auf ihn zu warten. So liess ich Träger für ihn zurück und setzte mich in südwestlicher Richtung in Bewegung. Herr Blöcker begleitete mich noch eine kurze Strecke. Er sollte, wie erwähnt, nach Erledigung seiner Arbeiten in Injabanda, auf der Ruenje-Route in Mashonaland wieder zu mir stossen.

Im Muïrathal.

Bald lenkten wir in's Muïra-Bett ein, durch dessen sandigen Untergrund wir flussaufwärts zogen. Hier verabschiedete ich mich von Herrn Blöcker. Der Diorit geht sehr bald in Granit über. In wunderlichen Formen ziehen sich Granithügel zunächst am rechten, dann auch am linken (nordwestlichen) Ufer des Flusses entlang. Es war der kühlste Monat des Jahres und die Luft klar und durchsichtig wie Krystall. Tiefblau spannte sich der Himmel über uns aus, von



Ernst Gramann.

dem das Grün der Bäume und die phantastischen Formen der Hügel sich grell abhoben. Jeder Ast, ja jedes Blatt an den Bäumen tritt scharf umrissen hervor. Eine träumerische Stimmung beschleicht die Seele, als wir so dahin ziehen. Weit ausgedehnt marschiert die Kolonne vorwärts, und ich finde mich alsbald allein, nur von Osman, meinem Somali, der meine Doppelbüchse trägt, gefolgt.

Das Bewusstsein, über uralt geschichtlichen Grund und Boden dahin zu schreiten, macht sich geltend. Welche Gestalten haben hier vor Jahrtausenden gewandelt, und was für ein Leben hat sich in dieser Umgebung abgespielt? Ach, dieselben Leidenschaften und Gesetze, welche die Gegenwart beherrschen, wirkten auch damals!

„Solange nicht den Lauf der Welt
Philosophie zusammenhält,
Erhält sich das Getriebe
Durch Hunger und durch Liebe.“

Als ob die Philosophie jemals deren Platz ausfüllen könnte!

Der Nachmittag schreitet fort, die Sonne sinkt tiefer im Westen. Die Felspartieen um uns werden schroffer und gestaltungsvoller; sie scheinen Leben zu gewinnen. Hier grinst fratzenhaft ein Gesicht uns an, dort erhebt sich drohend ein Arm, welcher uns zurückzuweisen scheint. „Was willst Du, Armseliger, hier in unserem Reiche? Geschlecht um Geschlecht Deines Gleichen sank vor unseren Augen in die Tiefe. Für die Ewigkeit sind nur wir geboren, die Söhne der Tiefe! Was nützet Dir Dein leidenschaftliches Streben und Wollen! Staub und Moder sind das Ziel, dem Du zurennst.“ — „Aber Andere werden mir nachfolgen, und Ihr selbst, Ihr trotzigen Kinder des Erdinnern werdet Schutt und Staub sein, bevor der Letzte meiner Art über den Erdboden gewandelt ist.“ —

Bei Sonnenuntergang trafen wir in Inja-ka-Lapa ein, einem kleinen Dorf an der Nordwestseite des Flusses. Ich liess mein Zelt auf dem reinen Untergrund des Flusssandes aufschlagen und beorderte die Eingeborenen durch Cuntete, Mehl für meine Leute zu bringen. Dies geschah auch, und wir lebten im Vollen.

Lolongoë.

Am nächsten Morgen in der Frühe marschierten wir weiter, teils im Flussbett selbst, teils durch schönen Hochwald am westlichen Ufer. Gegen 7½ Uhr verliessen wir die Landschaft Inja-ka-Fura und trafen eine Stunde später in Lolongoë ein. Die Bevölkerung empfing uns sehr freundlich, und ich blieb hier eine Stunde liegen, um mir den Platz genau anzusehen, an welchem, wie die Eingeborenen mir erzählten, früher eine portugiesische Station gewesen sein soll. Dies ist wahrscheinlich das Longoë oder Bocuto des alten Berichtes in meinem Atlas antique. Lo ist Artikel in südafrikanischen Sprachen. Theal in seinem Buch „The Portuguese in South Africa“ (p. 179) sagt, Bocuto sei dreissig Meilen von Massapa entfernt, und zwar ein blosses store mit keinen besonderen Eigentümlichkeiten gewesen. Massapa lag dicht am Berge Fura, von dessen Höhe

man einen ausgedehnten Rundblick über das Kalanga-Land hatte, aber es war keinem Portugiesen erlaubt, hinaufzugehen, weil der „Monomotapa“ (so nannten die Portugiesen den Häuptling der Makalanga) nicht wünschte, dass sie sein Gebiet zu genau inspizierten. (Theal 180 a. a. O.) Es ist wunderbar, dass Theal nicht das Bedürfnis empfunden hat, den Schauplatz der von ihm erzählten Geschichten geographisch genau zu locieren. Er begnügt sich, zu sagen: „Massapa lag am Fluss



Bei vollen Töpfen.

Manzoro — jetzt Mazoë“, und damit ist die Sache für ihn abgethan. Dies erscheint mir gedankenlos. Wo am Mazoë ist man imstande, von einem Berg aus das Makalanga-Land zu überblicken? Der Mittelpunkt des Kalanga-Landes ist der Muïra. Ihr Häuptling ist Macombe, dessen Residenz Misongwe an diesem Fluss liegt. Am Muïra finden wir Inja-ka-Fura, Massapa und die alten Ruinen. Es ist schade, dass Theal der Sache nicht auf den Grund gegangen ist, bevor er sein Buch schrieb. Er behandelt fortdauernd das Kalanga-Land, die Makalanga u. s. w., schildert Verhandlungen und Gefechte, die in ihrem

Lande stattgefunden haben, ohne festzustellen, wo dieser Stamm denn wohnte. So schwebt über seiner sonst vortrefflichen Erzählung ein Halbdunkel, welches das klare Verständnis der Vorgänge verhindert, vor allem auch die verschiedenen portugiesischen Expeditionen völlig im Nebelhaften erscheinen lässt. Ich werde hierauf zurückkommen.



Transport in der Hängematte.

Lolongoë liegt unmittelbar am Muïra und nicht weit von dessen bedeutendstem Nebenfluss, dem Macombe, entspricht also der geographischen Bestimmung unseres Berichtes „zwischen zwei Flüssen". Auch die angegebene Entfernung von Massapa, 13 lieues, trifft auf diese Gegend ziemlich genau zu. Ich nehme an, dass Longoë der Name der Landschaft war, wie er in Inja-ka-Longoë bis heute erhalten ist, Bocuto. der Name des portugiesischen store's in dieser Landschaft, des Lolongoë

store's", dessen Reminiscenz wir im heutigen Platz Lolongoë erhalten finden.

Imbewe.

Nachdem wir 10 Uhr 15 Min. den Macombe-Fluss überschritten hatten, gelangten wir auf kultiviertes Land und befanden uns vor dem Dorfe Imbewe, wo unser heutiger Lagerplatz war. Ich schlug mein Zelt inmitten eines Feldes im Norden von Imbewe auf und empfing bald darauf den Besuch des Häuptlings, welcher mich sehr freundlich begrüsste. Er brachte mir einen Topf guten Negerbieres, Doroë oder Battua benannt, und erhielt dafür eine halbe Flasche Negerschnaps, von dem ich mir einen kleinen Vorrat für derartige feierliche Gelegenheiten mitgenommen hatte.

Um drei Uhr erhielt ich zu meiner grossen Freude einen Brief von Herrn Gramann, der mir mitteilte, er sei mir bis Lolongoë nachmarschiert, könne nun aber nicht weiter. Ich schickte sofort Essen und eine halbe Flasche Champagner an ihn zurück, und acht Mann, um ihn in's Lager tragen zu lassen, wo er auch bei Sonnenuntergang in stark erschöpftem Zustand eintraf. Indess erholte er sich von nun ab stetig. So marschierten wir am folgenden Tage gemeinschaftlich nach

Sunguë.

Sunguë ab, welches wir nach einem anstrengenden Marsch durch Busch und Hochwald um zwei Uhr Nachmittags erreichten. Der Ort liegt am rechten Ufer des Muïra unter dem Granithügel Sumuë, welcher zwischen Sunguë und Misongwe emporsteigt. Ich hatte mir den Marsch länger als erforderlich gemacht dadurch, dass ich mich im Busch auf Injapagaza durchbrach, weil ich der Meinung war, dass unser heutiger Lagerplatz dort sein werde. Cuntete holte mich von diesem Marsch durch den Busch zurück, welcher mich eine Stunde Umweg gekostet hatte.

In Misongwe.

Am 18. Juli langten wir in Misongwe, dem Simbabwe[1]) Macombe's an. Der Weg führte wieder durch Hochwald am linken Ufer des Muïra entlang, während Misongwe an der rechten Seite liegt. Auf dem Marsch entdeckte ich eine Reihe alter Eisenminen, auch wurden mir zwei Schmelzöfen gezeigt.

---

[1]) Simbabwe heisst eigentlich nicht Residenz, wie u. A. Keane meint, sondern wörtlich: Steinhäuser: SIMBA (Plur. von niumba) — Häuser, Bwe — von Stein. —

Unterwegs rannten wiederholt Boten von Macombe auf mich zu, welche mich willkommen hiessen. Dies erinnerte mich an meinen Einmarsch nach Mengo in Uganda im Februar 1890. Gegen 10 Uhr lagerten wir vor Misongwe unter einem mächtigen Baobab-Baum am Rande des Flussbettes. Alsbald erschien eine Botschaft von Macombe, welche uns einladete, in Misongwe einzuziehen. Unter grosser Aufregung und allgemeinem Zulauf der Bevölkerung marschierten wir in den Platz ein, über dessen Eingangsthor zwei aufgesteckte Schädel uns „willkommen" zugrinsten. Ich hatte im ganzen 56 Träger und 5 Somalis bei mir. Herr Gramann und ich wurden in eine Hütte geführt, welche zwar klein, aber reinlich und luftig gebaut war. Diese hatte Macombe für unseren Aufenthalt bestimmt. Die Honneurs machte für ihn sein ältester Bruder und mutmasslicher Thronfolger Shewanga, ein sehr klug aussehender und höflicher Mann. Ich erklärte diesem indess gleich, dass ich es vorziehe, im Zelt zu wohnen, und bat ihn, dies Macombe mitzuteilen. Die Erlaubnis wurde erteilt, und ich liess dann die Zelte auf einem freien Platz in Misongwe aufschlagen. Dann sandte ich die mitgebrachten Geschenke zu Macombe: Guten Calico und bunte Stoffe für seine Frauen, Kochgerät und Töpfe, eine Last Salz, eine Last Mehl und, last not least, ein Demionjo oder 25 Flaschen Negerschnaps. Unsere Geschenke wurden huldvollst angenommen und mit einem herzlichen Dank erwidert. Gleichzeitig liess Macombe mir sagen, dass er mich am folgenden Morgen empfangen werde.

Ein sehr wenig angenehmer Tag stand uns bevor. Heiss brannte die Sonne auf unsere Zelte inmitten des staubigen Misongwe mit seinen unglaublichen Gerüchen. Misongwe hat 4—5000 Einwohner, welche hier in einer engen Umzäunung aus einem festen Verhau dicht bei einander wohnen. Die Strassen sind eng und krumm. In der Mitte ist der Palast Macombe's, eine Anzahl grösserer Häuser, um einen runden offenen Platz herum. Diese ganzen Wohnlichkeiten des Fürsten sind von einem eig'nen Palisadenwall umgeben. Der Verhau um Misongwe enthält mehrere kugeldichte Vorsprünge, von denen aus das Glacis um den Ort bestrichen werden kann. So liegt

der Platz, dessen Höhe über dem Meer 435 m beträgt, für Negerbegriffe uneinnehmbar unmittelbar über dem Muïrathal, etwa 30 Fuss über der Flusssohle. Dies alles ist recht schön und recht gut, nur eignet sich eine solche Negerstadt nicht gerade zur Sommerfrische.

Dazu kam, dass ich den ganzen Tag über von den Indunas Macombe's überlaufen ward, allen voran stets Shewanga, welche mit allerlei Wichtigthuerei zu mir kamen, scheinbar um „hohe Politik" mit mir zu sprechen, in Wirklichkeit, um in meinen kleinen Stock Cognac und Whisky einzubrechen, den ich nicht schonen konnte, da mir an guten Beziehungen mit den Leuten lag. Kaum, dass ich mir die Gesellschaft während der Mahlzeiten vom Halse hielt, während deren ich Somalis vor meinem Zelt aufstellte. Diesen imponierten die „Grossen des Landes" nicht weiter, und sie wiesen sie barsch zurück.

Abends um 8 Uhr tanzte die Jugend des Ortes noch einen Kriegstanz mir zu Ehren, wofür ich eine Reihe Armlängen Stoff springen liess, und die Nacht setzte sich das Trommeln und Schreien fort. 4 Uhr morgens fand eine Art Trommel-Reveille vor meinem Zelt statt, welche ich nicht gerade mit Segenswünschen beantwortete. Ganz ermattet stand ich am nächsten Morgen auf und hatte die Freude, beim ersten Auslugen aus dem Zelt schon ganze Horden Kinder wahrzunehmen, welche sich meine Toilette ansehen wollten. Diese, sowie eine Anzahl der schöneren Hälfte der Eingeborenen begleiteten mich übrigens unverdrossen, wohin auch immer ich gehen mochte. Keine Sekunde war ich allein, und ich fing an, unsere Popularität zu verwünschen.

Audienz beim Macombe.

Um $10^1/_2$ Uhr fand die Audienz bei Macombe statt, zu welcher ich ausser Herrn Gramann einige Somalis mitnahm. Ich liess drei halbe Flaschen Sekt mittragen, welche ich Macombe persönlich zum Geschenk machen wollte.

Als wir in den weiten Hofplatz eintraten, welcher inmitten der Privatgebäude Macombe's liegt, sah ich zur Rechten einen Haufen Makalanga sitzen, in denen ich einige der Indunas erkannte, welche mir den gestrigen Tag durch ihre Besuche verdorben hatten, und denen ich freundlich zunickte. Herr Gramann und ich wurden zu einer Matte unter einer weiten Ve-



Makalanga-Mädchen, Wasser holend.



randa zur Linken geführt, auf welcher wir Platz nahmen. Dann erhob sich eine Gestalt aus der Mitte der Indunas und schritt auf mich zu. Ich vermutete, es sei einer meiner gestrigen Freunde und grüsste ihn recht nonchalant, indem ich sitzen blieb. Zu meiner Verwunderung nahm mein vermeintlicher Freund zwischen Herrn Gramann und mir Platz, und die Menge gruppierte sich ehrfurchtsvoll vor uns. Es war der Macombe selbst, welcher neben mir sass. Er ist ein kräftig gebauter Mann von Mittelgrösse, mit klugen Augen, etwas weichem Munde und lockigem Kinnbart. Der Ausdruck seines Gesichtes ist entschieden angenehm, sein Auftreten bescheiden, aber sehr würdevoll. Unwillkürlich hat man das Gefühl, einem vornehmen Manne gegenüberzustehen.

Die Audienz begann formlos mit Ueberreichung und Oeffnung meiner drei Flaschen Sekt. Macombe liess ein Wasserglas bringen, welches gefüllt wurde, und das ich zunächst zur Hälfte leeren musste. Dies war das Unangenehme meines Besuchs bei Macombe: ohne Trinken ging es nicht ab, und ich hatte stets Schritt mit dem Fürsten zu halten. Da derselbe unglücklicherweise eine Vorliebe für Cognac und Champagner, halb und halb, fasste, und mich zweimal morgens in der Frühe besuchte, wurde mir der Aufenthalt in Misongwe gründlich verdorben, da ich an alkoholische Getränke in Afrika durchaus nicht gewöhnt bin. Das half jedoch nichts, die „Politik" erheischte dieses Opfer; also vorwärts!

Nachdem wir den Sekt geleert hatten, an dessen Vertilgung zu meiner Freude auch einige der Indunas teilnahmen, sagte ich zu Macombe:

„Ich freue mich, deine Bekanntschaft zu machen. Dein Name ist in Europa wohl bekannt, und ich habe die weite Reise von England gemacht, um dein Land zu sehen. Ich danke dir, dass du Cuntete geschickt hast, welcher mich hierherbrachte, so dass ich nun auch den Macombe selbst kennen lerne. Ich hoffe, du wirst mein Freund werden (shemare ango)".

Macombe erwiderte in längerer Rede, welche er teilweise an sein Gefolge richtete, das ehrfurchtsvoll lauschte, ihn nur mit leisem Händeklatschen begleitend:

„Du und deine Brüder sind mir willkommen. Engländer

und Deutsche will ich bei mir sehen, nur Portugiesen dürfen hier nicht erscheinen. Nun höre ich aber, dass du selbst einen Portugiesen in deinen Diensten hast in Injanemgale. Das überrascht mich, denn, sollte er in mein Land kommen, so würde ich ihn töten. Auch habe ich erfahren, dass du der Freund der Portugiesen in Tambara bist. Ich fürchte, wenn ich dir erlaube, in meinem Lande zu reisen, und du hier Grund und Boden besitzest, dass dir alsbald Portugiesen nachfolgen werden. Mit diesen lebe ich in Krieg, und werde ich stets in Krieg leben. Meine Väter haben sie bekämpft seit langen Zeiten (Kare kare). Sieh her, zum Zeichen dieser alten Feindschaft trage ich hier den Finger eines ihrer Grossen um meinen Hals, den wir getötet haben, des Senhor Goveia. Willst du hier allein und in Frieden arbeiten, so bist du willkommen. Portugiesen aber will ich nicht bei mir haben; und deinen Portugiesen muss ich töten lassen."

„Wen meinst du mit „meinem Portugiesen"?", fragte ich.

„Er heisst „Polski" und ist augenblicklich am Tenje-Hügel."

Ich musste unwillkürlich lachen, als ich Herrn Gramann ansah. Herr von Napolski ist von gelber Hautfarbe und dunklem Haar. Die Leute hier hielten ihn für einen Portugiesen.

„Der Mann, den Du meinst, ist kein Portugiese, sondern ein Deutscher. Er sieht anders aus, als wir, weil seine Vorfahren Russen (Russki, da die Makalanga von Polen nichts wissen) sind." Macombe schien mir anfangs nicht zu glauben, und die Sache wurde ungemütlich, da ich Ärger in mir aufsteigen fühlte. Ich erinnerte mich aber, dass Schroffheit auf meiner Seite leicht zum Ende dieser Expedition, ja unseres eig'nen Erdendaseins führen könnte. Ich dachte an die beiden Schädel vor dem Thor, und an Mr. Perch, welcher vor einigen Jahren von den Makalanga im Nordwesten ihres Gebietes getötet worden war, weil er ein rotes blanket besass, was die religiösen Gefühle des Stammes verletzte. Es war mir klar, dass ein Wink meines freundlichen Nachbarn hinreichte, um Herrn Gramann und mich „auszublasen". So sagte ich:

„Wenn du mich für einen Lügner hältst, so ist es besser, wir beenden diese Unterhaltung. Aber es ist besser, du über-

zeugst dich erst, ob Napolski Portugiese ist, ehe du solche Reden führst. Ich bin dein Gast und auf deine Einladung hierher gekommen. Die Portugiesen sind allerdings ebenfalls meine Freunde, dies aber ist kein Grund dafür, weshalb ich nicht auch der Deinige sein kann."

Macombe drückte mir die Hand und erwiderte:

„So sage mir denn, was ich für dich thun kann."

„Zunächst erlaube mir, dass ich meine Zelte ausserhalb auf einem Hügel aufschlagen lassen darf. Mein Freund hier, Herr Gramann, ist sehr krank gewesen, und in dem Lärm von Misongwe kann er nicht gesund werden, auch müssen wir frische Luft haben."

Hierüber lachte Macombe, wobei er von seiner Umgebung stets accompagniert wurde, bewilligte aber mein Verlangen.

„Sodann wünsche ich von Dir die Erlaubnis, in Deinem ganzen Lande nach Gold zu suchen, auch Häuser zu bauen. Deine Leute gehen jetzt nach Umtali, um Arbeit zu suchen. Wenn wir hier Minen betreiben, kannst du sie bei dir behalten. Ich habe dir Geschenke gebracht; ich habe sie in Tete gekauft. Du selbst musst deine Waren: Gold, Elfenbein, Wachs und Gummi nach Tete oder gar Beira zum Verkauf schicken. Wenn ich ein store in Deinem eig'nen Lande anlegen lasse, so kannst du Sachen, welche du nötig hast, in der Nähe erhalten und ebenso Produkte deines Landes dort verkaufen. Es ist also dein Interesse, wenn ich hier ein store bei dir errichten lasse."

„Wo möchtest du dies store (shitori) bauen?"

„In Injabanda in der Nähe des Goldsteines, den wir dort gefunden haben."

„Sadidi, nangira ipo." (Gut, du hast die Erlaubnis)

„Von Misongwe aus will ich durch dein Land ziehen zum Pompuë-Fluss, dann nach Inyanga, von dort über Umtali nach Beira und England. Gieb mir deinen Bruder Cuntete, meinen Freund, dass er mich weiterhin begleite. Du wünschest einen grossen Mantel, den ich Dir in Tete nicht besorgen konnte. Schicke Leute mit mir, so will ich dir einen solchen und auch noch andere Geschenke aus Umtali zuschicken. Cuntete aber soll dir Geschenke aus London bringen."

Dieser Vorschlag erregte Sensation in der Versammlung. Ich machte ihn, weil ich durch seine Ausführung am sichersten Freundschaft mit diesem Stamm erzielen konnte. Hatte ich den Lieblingsbruder des Fürsten bei mir, so waren gute Beziehungen mit meinen Stationen auch in meiner Abwesenheit gesichert, und die von mir eingeleitete Verbindung entwickelte sich normal.

Ich war überrascht, dass Macombe meinen Vorschlag annahm.

„Cuntete ataënde na iwe; kuanza utakala lapa pangono.“ (Cuntete soll mit dir gehen, zunächst aber sollt ihr noch bei mir bleiben.)

„Lange kann ich nicht hier bleiben, da ich noch viel zu thun habe, ehe die Regen beginnen. Auch möchte ich dir sobald als möglich deinen Mantel aus Umtali schicken.“ (Ich kannte meine Pappenheimer.)

„Um nach Katerere reisen zu können, musst Du viel Getreide einkaufen. Das dauert mehrere Tage.“

Dabei liess ich es für heute bewenden. Die Audienz hatte über eine Stunde gedauert und war ziemlich aufregend gewesen. In der That handelte es sich um Kopf und Kragen, zum Mindesten um den weiteren Fortgang der Expedition und das Gelingen meiner Pläne in Macombe's Land.

Sowie wir zu unserem Lagerplatz zurückkamen, liess ich die Zelte niederlegen und „in wilder Flucht“ aus dem Ort hinausschaffen, auf einen Hügel an der anderen Seite des Muïra, wo der Wind wehte, und wir Gottes frische Luft atmen konnten, wo wir das Rauschen der Bäume und das Singen der Vöglein hörten, anstatt des Gebrülls und rohen Gelächters einer Negerhorde; wohin die durstigen Indunas den Fluss zu überschreiten hatten, um zu meinem Cognac zu gelangen, wo überhaupt eine grössere Menge gar keinen Platz hatte, sich zu lagern. Der Hügel, den ich bereits am Morgen ausgesucht hatte, war nämlich eng und schmal auf der Oberfläche und fiel steil, fast senkrecht an den Seiten ab, nur für die Zelte und eine kleine Anzahl Menschen Raum lassend. Ich stellte an seinem Zugang Posten auf mit dem Befehl, die übliche Horde Neugieriger jetzt rücksichtslos mit der Peitsche fortzutreiben. Der

Handel um Mehl sollte unten am Fluss abgemacht werden. Ich wollte Ruhe haben in Gottes schöner Natur, in welcher ich mich von Neuem fand.

Unser schneller Aufbruch aus Misongwe war für die Nerven meiner Träger zu viel gewesen. Zwei von ihnen machten sich davon, weil sie meinten, die Audienz sei schlecht verlaufen, und die übliche Schlächterei werde beginnen. Ich fühlte, dass ich einen Fehler begangen hatte, indem ich meinem eig'nen Herzenswunsch zu eifrig gefolgt war.

Macombe's Gegenbesuch.

Am Nachmittag fand, wie ich erfuhr, eine grosse Beratung in der Residenz des Macombe statt. Der Abend zog ruhig heran bei vollem Mondlicht. Ich war gerade damit beschäftigt, Spiegeleier zum Abendessen in die Pfanne zu schlagen, und sagte zu Herrn Gramann: „Jetzt wollen wir einmal einen schönen stillen Abend geniessen", als plötzlich das „Schädelthor" von Misongwe sich öffnete, und heraus ein wilder phantastischer Zug kam. Voran tanzende junge Mädchen, dann eine Musikkapelle, bestehend aus Trommeln, Pfeifen und Saiteninstrumenten. Darauf folgten mehrere Indunas, dann eine einzelne Figur, in der wir beim Näherkommen Macombe erkannten, hinter ihm Cuntete, Kashi und mehrere andere Grosse, im ganzen 40—50 Mann. Schnell liess ich Pfanne und Eier wegtragen und ging Macombe entgegen bis an den Rand des Hügels, da, wo der Pfad hinaufkam. Als er zu uns gestiegen war, nahm ich ihn bei der Hand und führte ihn zum Eingang meines Zeltes, wo zwei Stühle für ihn und mich bereit gestellt waren. Herr Gramann sass auf einer Kiste neben mir. Die Menge drängte sich auf dem engen Raum um den Abhang.

Als ich diesen Besuch ankommen, teilweise antanzen, sah, hatte ich in richtiger Erkenntnis der Situation vier Flaschen Cognac herausnehmen lassen. Dieses Opfernmüssen unserer Vorräte war nicht eben angenehm, aber ich hatte mich bis zu einer gewissen Grenze bei unserer Ausrüstung in Tenje darauf vorbereitet. Macombe, ehe die Unterhaltung begann, bat sich einen Eimer aus, in welchen er die vier Flaschen Cognac goss, um ihn dann mit Wasser aufzufüllen. „Dies", sagte er, „ist für unsere Leute. Wir beiden „Grossen" wollen Champagner trinken. Ich bin gekommen, um Brüderschaft mit Dir zu trinken."

— Was half es, es musste Champagner geholt werden, wobei mir weniger der Verlust an edlem Wein, als die Thatsache schmerzlich war, dass ich selbst vor meinem Abendessen davon mittrinken musste. Während dieser Vorbereitungen spielte die Kapelle unverdrossen.

Dann wurden die Tassen mit Cognac herumgereicht, und der Macombe und ich begannen, die Champagnerflaschen zu leeren. Wenn Macombe trank, sprang einer der Indunas vor, hielt ihm die Hand unter das Kinn, um etwa herabfallende Tropfen aufzufangen. Gleichzeitig erhob sich das ganze Gefolge, laut Hoch rufend. Wenn Macombe irgend etwas sagte, was nach Witz aussah, brach seine Umgebung in schallendes Gelächter aus. Sprach er ärgerlich, so heuchelten sie Wut. Kaum gibt es einen europäischen Fürsten, welcher mehr von Kriecherei und Schmeichelei umgeben wäre, als diese afrikanischen Herrscher.

Nachdem wir beide ein Glas geleert hatten, stand Macombe auf, ergriff meine Hand und sagte: „iwe msassa nguru inde shemare ango". „Jetzt bist Du mein Bruder und Freund. Was ich habe ist Dein, was Du hast, ist mein; im Leben und Sterben gehören wir zusammen." — Ich antwortete ihm: „Ich werde Dir ein guter Freund sein. Ich bin der Feind meiner Feinde, aber ein Freund meiner Freunde." — Mit lautem Beifall wurde diese Erklärung von den Makalanga aufgenommen. Der Sänger sprang vor und sang ein Lied zu meiner Ehre, welches er mit tanzendem Rythmus begleitete. Es war eine phantastische Scene. Leichte Wolken jagten am Mond vorüber, dessen Licht mit dem unserer Kerzen und Lagerfeuer zusammenfloss. Um uns die wunderlichen Gestalten des Hofstaates von Macombe, im Hintergrund meine Somalis und Träger.

Etwa eine halbe Stunde sassen wir so inmitten der Menge, trinkend und rauchend. Dann nahm mich Macombe bei der Hand und sagte mir Folgendes: „Ich habe längst den Wunsch gehabt, einen tüchtigen Weissen zum Freund zu haben. Ich sehe, wie Ihr Weissen immer mehr in Afrika vordringt. Gesellschaften sind an allen Seiten meines Landes thätig; auf dem Zambesi fahren Dampfer, von Beira führt die Eisenbahn



Freundschaft mit Macombe.





Briefbote in Zambesia.

nach Mashonaland, in Umtali, Macequeçe und anderen Plätzen sind Städte entstanden. Auch mein Land kann dieser Veränderung nicht für immer entgehen. Und ich bin ganz bereit, es den Weissen zu öffnen. Deshalb habe ich Dir die Erlaubnis gegeben, in meinem Lande nach Gold zu suchen und *stores* zu bauen, nachdem ich beobachtet habe, dass Du und Deine Freunde fleissig arbeitet. Ich möchte auch sehr gern Wagen und Eisenbahnen im Kalanga-Land haben. Aber ich will der

Macombe hier bleiben, wie meine Väter es gewesen sind. In diesen Zeiten habe ich einen weissen Freund nötig, um dies alles mit den Portugiesen in Freundschaft zu regeln.“ —

Ich antwortete Macombe:

„Dies will ich thun, und ich glaube, dass meine Brüder Deine Worte gern hören werden. Wir wollen hier arbeiten und das Land aufschliessen, und Du und Deine Familie sollt nichts für Eure Stellung zu fürchten haben. Wir wollen alle einträchtig mit Dir zusammengehen.“

Macombe liess sich dann noch weiter über Einzelheiten aus. Unter Anderem sagte er, dass er mir ein grosses Haus bei Misongwe bauen lassen wolle.

Gegen 9 Uhr entfernte sich endlich der Besuch, wie er gekommen war, mit Musik und tanzenden Mädchen an der Spitze. Süsse Ruhe und tiefer Friede legten sich alsdann über unser mondbeschienenes Lager. Nach kurzer Zeit aber begann drüben in Misongwe die wilde Orgie eines allgemeinen Tanzes, welcher bis Mitternacht dauerte. Als Macombe gegangen war und wir bei Tisch sassen, kamen meine drei Trägerältesten und sagten: „Herr, wir haben gesehen, dass Du ein grosser Mann bist. Gieb uns jetzt ein dementsprechendes Geschenk.“ Mit einigen kräftigen Worten, welche nicht gerade Segenswünsche waren, scheuchte ich sie von dannen.

Beim Macombe.

Am nächsten Morgen stattete mir Macombe schon um 7 Uhr einen Besuch ab, und jetzt bat ich ihn in freundlicher Weise, meine Abreise doch möglichst zu beschleunigen. Er versprach mir dies und ordnete zunächst an, dass mir Mehl (ufu) in Masse zum Verkauf geschickt würde. Ich liess an 10 Sack von diesem in den nächsten Tagen aufkaufen.

In Misongwe erhielt ich wiederholte Berichte von den Herren Blöcker und von Napolski. Blöcker teilte mir die erfreuliche Nachricht mit, dass das Waschen der Injabanda-Reefs gute Resultate gehabt, und dass er unabweisbare Thatsachen gefunden habe, dass wir in dem von mir entdeckten grossen Reef alte Minen besässen: Oberflächen-Arbeiten, einen alten Schacht, einen Steinbruch und alte in den Fels gehauene Wege, die sicherlich nicht von den Schwarzen gemacht seien. Dies war natürlich eine sehr angenehme Nachricht.

Am Nachmittag des 20. Juli machte ich Macombe eine Spieldose zum Geschenk, welche mir von unserer Station nachgeschickt war. Sie machte dem Häuptling augenscheinlich



Eine Makalanga-Schönheit vom Lande.

grosse Freude. Das Unangenehme der Brüderschaft mit Macombe war der erneuerte Zudrang der Indunas, welche jetzt auch mir gegenüber ein kriechendes Wesen annahmen. Auch seine Frauen besuchten mich jetzt, und eine seiner jüngeren Schwestern wollte durchaus von mir geheiratet sein. Sie klam-

merte sich an mich, bis ihre Brüder sie auf einen Wink von mir wegtrugen. Macombe, der dies gehört hatte, sendete am Abend seinen Hofmarschall mit der Anfrage, ob ich nicht einige andere Frauen wünsche, was ich indess ebenfalls dankend ablehnte.

Am 21. Juli erschien in meinem Lager ein anderer Bruder Macombe's, welcher behauptete, er sei ein Löwe oder ein Löwe sei in ihn gefahren. Er spielte den „Wilden Mann", warf sich hin, brüllte wie ein Löwe, etc. Ich hielt ihn zunächst für einen Epileptiker, bis mir der Thatbestand mitgeteilt wurde, der mich an gleiche Erzählungen Livingstone's erinnerte. Als mich der Besessene schliesslich um eine Flasche Cognac anging, erwiderte ich ihm: „Löwen brauchen keinen Cognac," worauf die Menge in ein schallendes Gelächter ausbrach.

Am Abend desselben Tages teilte mir Cuntete mit, dass der Macombe Leute zum Tragen meiner Mehllasten und Führer für uns besorgt habe. Um den Makalanga zu zeigen, dass es mir mit meinem Abmarsch Ernst sei, liess ich am Mittag des 22. Juli mein Lager etwa eine halbe Meile gegen Süden von Misongwe an die rechte Seite des Flusses zurückverlegen, und lagerte nun an der Strasse nach Senlangombie und zum Pungwe, welche ich einschlagen wollte. Am Nachmittag liess ich das gekaufte Mehl in ordnungsmässige Lasten verpacken und teilte Macombe mit, dass ich am nächsten Morgen marschieren werde. Ich ging gegen 9 Uhr zu Bett und schlief bald ein. $9^1/_2$ Uhr erschien Macombe im Lager mit einem schönen Elfenbeinzahn zum Geschenk für mich. Als er hörte, dass ich schon schlafe, bat er, mich nicht zu stören, und schob den Elfenbeinzahn eigenhändig unter mein Zelt, sodass ich ihn am nächsten Morgen beim Erwachen gleich zu sehen bekam. Dies ist doch ein Beweis von entschiedenem Takt, ja Zartgefühl.

Ich liess in der Frühe die Zelte niederlegen und alles zum Abmarsch vorbereiten. Die Führer waren zwar noch nicht da, aber ich schickte Cuntete zum Macombe, um sie zu holen. Bald darauf kam der Macombe selbst in sehr freundlicher Weise zu uns, um alles persönlich zu überwachen. Er sagte ich möge meinen Diener Tom, einen Matabele, noch einen Tag bei ihm lassen. Er solle mir mein Getreide nach Senlangombie nach-

schaffen. Die Leute dazu würden heute noch eintreffen. Als Wegeführer, welche die Wasserlöcher kannten, auf welche wir angewiesen waren, gab er mir zwei seiner Jäger. Es war fast väterlich, wie er für alle sorgte, und wie er sich um unser Wohlbefinden kümmerte. Sehr amüsiert schien er zu sein über die Art, wie ich meine Träger in Bewegung setzte. Als die Kolonne marschierte, nahm ich freundschaftlichen Abschied von Macombe: „Salane, Macombe, shemaro eango, avita kuta maningi" (Lebewohl Macombe, mein Freund, vielen Dank). Ich hatte ihn in den wenigen Tagen unserer Bekanntschaft liebgewonnen.

Makalanga.

Die Makalanga habe ich in den sechs Monaten meines Aufenthaltes bei ihnen mit Interesse beobachtet, und manches von ihren Sitten und Gebräuchen kennen gelernt. Makalanga heisst auf Deutsch: „Söhne der grossen Sonne"; Ma-Plural Präfix, ka-gross, langa oder ilanga-Sonne. Sie führen also denselben Namen wie die alten Inkas von Peru. Sie gehören ihrer Blutmischung nach im Wesentlichen den Bantu-Stämmen von Ostafrika an, haben aber stärkeren asiatischen Zusatz als irgend eine andere Nation, welche ich kenne. Ihr Typus ist nicht so sehr arabisch, sondern wie ich schon bemerkte, ausgesprochen jüdisch. Vielleicht aber ist dies gerade der Typus der echten phoenicischen Urbevölkerung von Südarabien. Die Männer sind teilweise grosse und kräftige Gestalten, echte Bantu-Figuren. Dann sieht man wieder kleine Gestalten, mit sehr feinen klugen Gesichtszügen. Zu diesen gehört mein Freund Cuntete. Die Mädchen sind hübscher als die der meisten Bantu-Völker und erinnern in Misongwe an europäische Damen, wie ich dasselbe früher in Uganda am Hofe Muanga's gefunden hatte. Sie sind sehr graziös und im Verkehr mit Fremden sehr ungeniert, weichen darin ganz von der unterwürfigen Haltung gewöhnlicher Negermädchen ab. Wenn sie einen Gegenstand überreichen, nehmen sie ihn in beide Hände und machen eine tiefe Verbeugung. Wenn sie alsdann zurückgehen, wenden sie das Gesicht dem Gast zu. Beim Grüssen legen sie die Hände über die Brust und machen zwei oder drei Knixe. Die Männer grüssen mit einem richtigen Kratzfuss. Dies ist genau, wie wir es am Zambesi fanden, und sie haben es augenscheinlich von den Portugiesen gelernt. Sitzt ein Hau-

fen Makalanga beisammen und ein Gast tritt hinzu, so wird er durch allgemeines lautes Händeklatschen begrüsst. Diese Sitte ist allgemein am ganzen unteren Zambesi. Geht ein Mkalanga am Zelt oder Hause eines „Grossen“ vorüber, so nimmt er die Kappe ab, bis er ausser Gesichtsweite ist. Mit blossem Kopf redet er auch zu einem Höheren.

Die Sitten in diesem Stamme, wenigstens in Misongwe, scheinen ziemlich locker zu sein. Bier (Doroë oder battu) wird viel getrunken. Tänze scheinen täglich stattzufinden. Der Kinderreichtum ist auffallend. Ackerbau wird viel getrieben: Negerhirse, Mais, Erdnüsse, Süss-Kartoffeln und Tabak wird überall gebaut. Das Land gehört dem Macombe, welcher es an die Einzelnen zur Bearbeitung austeilt. Überhaupt scheint Macombe das Eigentumsrecht an allem zu besitzen, den Einzelnen dagegen steht das Besitzrecht zu. Ich habe nicht feststellen können, wie die Grenze in diesem Verhältnis genau ist.

Bei Heiraten scheint dem weiblichen Teil ein Mit-Entscheidungsrecht zuzustehen. Ehescheidungen sind häufig. DerMann zahlt an den Vater der Braut ein Geschenk in Ziegen. Zehn Ziegen für ein hübsches Mädchen ist ein gewöhnlicher Preis.

Jeder Mkalanga ist an sich Soldat. Macombe soll über 7000 Gewehre verfügen. Daneben sind Pfeil und Bogen und Wurflanzen in Gebrauch.

Von Beschäftigungen steht Bergbau obenan. Gold wird in Flüssen gewaschen und in Federspulen zum Verkauf gebracht. Eisen wird in Gruben gegraben und in Schmelzöfen gereinigt. Es wird sowohl aus eisenhaltigem Quarz, wie aus Brauneisenstein gewonnen, das überall auftritt. Die Makalanga sind geschickte Eisenarbeiter, und ihre Messer sind gesuchte Artikel. Auch Hacken und Aexte verstehen sie herzustellen. Daneben sind sie geschickt in Tischlerei. Ihre Stühle und Kopfstützen sind fein geschnitzte Kunstgegenstände, und, wenigstens in Misongwe, fand ich auch zierliche Holzschnitzereien an den Häusern. Ihre Matten (magonda) zeugen ebenfalls von Kunstfertigkeit und Geschmack. Im ganzen Lande wird von den Weibern die Fabrikation von Erdwaren betrieben, welche sie sogar zu glasieren verstehen. Sie habe ich sowohl als kühle Wasserbehälter, wie als Kochtöpfe benutzt.



Grüssende Makalanga.

Gross sind sie im Bierbrauen und Schnapsbrennen. Von Juni an, wenn die Ernte zu reifen beginnt, setzt Lust und Tanz überall in den Dörfern ein. Es ist besonders diese Seite des nationalen Lebens, welche den Boys bei Umtali und Macequeçe plötzlich das Heimweh schafft, und sie zum Ausreissen bewegt.

Die Beschneidung war früher allgemein, wird jetzt aber, wie Cuntete mir sagt, mehr und mehr aufgegeben. Die Verstorbenen werden liegend in Gräbern beerdigt. Ihre Seelen (masimo) werden mit Trank- und Speiseopfern geehrt.

Religion.

Von religiösen Vorstellungen habe ich Folgendes festgestellt. Die Makalanga glauben an einen grossen Gott, den Mlungu, welcher oben im blauen Himmel wohnt. Daneben ist ein Gott, der auf der Erde, oder in der Erde wohnt, und der verehrt wird, ein kleinerer, aber den Menschen näherstehender

Gott: der Kabulu Kagoro. Ihm gehören alle Feuer des Landes, und seinen Dienst besorgt die Hohepriesterin des Stammes, ein altes Weib, welches den Titel: Quaraquate führt. Sie spricht mit ihm, teilt seine Befehle dem Macombe mit und bringt ihm seine Opfer, Juswisse genannt. Quaraquate soll 6000 Jahre alt sein, und war, wie Kamborote von Injakafura mir erzählte, früher die Gemahlin Kabulu-Kagoros, jetzt seine Priesterin. Sie wohnt in Senlangombie, wo ich ihr Haus, leider nicht sie selbst, persönlich gesehen habe. Ka-Bulu Kagoro heisst übersetzt der allgegenwärtige grosse Bulu, der das Feuer gespendet hat. Es scheint, dass die Quaraquate eine Art moralischer Gewalt, selbst über Macombe, ausübt. Aber auch der Macombe ist kein blosser Mensch, sondern von göttlichem Nimbus umstrahlt. Es ist ausserordentlich schwer, in diese Geheimnisse der Negerseele einzudringen.

Alljährlich zur Zeit der Winter (Juni) -Sonnenwende wird die alte Quaraquate von Senlangombie nach Misongwe zu den grossen Opferfesten für Kabulu Kagoro getragen. Die Opfer bestehen in Fleisch, Ziegen und Getreide. Dies alljährliche Opferfest des ganzen Stammes wird abgehalten an der Gräberstätte der Häuptlinge.

Besondere religiöseVerehrung wird gewissen Bergen und Hügeln geschenkt, dem Msusi, dem Tenje, dem Sumuë, oder vielmehr diese Plätze sind die bevorzugten Opferstätten für die Gottheit. Grosse religiöse Bedeutung hat das Feuer. Alljährlich einmal, und zwar zur Zeit des grossen nationalen Opferfestes, müssen alle Feuer im Lande ausgelöscht und an einem heiligen Feuer, welches die Quaraquate dem Hause des Kabulu-Kagoro entnimmt und Macombe selbst verabreicht, wieder entzündet werden. Anscheinend herrscht die Idee, dass die gewöhnlichen Feuer durch die Benutzung im Alltagsleben unrein geworden sind und wieder an reinem Feuer erneuert werden müssen.

Der Macombe, in der Reihenfolge von Mlungu durch den Kabulu Kagoro ist der dritte, welcher religiöse Verehrung empfängt. Aber er ist „piccanini“ (klein) im Vergleich zum Kabulu Kagoro, dessen Befehle er auszuführen hat. Wenn Quaraquate sich dem Volke zeigt, darf keine rote Farbe irgendwo sichtbar sein. Die religiös vornehme Farbe ist schwarz.



Mehlkorb und Biertopf im Makalanga-Lande.

Auch hierin besteht wieder eine Beziehung zum Licht- und Feuer-Kultus. Sämtliche Söhne und Verwandten des Macombe, also alle Prinzen des Macombe-Hauses führen den Titel: Inja-ka-Fura. Das Macombe-Haus gehört nicht zu den Makalanga. sondern ist anderen, göttlichen Ursprunges. Dies alles ist höchst interessant. Insbesondere frappiert der Titel Inja-ka-Fura für die Prinzen des Hauses. Dieser Name ist nur damit zu erklären, dass die Dynastie ursprünglich in Inja-ka-Fura, dem Lande der grossen Mine residierte, und dass dieses also ihr eigentliches Stammland ist.

Unter allen Umständen stehen wir hier durchaus altsemitischen religiösen Vorstellungen gegenüber. Der Sonnengott steht noch heute im Mittelpunkt der Verehrung. Ihm wird auf Höhen geopfert, und er wird durch das immerwährende Feuer der Quaraquate geehrt. Ihm sind Fels und Hügel heilig. Wer erinnert sich bei diesen Vorstellungen nicht an den Kampf des Jehovahcultus gegen den immer wieder hervorbrechenden Baaldienst im Judentum. Wenn man die Königsbücher und die Chronika durchliest. findet man, dass das auf Höhen-Opfern ge-

radezu identisch ist mit Abfall von Jehovah und Verehrung des Baal. Auch der Götzendienst durch das immerwährende Feuer, wie es im Hause der Quaraquate stattfindet, gehört hierher. Ich weise auf das in der Luther'schen und englischen Übersetzung fortgelassene c. 6. v. 24 aus dem ersten Buch Esra hin, wo es heisst: „Kyros, der König, liess das Haus des Herrn zu Jerusalem bauen, wo ihm durch das immerwährende Feuer geopfert wird.“ Natürlich ist der „Herr“ hier nicht der jüdische Jehovah, sondern der persische Sonnengott Ormuzd, dessen Ebenbild der phönikische Baal ist.

Alle Züge dieses Sonnen- und Feuergottes finden wir bis zum heutigen Tage bei den Makalanga in Kabulu Kagoro, d. h. dem Allgegenwärtigen Grossen Bulu. Können wir zweifeln, dass Bulu der ursemitische Baal oder Belus selbst ist? Auf Hügeln und mit ewigem Feuer wird ihm gedient, und zur Zeit der Wintersonnenwende ist sein grosses Opferfest. Genau so wurde vor 3—4 Jahrtausenden Baal über das gesamte Erythräische Meer gefeiert. Und wenn wir in Kabulu Baal wiedererkennen, werden wir dann nicht in Quaraquate eine Erinnerung an seine weibliche Seite, die altphönizische Aschera feststellen müssen? Sie war früher die Gemahlin Kabulu's, heute ist sie seine Priesterin. Eine merkwürdige Verquickung uralter Ideen mit modernen religiösen Vorstellungen der Negerwelt!

Also sind die „Söhne der Sonne“ in der That noch die Anhänger des Sonnengottesdienstes der ältesten semitischen Epoche. Hier im Makalanga-Land allein ist die alte Baal-Religion erhalten geblieben, welche vor Jahrtausenden von Malakka bis nach Cornwallis, von Sofala bis zu den Canarischen Inseln reichte. Wie solche Ideen ursprünglich hieher gelangt sind, dafür geben Kunde die Phallus, welche wir in den Trümmerhaufen bei Inja-ka-Fura fanden. Zambesi aufwärts sind die südarabischen Conquistadores gedrungen und mit sich brachten sie, ausser der Kunst ihrer Metallbearbeitung, ihre Sitten und ihre Religion.

Ich nehme an, dass hier niemals eine wirkliche südarabische Ansiedlung stattgehabt hat. Aber die punischen Herrscher, sabäischen Stammes, hatten ihre Garnisonen und Kommandanten, ihre Handelsniederlassungen und Minen-Unter-

nehmungen, und durch diese wurde die altsemitische Kultur und Religion hier begründet. Die grosse Verehrung, in welcher die Macombe-Familie noch heute von Bulawayo bis Tete, von Viktoria bis Gorongoza steht, eine Verehrung, welche durchaus religiöser und nicht politischer Natur ist, und welche durch die englische Besitzergreifung Rhodesia's noch nicht zerstört ist, lässt mich darauf schliessen, dass wir in diesem Hause einem uralten phönizischen Geschlecht gegenüberstehen, wel-



Bereitung von Neger-Schnaps.

ches von Generation zu Generation priesterliche Würde gehabt hat, wenn es auch stark mit Negerblut durchsetzt ist.

Wir werden später sehen, in welchem grossen geschichtlichen Zusammenhang diese Einzelverzweigung der phönizischen Völkerwelle steht. Hier genügt es, festgestellt zu haben, dass hier im Süden des Zambesi, beim Volk der Makalanga, bis zum heutigen Tag die Verehrung der Höhen und Steine, der Dienst durch das immerwährende Feuer, die Jahrtausende alten Symbole des ursemitischen Baaldienstes bestehen, und dass Baal hier unter dem Namen des Grossen B u l u noch jetzt gefeiert wird. Als ich im Juli 1899 auf dem Schauplatz solcher Vor-

stellungen und Formen wandelte, durchdrang mich auf das Tiefste das Bewusstsein, auf altgeschichtlichem Boden zu stehen. Damals war ich mir der kulturellen Zusammenhänge dieses Landstriches mit einem ganzen System noch nicht bewusst. Alles erschien unheimlich, verlor sich im mystisch Unbegreiflichen. Ich sollte alsbald diese alten Beziehungen deutlicher verstehen lernen. Je weiter ich in dem Lande zwischen Zambesi und Sabi vordrang, um so klarer wurde es mir, dass wir hier auf dem Boden einer alten südarabischen Kolonie uns befinden, und dass die Kulturreste aus dieser geschichtlichen Epoche im Grunde nicht wunderbarer sind, als der Limes Romanus an der Donau, oder die alten römischen Mosaiken in Leicester.

Geschichte. Die wirklichen geschichtlichen Überlieferungen über die Makalanga weisen in diese Urzeit nicht zurück. Wir erfahren von ihnen erst urkundlich, als die Portugiesen mit ihnen in Verbindung traten. Als diese ersten europäischen Entdecker von Südafrika am Zambesi erschienen, waren die Makalanga unbestritten die vorherrschende Nation um diesen Fluss.

Wenn irgend ein afrikanischer Stamm, so haben die Makalanga eine wirkliche geschichtliche Entwicklung hinter sich. Als die Portugiesen zum ersten Mal die Bekanntschaft von Südafrika machten, waren sie unbestritten die vorherrschende Nation. Sie nannten diese Rasse die „Makaranga" und ihren Herrscher nannten sie den Monomotapa. Über die Bedeutung des Monomotapa ist viel hin und her gestritten. Mono ist ein Präfix, der in Kiswahili von Zentral-Afrika als Muini, am Kongo als Mana auftritt, und Herr oder Herrscher bedeutet. Was Motapa sein mag, ist nicht ganz klar. Die drei Konsonanten m. t. p. könnten auf semitischen Ursprung schliessen lassen. Theal meint (pag. 123), dass Motapa „Berg" heisst und Monomotapa also „Herr des Berges", abgeleitet vom Berg Fura, in dessen Nähe seine Residenz gelegen habe. Vielleicht aber, so sagt er, hatte der Name eine noch romantischere Ableitung. Matap heisst in gewissen Bantu-Dialekten „graben", und Motapa „Loch" oder „Mine". Sonach würde Monomotapa „Herr der Mine" oder des „Minenlandes" besagen. Diese Erklärung erscheint mir als die wahrscheinlichere. Denn sie läuft auf die Etymologie des Wortes „Fura" hinaus. Wie matap in Zulu-

Dialekten, so heisst Kufura in der eigentlichen Kalanga-Sprache „graben", wie Motapa dort, so heisst Fura hier „Mine". Wir haben hier einen ähnlichen Vorgang, wie beim Worte Kalanga selbst. Makalanga heisst, wie erwähnt „Söhne der Sonne", vom Zuluwort „ilanga" — Sonne — abgeleitet. Neben diesem Zulu-Namen, welchen sie kennen und benutzen, haben die Makalanga aber noch ihr eigenes Wort „sua" für Sonne, das ebenfalls im Gebrauch ist. So mögen die Portugiesen von den umwohnenden zuluartigen Völkern die Bezeichnung Monomotapa gelernt und auf den Kalanga-Fürsten angewendet haben für einen Titel, den die Makalanga in ihrer eignen alten Sprache von Fura abgeleitet haben, wie noch in dem Namen der Prinzen des Hauses „Inja-ka-Fura" bis auf den heutigen Tag hervortritt. In beiden Fällen bedeutet der Titel: „Fürst des Minenlandes". Dieses Minenland war nicht beschränkt auf das heutige Macombeland, sondern es gehörte dazu das östliche Mashonaland, dessen Bewohner Makalanga sind, und noch heute Macombe als ihren eigentlichen, vor allem religiösen, Oberherrn anerkennen, und grosse Teile von Matabeland, wo die Makalanga als Makalakka noch bis über die Matopo-Hügel hinaus sitzen. Dieser westliche Teil des alten Kalanga-Landes wurde durch den Eroberungszug der Zulus unter Mosilikatses vom Reich abgetrennt. Im Osten reichte dasselbe in früheren Jahrhunderten bis gegen Sofala und an den unteren Sabi hin, und umschloss das heutige Gorongoza, wo ebenfalls Makalanga wohnen. Diese Gebiete lösten sich schon im 16. Jahrhundert vom Hauptstamm ab. Um 1500 riss Tolora, ein Sohn Tschikanga's, den Manika-Distrikt vom Stammland ab, und um 1550, in weiteren Familienzwisten, gründete Sedanda ein eigenes Reich zwischen Sabi und Sofala, während Kiteve das Gebiet entlang der eigentlichen Sofala-Küste bis zum Tendankulu-Fluss hinauf selbständig machte, welches von da ab unter dem Namen Kiteve in der Geschichte erscheint.

Dass der Monomotapa-Titel schon 1500 in der Macombe-Familie war, geht aus einem Bericht des Diogo de Alcaçova an den König von Portugal vom 20. November 1506 hervor, in welchem dieser berichtet, ein Monomotapa, Macombe mit Namen, sei von Tschikanga getötet worden. Da Macombe eben-

falls ein Titel wie Monomotapa selbst ist, liegt hier sicherlich eine Konfusion der Portugiesen vor, wie ich sie oben andeutete: sie setzten den von Ausländern gegebenen Titel: Monomotapa an Stelle des einheimischen: Macombe, etwa wie ein deutscher Reisender vom „Kaiser von China" sprechen, oder den „Czaren aller Russen" mit „russischen Kaiser" bezeichnen würde. Der Titel „monomotapa" ist den Makalanga von heute völlig unbekannt.

Dass die Portugiesen mit ihrem Monomotapa das Kalanga-Reich meinten, und dass das heutige Macombeland das Ziel ihrer Goldexpeditionen war, geht aus allen ihren Berichten klar hervor.

1569 entsendete König Sebastio den Francisco Barreto mit einer grossen Expedition nach Ostafrika, um die Goldminen im Kalangaland für die Krone von Portugal zu erobern. Barreto fuhr den Zambesi hinauf bis nach Sena, und schickte von dort eine Gesandtschaft an den Oberherrn der Makalanga, um mit ihm über einen Vertrag zu verhandeln. Wenn es sich um ein Gebiet in Mashonaland am Mazoë gehandelt hätte, so würde Barreto sein Hauptquartier sicherlich nicht in Sena genommen haben, sondern er hätte bis Tete hinaufgehen müssen, welches 1569 ebenfalls schon bestand. Sena lag damals an der Ostgrenze des Monomotapa, wie es heute an der Ostgrenze des Macombe-Land liegt. Die Portugiesen machten dann einen Vertrag mit den Makalanga zur Niederwerfung von Mongasi (auch geschrieben: Omigos, Mongas und Monge), eines Stammes, welcher nördlich vom Kalanga-Volk am rechten Ufer des Zambesi zwischen Tete und Sena sass. Ohne Zweifel ist dieser Stammesname im heutigen Inja-mengale, wo meine Tenje-Station liegt, erhalten geblieben. Mengale oder Mengare ist Adjektiv-Form aus Monga, genau wie Dambarari aus Tambara. Wir sehen also, die Verhältnisse waren 1569 nicht so wesentlich verschieden von den heutigen. Die Niederbrennung von Tela im Sommer 1899 war eine Episode in den Stammeskämpfen dieser Gegend, welche bis zum 16. Jahrhundert zurückreichen. Nur dass die Portugiesen in der Zwischenzeit das eigentliche Flussufer vom Monge-Reich abgetrennt haben, ebenso das Gebiet jenseits des

Luenje-Flusses. Aber das eigentliche Inja-mengale ist auch heute noch unabhängig. Wie der Kalanga-Häuptling 1569 sich mit Barreto verband, um Mongasi zu unterwerfen, so würde sich Macombe ohne Frage gern mit mir verbunden haben, um Inja-Mengale unter seine Fuchtel zu bekommen.

Barreto's Expedition ging dann von Sena flussaufwärts. Theal erzählt (p. 143): „Als er an den Punkt kam, von wo er auf den Berg des Monomotapa abbiegen musste, sah er sich genötigt, ein Lager auf einer Insel im Fluss zu bilden, und dort seine Kranken und alles überflüssige Gepäck zu lassen, denn es war keine Möglichkeit, mit einer schwer beladenen Karawane weiter zu marschieren." — Die Insel, welche hier erwähnt wird, ist augenscheinlich die grosse Zambesi-Insel zwischen Mitonda und dem portugiesischen Fort von Tambara, auf welcher Mr. Puzey früher sein Vieh zu halten pflegte. Barreto, augenscheinlich, nahm den Muïraweg nach Inja-ka-Fura. Ich erkenne diese ganze Gegend wieder in dem alten Bericht. Am 11. Tage kamen sie in Sicht von Mengasi's Truppe. Augenscheinlich konnten sie durch den Flusssand mit ihren 6 Kanonen, 560 Mann zu Fuss, 23 Reitern, nur langsam marschieren. Der Weg von Tambara zum heutigen Hauptkraal von Inja-mengale auf der Inja-ka-Fura-Route ist etwa 70 Meilen. Barreto würde auf dem Wasserweg einen bequemeren Zugang gehabt haben. Aber wahrscheinlich verhinderten die Lupata-Schnellen die damalige Schiffahrt. Den weiteren Verlauf der Barreto-Expedition kann ich meinen Lesern ersparen. Sie scheiterte an Krankheiten und Lebensmittel-Mangel. Barreto selbst starb.

Im folgenden Jahr versuchte Vasco Fernandes Homem, sein Nachfolger, von Sofala aus die Goldminen des Kalanga-Reiches zu gewinnen. Würde ein solcher Versuch von Sofala aus denkbar sein, wenn es sich um ein Gebiet am Mazoë gehandelt hätte? Ich bitte meine Leser, sich die Karte von Afrika auf diese Frage selbst anzublicken. Homem marschierte durch Kiteve auf Manica zu, und von dort kehrte auch diese Expedition unverrichteter Sache zurück.

Die Portugiesen erneuerten ihre Unternehmungen auf die ersehnten Goldminen zu Anfang des 17. Jahrhunderts. 1610 wurde eine Expedition von zweihundert Mann von Lissabon aus

geschickt, und es gelang, mit dem Monomotapa Freundschaft zu machen. In alle die folgenden Unternehmungen greifen Dominikaner-Mönche handelnd ein, welchen es gelingt, Prinzen des regierenden Hauses zu bekehren, ja einen derselben, Mavura, der als Christ den Namen Fillipe, annahm, sogar auf den Thron zu bringen. Dieser stellte sich und sein Land am 24. Mai 1629 formell unter den Schutz der portugiesischen Krone. Aber dieser Erfolg riss das Land nur in neue Bürgerkriege, und schon der Nachfolger Mavura's fiel wieder zum alten Glauben der Väter ab. Die Geschichte der Makalanga im 17. Jahrhundert ist dann ein fortwährendes Schwanken zwischen Christentum und Heidentum. 1652 liess sich einmal ein Monomotapa mit seiner Familie und Tausenden von Anhängern taufen. Er nahm den Namen Domingos an, seine Gemahlin wurde Luisa getauft und sein Sohn Miguel. Dieser Miguel trat ganz in den Dominikanerorden ein und wurde 1670 sogar zum Doktor der Theologie promoviert. Er starb als Vikar des Konvents von Santa Barbara in Goa. Andere Makalanga folgten seinem Beispiel. Aber die Reaktion blieb nicht aus. Wie unser Bericht im alten Atlas mitteilt, warf Chingamira 1693 die Portugiesen ganz aus der „Mokranga" hinaus, zerstörte die Stationen von Longoë und Dambarari und stellte das alte System wieder her. Einige Monate zuvor hatten die Portugiesen begonnen, das grosse Reef von Fura steinbruchartig zu bearbeiten. Alles dies war mit dem Jahre 1693 zu Ende. Sie haben bis auf den heutigen Tag niemals wieder ernstlichen Einfluss im Macombe-Lande gewonnen, obwohl sie im letzten Jahrzehnt wiederholte Versuche dazu gemacht haben. Die Macombe-Leute haben diese Angriffe stets zurückgeschlagen, und der Jahrhunderte lang angesammelte Hass auf ihrer Seite lässt leider kaum viel Hoffnung aufkommen, dass es möglich sein wird, eine friedliche Regelung dieser Frage zu erzielen, zu welcher ich mit Vergnügen behilflich sein möchte.

Aus den alten Berichten erscheint mir noch ein kleiner Umstand besonders lebenswahr und auf das Macombe-Land von heute zutreffend zu sein: der Umstand, dass den Portugiesen schon vor dreihundert Jahren das Erklimmen des Fura-Bergstocks untersagt wurde, teils, wie Theal meint, aus gewis-



Wachthütte in den Feldern der Makalanga.

sen abergläubischen Befürchtungen, teils, um zu verhindern, dass sie dadurch einen Ueberblick über das Reich des Monomotapa gewännen. Genau so versuchte man, wie ich erzählt habe, mit uns zu verfahren.

Ich hoffe, diese kurzen Notizen aus der Vergangenheit der Makalanga haben meine Leser überzeugt, dass die geschichtlichen Ueberlieferungen der Portugiesen deutlich auf das heutige Makombe-Land als Schauplatz ihrer Unternehmungen im 16. und 17. Jahrhundert hinweisen, und dass der Monomotapa kein Anderer als eben der Macombe selbst jener Jahrhunderte war. Wenn man, wie ich, mehr als ein halbes Jahr in diesem Lande forschend zugebracht hat, wird Einem ein Zweifel hieran nicht mehr kommen. Das alte Monomotapa, welches die ersten portugiesischen Conquistadoren vorfanden, ist im Verlauf der Jahrhunderte zusammengeschrumpft, aber in seinem Rest steht es noch heute als Macombe-Land da, und die heutigen Makalanga sind die unverfälschten Nachkommen der ehemaligen „Kinder der Sonne", mit denen Francisco Barreto und Homem zu thun hatten.

Abmarsch. Mit gehobenem Gefühl marschierten wir am Morgen des 23. Juli vom Simbabwe des Macombe ab. Ich hatte ja das frohe Bewusstsein, dass wir unsere Aufgabe dort völlig gelöst hatten. Es ist leicht, in die Residenz eines derartigen afrikanischen Despoten zu kommen, aber schwer, wieder hinauszugelangen. Mr. Puzey hatte mich auf eine Verzögerung von 6 Wochen gefasst gemacht. Nun, wir waren nur fünf Tage festgehalten worden und brachten von unseren Vorräten viel mehr heraus, als ich zu hoffen gewagt hatte.

Expeditionsleben. Der Tag war sonnig und frisch, der Weg gut, und so zogen wir munter dahin. Der Juli ist in dieser Gegend der kühlste Monat. Die Hitze ist auch am Tage kaum einmal drückend, die Nächte aber sind geradezu kalt, da das Thermometer ziemlich regelmässig bis auf 6° Celsius hinabsinkt. Die Landschaft nahm ein vertrocknetes Aussehen an. Die Felder waren meistens abgeerntet, und man begann mit dem Abbrennen des Grases. Dies ist die beste Zeit zum Reisen und Prospektieren. Die Sonne geht um diese Zeit etwa 6 Uhr 15 Minuten auf. In der Dämmerung standen wir auf und nahmen ein Frühstück ein, bestehend aus Thee oder Kaffee, Brot mit Butter oder Schmalz, Eiern und kaltem Fleisch. Dann wurde marschiert, und nach zwei bis drei Stunden eine Pause gemacht, während welcher eine Zigarre oder eine Pfeife Tabak geraucht ward. Dann marschierten wir bis zum Lagerplatz, wo das zweite Frühstück schnell bereitet und genossen wurde. Oder aber, ich liess eine Frühstückspause eintreten, wenn am Nachmittage weiter gezogen werden musste. Zu dieser Mahlzeit wurde regelmässig Thee gekocht. Das Abendessen nahmen wir um 6 Uhr ein, und meiner alten afrikanischen Gewohnheit gemäss, bekümmerte ich mich selbst um die Küche, damit wir reinliches und gut gekochtes Essen hatten. Meistens hatten wir Eier zur Genüge, ebenso waren Perlhühner und wilde Enten fast immer vorhanden. Hühner, Schafe und Ziegen standen ebenfalls mit wenig Unterbrechungen zur Verfügung. Für Milch liess ich zwei Mutterziegen mittreiben. Die Stelle von Kartoffeln vertrat Reis, oder, wenn der einmal ausging, assen wir Mehlbrei, Bohnen, Bataten oder Maniok. Nach dem Abendessen tranken wir ein Glas Whisky oder Cognac mit Wasser, rauchten eine Pfeife, unterhielten uns



Wasserloch im Macombe-Land.



oder spielten eine Partie Piquet und lagen spätestens um 9 Uhr im Bett, von den Stimmen der Wildnis in den Schlaf gelullt. Diese Lebensweise war ziemlich dieselbe auf der Station oder auf dem Marsch. Thatsächlich bestand ja unsere Tenje-Station, solange ich zugegen war, ebenfalls nur aus unserem Zeltlager, und auch unsere Tagesbeschäftigung den ganzen Sommer über vornehmlich in Ausflügen zur Erforschung der Umgegend

Auf Senlangombie.

Am 23. Juli frühstückten wir schon um 10 Uhr bei einem Wasserloch im Walde und marschierten dann bis 2 Uhr, wo wir im engen Flussbett des Injangona, gegenüber den Nyamaka-Bergen lagerten. Die Marschrichtung dieses Tages war nach einander S. S. O., S. S. W., S. W. und wieder S. S. W., also vorwiegend Süd. Unser Lagerplatz befand sich 503 m über dem Meeresspiegel.

Am Nachmittag waren wir durch echte afrikanische Dornensteppe marschiert, welche das Vorwärtskommen äusserst ungemütlich machte. Besonders tückisch ist der Dornenstrauch „Wacht e bitsche", oder wie die Engländer ihn nennen „wait a bit", weil er harmlos aussieht und seine scharfen Dornen nicht eher zeigt, als bis man sie im Fleisch hat.

Die Formation ist hier ausschliesslich Granit. Der Injangona fliesst in den Mkasifluss, welcher einer der Quellflüsse des Pompuë ist. Wir hatten also das Muïra-Gebiet jetzt verlassen. Der Muïra biegt bald südlich von Misongwe ganz gegen Westen um. Seine Quellen liegen in den Vorbergen des Hochplateaus von Mashonaland.

Im Flussgebiet des Pompuë verblieben wir den ganzen folgenden Tag. Granit blieb ununterbrochen das bildende Gestein. Um 10 Uhr passierten wir die Ostseite der Chisuö-Kette, welche aus einer Reihe von Granitkegeln besteht und gewissermassen ein östlicher Auswuchs der Majorolike-Berge ist, welche wir im Westen vor uns sahen, in nord-südlicher Richtung streichend. Das Terrain war ziemlich flach, und ich bemerkte eine Reihe von Versumpfungen mit dem charakteristischen Papyrus-Schilf. Ein reiches Vogelleben zeigte sich. Geier und Adler zogen nach Südwesten. „Ein Löwe muss dort vorige Nacht ein Stück grossen Wildes geschlagen haben", meinte

Cuntete. An den Wassertümpeln bemerkte ich zahllose wilde Enten und Gänse, auch einen Ibis in seiner feierlichen Haltung. Wenn wir dahinzogen, gab uns der „Get away"-Vogel mit seinem klagenden langgezogenen Schrei das Geleit, was fast unheimlich klingt, so deutlich ist das „get away-ay" ausgesprochen. Abends im Walde dagegen trompetet der Francolin oder das südafrikanische Rebhuhn, Affen schreien und die Hyäne lacht. Oder aber wir vernehmen den Schrei eines Leoparden oder das Brüllen des Löwen dicht bei unseren Zelten. Auch sonstiges Wild wird von Tag zu Tag mehr in Spur und Losung erkennbar. Hier sind Antilopen vorübergeeilt, dort erkennen wir die plumpe Spur des Büffels. Wir nähern uns augenscheinlich der echten afrikanischen Wildnis.

Ich liess um 11 Uhr an einem Sumpf lagern und abkochen, um meine weit verstreute Karawane wieder zusammenzuziehen, und zog um 1 Uhr weiter auf Senlangombie zu. Um 4 Uhr langten wir bei einer Wasserlache im Flussbett des Injamdamba, eines Nebenflusses zum Mkasi an, und hier machte ich das Nachtquartier Es war ein liebliches Stück Natur um uns. Echter Urwald am Flussrand mit zahllosen Winden, von denen eine Art reizende rote Blüten hatte, ein lieblicher Anblick in der schroffen Granit-Landschaft. Wir waren an diesem Abend 32 englische Meilen von Misongwe entfernt.

In Senlangombie.

Am folgenden Morgen in der Frühe zogen wir in westlicher Richtung weiter auf die Majorolike-Berge zu, welche wir im Norden umschritten, um dann an ihrer Westseite gegen Süden entlang zu ziehen. Schon gegen 10 Uhr trafen wir ein am Hauptkraal von Senlangombie oder Senangombie, wo ich das Lager am Fuss eines gewaltigen schroffen Granitblockes aufschlagen liess. Unser Lager war 424 m über dem Meeresspiegel, aber die Granitkuppen, welche das weite gut angebaute Thal umschliessen, erheben sich 8—900 m darüber hin. Die Bevölkerung nahm uns natürlich freundlich auf, da wir mit dem Bruder des Macombe angezogen kamen, und brachten uns Mehl, Eier und süsse Kartoffeln zum Verkauf. Hier, beschloss ich, einen Tag liegen zu bleiben, einerseits um die Gegend geologisch festzulegen, dann, um Tom mit unseren Getreidelasten von Misongwe zu erwarten.

Die geologische Bestimmung des Senlangombie-Distriktes war sehr einfach. Granit unter uns, und Granit, soweit das Auge reichte. Die ganze Landschaft im Süden und Südosten ist übersät mit Granit-Kopjes, welche sich äusserst pittoresk vom Horizont abheben und gute Landmarken für die Vermessung des Landes abgeben werden. Aber für den Prospektor ist hier nichts zu erwarten.

Ich beabsichtigte eigentlich, die Steppe im Süden vor uns bis zum Pungwe zu durchziehen, um dann am Pungwe aufwärts nach Umtassa, etwa 10 Meilen nördlich von Umtali zu marschieren und dort meine Erforschung des Manica-Landes zu beginnen. Von einem erhöhten Aussichtspunkt aus wurde mir der Rand Manicas fern im Südwesten gezeigt. Ich konnte diesen Plan indes nicht zur Durchführung bringen, weil ich dazu für 8 Tage oder 15 Lasten Mehl hätte mit mir nehmen müssen, wozu meine Trägerkräfte nicht ausreichten. So beschloss ich, das obere Injasonja-Flussgebiet zu erreichen, um von dort nach Katerere zu gelangen. Zur Ausführung dieses Planes hatte ich zehn Lasten Mehl zu befördern, was meine Kolonne leisten konnte. Zwar war das Gebiet vor uns in jeder Richtung wildreich. Aber man kann niemals mit Sicherheit auf die Jagd für den Unterhalt der Leute rechnen, und Experimente in dieser Richtung wollte ich nicht riskieren mit meiner absolut unzuverlässigen Kolonne von Tete-Trägern, welche noch ganz erstaunt waren, lebendig durch das Land des gefürchteten Macombe gelangt zu sein, und absolut keine Lust hatten, mit mir in die von Löwen beherrschten Buschsteppen weiter vorwärts zu dringen. Ein Auseinanderlaufen der Kolonne in solchem Busch war für uns eine Frage von Leben und Tod, da wir auf unsere Zelte und unsere Vorräte und durch diese wieder auf Träger angewiesen waren. Hätte ich meine Leute bestrafen können, wie sich dies für den Führer einer Kolonne gehört, so würde ich ihnen bald ihre Mucken ausgetrieben haben und hätte sie in die Hand bekommen. Das aber erlaubte mir mein Kontrakt mit Signor Martins nicht, wenn er es auch nicht direkt ausschloss. So musste ich sie ihren Launen überlassen und als eine Art „wohlwollender guter Herr" mit ihnen dahinziehen. Dadurch war ich natürlich

jeden Augenblick der Gefahr ausgesetzt, dass sie einfach davongingen, und rechnete mit dieser Thatsache.

Inzwischen liess ich am 25. Juli durch Herrn Gramann die Lasten revidieren und von Neuem zusammenpacken, wodurch mehrere Träger zum Mehltragen frei wurden. Am folgenden Mittag traf Tom mit den Mehllasten aus Misongwe ein. Er brachte Piso, einen Halbbruder Cuntete's mit, welcher an Macombe's Hof eine Art Hofmarschall war und mit uns bis Umtali gehen sollte, um die Geschenke für den Macombe heraufzubringen. Er ist ein hübscher, strammer Bursche mit männlichem Gesicht und sehr einnehmenden bescheidenen Umgangsformen. Am Abend des 25. Juli besuchte ich mehrere der umliegenden Dörfer in seiner und Cuntete's Begleitung und nahm unter Anderm auch das Haus der Quaraquate in Augenschein. Leider war die alte Dame selbst nicht sichtbar.

Auf Katerere.

Am nächsten Morgen, als ich aufbrechen wollte, waren natürlich die Reserveträger nicht zur Stelle, und ich musste erst eine Razzia im benachbarten Dorf anstellen lassen, um ihrer habhaft zu werden. So wurde es halb acht, ehe ich abmarschieren konnte. Die ganze Nacht über hatte ein entsetzlicher Sturm geweht. Jetzt sammelten sich dunkle Wolken, und bald prasselte ein gehöriger Regen auf uns hernieder. Ich liess die Kolonne halten und wechselte meine Kleider, die ich durch meinen Regenmantel vor erneuertem Durchnässen schützte. Es war bitterlich kalt und schwierig, die Träger vorwärts zu bringen, welche sich niederliessen und Feuer anzündeten, so dass ich meinen Spazierstock benutzen musste, um sie zum Weitergehen zu veranlassen. Schon um 8 Uhr hatten wir den Pompuë überschritten, und dann ging es hinein in den nassen Busch ohne Weg und Steg. Ohne ortskundige Führer ist eine Expedition hier einfach unmöglich. Der Busch entwickelte sich alsbald zum Hochwald mit einer Unmenge von Wildspuren aller Art. Einmal trieben wir eine Antilope auf, auf welche ich jedoch nicht zum Schuss kam. Gegen 12 Uhr erreichten wir einen Sumpf etwa eine Stunde östlich vom Injansonja-Fluss. Ich liess hier das Lager aufschlagen, um den Leuten Zeit zu geben, sich Hütten für die Nacht zu bauen und trockenes Feuerholz zu sammeln. Es regnete den ganzen Nach-



Cuntete und Piso (Brüder des Macombe).

mittag. Unser Lagerplatz war 580 m hoch, die Marschrichtung war vorwiegend westlich gewesen.

Am folgenden Morgen gingen wir in die Südwestrichtung zurück, immer durch Wald und wegeloses Gestrüpp, welches unsere Beinkleider durchnässte, und dessen Dornen uns erbarmungslos zerfetzten. Die Landschaft gewann einen gewissen malerischen Reiz durch die vielen Granit-Kopjes, welche die Gegend überziehen. Gegen 8 Uhr überschritten wir den munter dahinfliessenden Injansonja, einen der Quellflüsse des Pungwe. Dann ging es weiter durch Wald und Busch, bis wir um 11 Uhr bei Sonnenschein unser Frühstück am Injapandira einnehmen konnten, einem lieblichen Zufluss zum Injasonja. Im Nordwesten peilten wir das Bergland Chipatula, in welchem

eine Landschaft Fu-Fura uns besonders gezeigt wurde. Das Gebirgsland ist die nördliche Fortsetzung des Manica-Randes und bildet thatsächlich die erste Stufe zum Aufstieg in das Mashonaland-Plateau. Das Gebirge in seiner Gesamtausdehnung, welches wir als erste Weisse entdeckten und durchzogen haben, heisst Bara-Uro und bildet den Westen der Landschaft Barge, wie das Macombeland bei den Eingeborenen heisst. Bara-uro heisst Goldland. Der Name Fu-Fura hat auch hier eine geheimnisvoll religiöse Bedeutung. Wie mir die Makalanga sagten, bedeute er dasselbe wie Tenje und Sherele, hat also eine Beziehung zu Gräberstätte. Wir lagerten an diesem Tage am Inja-Cheche, zum Injasonja gehörig. Alle Flüsse führten jetzt Wasser.

Am nächsten Morgen überschritten wir eine ganze Reihe solcher fliessender Bäche: Manjati, Puse, Jansaro, Induë, alles Zuflüsse zum Injasonja. Um 10 Uhr hatten wir einen herrlichen Ausblick auf Manica im Südwesten, dessen Rand wie eine schroffe hohe Felsmauer dunkel am Horizont aufstieg. Wir mussten an diesem Tage grosse Parzellen hohen Schilfgrases durchziehen, was in dem wegelosen Terrain besonders mühsam war. Unser Frühstück nahmen wir ein am Rande eines grünen Grassumpfes, wo wir eine Unmenge Wildspuren fanden. Von diesem Punkt aus liess ich unsern Kurs von der Südwest- auf die Nordwest-Richtung setzen, in das Bara-Uro-Gebirge hinein, welches aus Granit mit auffallend viel Glimmer besteht. Wir kamen alsbald in einen herrlichen offenen Hochwald hinein, in welchem ich $2^1/_2$ Uhr das Lager bezog.

Der 30. Juli war ein Sonntag und er brachte uns die Freude, dass wir bald nach Aufbruch zum erstenmal wieder auf einen Weg kamen, der uns nach einer kleinen Stunde zum Dorf Shapanga brachte, das am Fuss eines Passes über den Bara-Uro in einem fruchtbaren Gebirgsthal liegt. Hier ruhten wir einen Augenblick und dann begann der Aufstieg, welcher uns zunächst zu einem höheren Gebirgsthal brachte, in welchem das Dorf Shingave liegt. Diese Dörfer liegen am Ostabhang des Bara-Uro, an welchem auch Fu-Fura, jetzt deutlich mit seinen Gärten erkennbar, gelegen ist. Das Bara-Uro-Gebirge streicht von Nord-Nord-Ost nach Süd-

Süd-West und findet seine Fortsetzung im Süden in Manica. Seine Wasser fliessen alle zum Pungwe. Der Glimmer im Granit trat noch mehr hervor als am Tage zuvor. Die kraterförmige Bildung der Berge liess Herrn Gramann schliessen, dass wir es hier mit vulkanischem und nicht mit sedimentärem Granit zu thun haben. Die Passhöhe, zu welcher wir in zwei Absätzen gelangten, betrug 1130 m. Ein herrlicher Rundblick über die Pungwe-Ebene mit ihren vielen Granithügeln belohnte den Aufstieg. Wirklicher dunkler Regenwald trat hier oben an die Stelle des Buschwaldes in der Steppe. Bach rieselt neben Bach, und weite fruchtbare Gebirgskessel laden zum Ackerbau ein. Sicherlich muss Kaffee und Thee hier grossartig gedeihen. Als wir nach kurzer Frühstückspause in einem solchen Bergkessel die Passhöhe überschritten hatten, folgte ein Abstieg, der an romantischer Schönheit seines Gleichen sucht. Wie auf mächtige zerfetzte Wellenberge, welche zu Stein erstarrt sind, schaute das Auge nieder auf die Granitkämme, in denen phantastische Kuppen und Säulen in allen möglichen Formen die Phantasie fesselten. Grandiose Seitenthäler öffnen sich, mit wilden Abfällen und schroffen Felsbildungen. Diese Westseite ist erheblich trockener als der Ostabfall, welcher den Regen aus dem Südostmonsum abfängt. Im Westen vor uns steigt eine neue Felswand dunkel vor uns auf. Für heute aber lagern wir vor derselben in einem Längsthal bei dem kleinen Gebirgsdorf Macbete, 1070 m hoch. Hier hat Macombe eine kleine Niederlassung, welche mit Salzlaugen beschäftigt ist.

Der nächste Morgen brachte uns den letzten Aufstieg, der wieder über schroffe Gebirgszacken und an schwindelnden Abhängen entlang führte. Es war ein grossartiger Anblick, als wir die Höhe erklommen hatten und nun tief unter uns das liebliche Gavaresi-Thal erblickten. Vor uns im Westen stieg das Plateau von Rupire und im Süden davon stolz und kühn das von Inyanga bis zu 3000 m empor, beleuchtet vom Schein der goldenen Morgensonne. Dieser westliche Teil des Bara-Uro zeigte eine Formationsänderung. Der Granit war durchbrochen von quarzitischem Schiefer und Chloritschiefer, und zwischen diesen Formationen strichen weisse Quarzreefs 12° von Nord zum Osten.

Am Gavaresi.

Muntere Bäche hatten wir bei unserem Abstieg in das Gavaresi-Thal zu überschreiten, in welchem wir $9^1/_2$ Uhr in froher Stimmung eintrafen. Es war herzerquickend, einmal wieder in Hirsefeldern dahinzuziehen. Der Gavaresi hatte klares kühles Wasser, welches den Leuten bis unter die Arme ging und schnell dahinfloss. Er mag an 80 Fuss breit sein. Ich liess mich durch drei Leute, wie ein Packet über die drei Köpfe ausgestreckt, hinübertragen. Noch ein kurzer Marsch flussabwärts, und gegen 10 Uhr zogen wir am Dorf Chitawo vorüber, an dessen nördlicher Seite über dem rauschenden Garavesi wir unser Lager aufschlugen, begrüsst von Baridi, einem Bruder Cuntete's, welcher hier den Macombe vertritt. Der Durchmarsch durch's eigentliche Macombe-Land war hiermit vollzogen.

Unser Lager war 750 m hoch. Die Eingeborenen waren ausserordentlich freundlich. Wir hatten nicht nur zu essen genug für unsere Leute, sondern konnten auch selbst von Tomaten in Hülle und Fülle leben und sogar einmal wieder europäische Kartoffeln essen, welche Cuntete mir zum Geschenk brachte. Baridi war ein liebenswürdiger und bescheidener junger Mann, taktvoll wie alle Mitglieder der Macombe-Familie, welche ich kennen gelernt habe. Er brachte mir einige Nashornzähne zum Geschenk. Den Nachmittag verbrachten Herr Gramann und ich in Beratung für unsere weiteren Pläne über unseren Karten. Ich entschloss mich, dem Kaiser-Wilhelm-Land einen kurzen Besuch abzustatten, dann aber nach Inyanga zu marschieren und den Rest des Sommers mit der Erforschung des Manica-Landes und des oberen Pungwe auszufüllen.

Bei Sonnenuntergang nahm ich ein Bad im kühlen Fluss, und dann vereinigte uns eine frohe Mahlzeit, in welche Fische, europäische Kartoffeln und gekochte Tomaten eine angenehme Abwechslung brachten. Es war ein schöner Tag. Der Körper pflegte sich an den ungewohnten Genüssen, und die Seele hatte Musse zu ruhiger Betrachtung.

Der Marsch am folgenden Tage musste uns aus der portugiesischen Interessensphäre in die englische hinüberbringen. Wir brachen bei herrlichem kühlen Wetter auf und

kamen bald in lichten Hochwald hinein. In der Formation trat wiederum Chloritschiefer und weisser Quarz auf wie am Tage zuvor. Alsbald aber kamen wir in eine eigenartige Landschaft aus quarzitischem Sandstein, dessen merkwürdige Bildungen ausserordentlich anziehend waren. Das Auge glaubte in der Ferne ganze Städte mit flachen Dächern zu erkennen, in der Nähe schienen Paläste mit Säulengängen und Plafonds zu stehen. Einmal war die Täuschung in der nächsten Nähe so auffallend, dass Herr Gramann und ich eine Pause machten, um die Sache genau zu untersuchen. Gegen 10 Uhr kamen wir wieder in Granitformation hinein mit ihren Kuppen und Blöcken, und dann überstiegen wir den Gebirgskamm, um auf der anderen Seite in eine trockene Buschsteppe zu gelangen. Das Granitmassiv blieb halbrechts von uns liegen, da wir uns gegen Nordwesten gewendet hatten. Am Horizont im Norden von uns lag jetzt das Rupire-Plateau, nord-nordwestlich wurden uns die Berge von Katerere gezeigt, und links im Süden stieg das Hochplateau von Inyanga auf. Der Marsch durch die staubige Steppe war sehr ermüdend, und ich schlug daher um Mittag das Lager bei einigen Wasserlöchern in mächtigen Granitblöcken am Wege auf, 790 m hoch. Am Nachmittag kamen einige Eingeborene aus der Umgegend, welche ein wenig Mehl zum Verkauf brachten. Leider hatte Herr Gramann zur Abwechslung wieder einmal einen Fieberanfall, wovon er seit Imbeve verschont gewesen war.

Am nächsten Tage zogen wir durch unveränderte Granitformation, welche deutliche Spuren vulkanischen Ursprunges zeigte, auf Katerere zu. Katerere war auf der Karte so gross eingezeichnet, alle Welt kannte den Platz, die Cape to Cairo-Telegraphenlinie führte vorbei, dass ich annahm, wir würden ein grosses Kraal finden mit Essen in Hülle und Fülle. Wohlgemut zogen wir also dahin, immer in nord-nordwestlicher Richtung. Auf dem Wege fielen mir eine Menge Steinhaufen mit Quarzgeröll auf, welche ununterbrochen in grösseren oder kleineren Gruppen am Fusspfad lagen und augenscheinlich das ganze Gebiet überzogen. Arbeiten auf Gold konnten es nicht sein, da die Formation Vorkommen

von Gold ausschloss. Herr Gramann meinte, wir hätten es mit Eisengruben zu thun. Es war der Anfang zu jenen Steinhaufen, welche sich über ganz Kaiser-Wilhelm-Land und Inyanga hinziehen.

Eine Stunde nach Abmarsch überschritten wir einen stattlichen rauschenden Zufluss zum Gavaresi.

Um 11 Uhr taucht die Telegraphenlinie vor uns auf, ein Gruss, welchen Europas Cultur uns in die Wildnis sendet. Gleich darauf sehen wir vor uns neben einem Wasserpfuhl Katerere, ein kleines, schattenloses, schmutziges Dorf. Wir ziehen halb um dasselbe herum und nehmen unseren Lagerplatz im Westen davon, ebenfalls ohne Schatten, da Bäume nicht vorhanden sind. Zum ersten Male lagern wir im Gebiet der Britisch-Südafrikanischen Gesellschaft und unter dem Schutz der englischen Flagge.



Carl Peters.



4. Kapitel.

In Inyanga.

In Katerere erlebte ich die grosse Enttäuschung, anstatt der erwarteten Fülle, Hungersnot anzutreffen. Katerere ist ein Vasall Macombe's, und wir wurden infolgedessen sehr herzlich aufgenommen. Aber es war selbst Cuntete und Piso nicht möglich, Getreide zu beschaffen. „Ndara maninge", „grosse Hungersnot" ist hier; wir haben selbst nichts zu essen." Für mich gab es ein Huhn zum Geschenk, aber damit war nicht geholfen. Ich fragte: „Giebt es denn im Süden, in Nhani, Essen?" „Nein". „Aber in Nhani ist doch ein englisches Police-camp." „Nein. Die Weissen sind nicht mehr dort." — „Ist in Inyanga Essen?". — „Nein." „Ja, wo ist denn Nahrung zu kaufen?" „Vielleicht an der anderen Seite des Ruenje-Flusses."

In Katerere.

Das war eine nette Lage. Ich hatte den Leuten schon am Tage vorher nur eine halbe Ration austeilen können, da ich bei der Nähe Katerere's mich in Chitawo nicht weiter vorgesehen hatte. Jetzt standen wir augenscheinlich am Eingang zu einem Hungerland, in welches ich meine Tete-Leute nicht weit würde bringen können. Mit Mühe brachte ich bis gegen Abend um teuren Preis einen kleinen Sack Mehl zusammen, den ich austeilen liess. Die Leute hatten laut Contrakt täglich ein Kilogramm Mehl und je eine Handvoll Bohnen oder Erdnüsse als Zukost zu empfangen. Davon konnte hier keine Rede sein. Die Folgen zeigten sich schon am nächsten Morgen. Keiner der Leute kam beim Sonnenaufgang wie gewöhnlich zum Aufnehmen der Lasten. Als ich sie rufen

liess, antworteten sie mir brüllend: „Ndara, ndara!“ (Hunger, Hunger!) Ich griff nun zu einem Stock; aber wie Spreu vor dem Wind war die ganze Gesellschaft in den Feldern verschwunden. Darauf rief ich ihnen zu: „Lauft nur fort, lauft alle fort. Ihr werdet in Tete mein Telegramm vorfinden, welches Euch in's Gefängnis befördert. Ich werde Leute genug, auch ohne Euch, hier bekommen.“

Darauf kamen die Träger-Aeltesten zu mir und sagten, sie dächten nicht daran, auszureissen; die Leute wären nur erschreckt gewesen. Sie wollten ihre Arbeit jetzt thun. Ich sprach ruhig zu den drei Leuten, ihnen unsere Lage klarlegend: „Ihr wisst sehr wohl, dass ich Getreide kaufen würde, wenn etwas hier zu haben wäre. Aber lasst uns an die andere Seite des Ruenje marschieren. Dort werden wir Nahrung finden.“

Nach Kaiser-Wilhelm-Land.

Gegen Westen also brachen wir auf, indem wir die Strasse nach Matoko's Land einschlugen. Bald kamen wir auf eine Wagenspur, welche hier durch Busch, dann durch Sumpf und dann wieder über Felsblöcke hinüberführte. Die Insassen müssen eine nette Fahrt gehabt haben. Der Weg brachte uns alsbald in eine grossartige Gebirgslandschaft. Granit, wohin wir blickten, mit all' seiner schroffen Schönheit, überzogen abwechselnd von Busch- und Hochwald. Gegen 11 Uhr erreichten wir den Ruenje, welcher, an 150 Fuss breit, schnell durch schroff abfallende Felswände dahinfloss. Wir fanden ein Boot am Ufer, aber es war so klein, dass ich ihm unsere Lasten nicht anvertrauen mochte. Glücklicherweise entdeckte einer meiner Leute einige hundert Schritte stromaufwärts eine primitive Brücke, auf welcher wir den Fluss überschreiten konnten. Hier war Diorit in den Granit eingelagert, den wir auch am rechten Ufer strichweise wiederfanden, mit streifenweise auftretenden Quarz-Reefs. Aber die vorherrschende Formation blieb auch hier Granit, welcher den ganzen Süden des sogenannten Kaiser-Wilhelm-Landes auszufüllen scheint. Ein Rundblick von jedem Hügel aus zeigt die Granitkuppen, wohin das Auge sich wenden mag. In einem heissen Nachmittagsmarsch zogen wir vorwärts gegen Westen. Etwa um 2 Uhr erreichten wir Simbuyi, eine kleine Makalanga-An-

siedelung, wo wir vom Häuptling Taüka freundlich aufgenommen wurden und, wie ich gleich erfuhr, Getreide kaufen konnten. Um nur erst den Hunger der Leute zu stillen, brachte der Häuptling sofort Massen von Erdnüssen und Tomaten, an denen sie sich gütlich thaten.

Ich beschloss, hier am folgenden Tage liegen zu bleiben, um uns gehörig für den Nhani-Marsch zu verproviantieren und mich selbst ein wenig im Lande umzusehen. Wir hatten am Morgen die sogenannte Lawley's Concession durchzogen und fanden uns nur einige Stunden entfernt von der Station, welche Dr. Schlichter im Kaiser Wilhelm-Land angelegt hatte. Unser Lagerplatz war 770 m hoch.

Bald nach unserer Ankunft hörte ich vom Dorfe her einen lauten Ton, wie wenn jemand wiederholt stark nieste: Es war der Häuptling, der von einem hohen Holzgerüst herunter in's Land hinausrief: „Skoff, Skoff!" (Essen, Essen!), ein Zeichen für seine Leute, Mehl zu stampfen und zum Verkauf zu bringen. Schon gegen Abend sah ich zu meiner Freude Scharen von Weibern mit den üblichen Mehlkörben auf dem Kopf anziehen. Um das Geschäft noch energischer zu betreiben, ordnete ich an, dass Tom mit Piso in der Frühe zum Einkauf auf die umliegenden Dörfer mit zehn unserer Träger ziehen solle. Thatsächlich haben wir uns hier für 6 Tage im voraus verproviantieren können, was uns den Marsch auf's Inyanga-Plateau garantierte.

Am Nachmittag des 4. August machte ich einen Ausflug gegen Norden, in der Richtung auf's Rupire-Plateau zu. Der Weg führte in ein schroffes Felsgebiet hinein, welches durchweg aus vulkanischem Granit bestand. Wenn das Kaiser Wilhelm-„Goldfeld" existiert, kann es jedenfalls nicht an unserer Seite des Landes liegen. Wo hier alluviales Gold herkommen sollte, war unerfindlich, da nirgends eine Goldformation zu entdecken war. Zwar waren überall die eigentümlichen Geröllhaufen sichtbar, welche wir schon vor zwei Tagen bemerkt hatten. Aber, wenn solche irgend etwas mit Bergbau zu thun hatten, konnte es sich nur um Eisengewinnung handeln. Dies war die Meinung Gramann's und auch meine eigene. Einzelne Flüsse in der Nähe führen Gold,

welches von den Makalanga gewaschen wird, aber ohne Frage seine Matrix weiter oberhalb hat. Wir waren in mineralogischer Hinsicht sehr enttäuscht von diesem Kaiser-Wilhelm-Land, welches Mauch durchreist hatte, und in dem wir eine völlig verschiedene Formation erwartet hatten.

Nach Nhani

Somit wendeten wir uns in der Frühe des 5. August zum Ruenje zurück, den wir oberhalb unserer vorgestrigen Brücke in einer Furt überschritten, um durch eine phantastische Granitlandschaft auf Nhani zu marschieren. Leider war Herr Gramann in diesen Tagen durch einen Dysenterie-artigen Anfall heimgesucht, der ihm bei diesen Kletterpartien viel zu schaffen machte. Über gewaltige Schiefer- und Granitblöcke führte zwei Stunden lang der Weg, nachdem wir das Plateau im Osten des Ruenje erstiegen hatten. In ein schroffes und höchst malerisches Längsthal zur Linken unseres Pfades schweifte der Blick. Dann zogen wir in einen ausgesprochenen Kraterkessel hinein, umgeben von zackigen Granitkuppen, und ein letzter steiler Aufstieg brachte uns an ein zweites Thal, das sich gegen Süden öffnete, und in dem die Ansiedelungen von Matombo oder Nhani verstreut liegen. Wir schlugen unser Lager in der Thalsenkung auf, wo wir einigermassen gegen den schneidenden Südostwind geschützt waren, 997 m hoch.

Die Abende und Nächte begannen jetzt bitterlich kalt zu werden, sodass der Paletot von vier Uhr Nachmittags an ein höchst willkommenes Kleidungsstück wurde. Das Abendessen im Freien hörte endgiltig auf. Wir waren froh, mit Decken um die Beine im geschlossenen Zelt sitzen zu können und gingen so bald als möglich in's behagliche Bett.

Unser Lager am 5. August war west-nordwestlich vom Taui-Berg, welchen Karl Mauch in Moltke-Berg umgetauft hat. Er stellt die höchste Erhebung in dieser Granitformation dar und bildet eine vorzügliche Landmarke, sichtbar für mehrere Tagemärsche.

Am nächsten Morgen zogen wir an dieser imposanten Kuppe vorüber bei herrlichstem Sonnenwetter. Solche Morgen auf den afrikanischen Hochplateaus sind das Schönste, was man sich an Klima vorstellen kann. Eine frische Luft

spielt um Hügel und Flur. Die Atmosphäre wird „hellhörig". Jeder Ton, das Bellen des Hundes vom fernen Kraal, der Schrei eines Vogels ist deutlich vernehmbar. Das Licht ist das eines sonnigen September-Tages in Norddeutschland, nur viel intensiver. Hell und Dunkel heben sich schroff von einander ab, in unermessliche Fernen versinkt der Blick. Und über all dieser glanzvollen Offenbarung der göttlichen Grösse spannt sich die Himmelskuppel aus, so tief und weit, wie der arme Nordländer sie zu Hause nie zu sehen bekommt. Der italienische Himmel ist trübe im Vergleich mit dieser prunkenden Lichtfülle. In den Gräsern und Bäumen glitzern Tautropfen wie Milliarden von Perlen und Edelsteinen, oder auch ein leichter Reif liegt über der Landschaft. Am östlichen Firmament aber hebt sich gegen 7 Uhr der glühende Sonnenball höher empor, welcher all' diesen Schmuck, den die Königin Nacht der Erde umgelegt hat, wieder empornimmt, ihn bis zum nächsten Morgen verwahrend. Ein Marsch in solcher Umgebung ist köstlicher als alle Genüsse Europas und die Anstrengungen und Strapazen afrikanischen Reiselebens wert. Uns war es beschieden, für Wochen jetzt in einer solchen Natur uns zu bewegen.

Ins Ruinenland

Der Thalkessel von Nhani öffnet sich gegen Süden. Die Hügelketten treten zu Randerhebungen im Osten und Westen auseinander. Wir halten uns zunächst an der westlichen Hügelkette, an deren Fuss der Weg entlang hinläuft. Gegen $8^1/_2$ Uhr verliessen wir diesen Weg, um uns durch Gras und Busch der östlichen Kette zu nähern. Schon $8^1/_2$ Uhr hatte ich eine kreisrunde Steinumwallung gefunden, welche Herr Gramann für eine Viehumzäunung der Eingeborenen hielt, die aus Steinen zusammengesetzt sei, da Bauholz knapp sei. Jetzt fanden wir mehrere derartige Umwallungen und unter ihnen auch viereckige. Um 10 Uhr nach einem sehr ermüdenden Marsch über teilweise sumpfigen Grund ruhten wir inmitten eines ganzen Systems solcher Umwallungen aus, bestehend aus einem grossen viereckigen Grundwall, der rings von kreisrunden Wällen umgeben war. Die Mauern waren cyklopische, ohne Spuren der Bearbeitung der Steine und von 2—4 Fuss hoch, oft auch nur als ehemalige

Mauern am Boden angedeutet. Wir erreichten bald darauf den Fuss der östlichen Hügel, an denen ein munterer Bach entlang lief, und hier wurden die Reste von Steinbauten immer verwirrender. Terrassenförmig lief um den Hügel herum eine Mauer über der anderen. Auf freien, augenscheinlich künstlichen Plätzen standen die viereckigen Wälle, wie wir sie unten gesehen hatten, welche ganz den Eindruck von Überresten alter Wohnhäuser erweckten. Der Bach, welcher an dieser Ansiedlung entlang lief, war künstlich gefasst und augenscheinlich nach den Bedürfnissen der ehemaligen Bewohner geleitet. Unterhalb dieser Bauten aber waren zu Dutzenden, ja Hunderten jene von Katerere an gesehenen Haufen aus Quarzgeröll, ohne Frage künstlich zusammengeschleppt. Augenscheinlich standen wir hier auf dem Boden ehemaliger menschlicher Thätigkeit, aber das Schweigen des Todes ruhte jetzt über der Landschaft. Die Scene hatte etwas von Dornröschens Schloss an sich. Wenn die Quarzhaufen mit bergmännischen Unternehmungen etwas zu thun hatten, so mussten sie ganz plötzlich verlassen sein, die Arbeit musste mit einer Katastrophe ihr Ende gefunden haben. Wenn sie aber ohne Zusammenhang mit solchen standen, was konnten sie dann zu bedeuten haben? Verwirrt und grübelnd zogen wir weiter, die östliche Hügelkette in einem Pass überschreitend. Ueber immer neue und zum Teil ganz unverständliche Steinbildungen führte unser Weg. Bald schien es, als ob Wege zwischen zwei Steinketten in den wunderlichsten Schlangenwindungen eingefasst gewesen waren, bald lagen auf mächtigen Granitblöcken Steine auch nur zu schnörkelhaften Figuren zusammengestellt. Der Eindruck gestaltete sich von Stunde zu Stunde unklarer, ja fast unheimlich. Dazu die Masse von künstlichen Steinhaufen nicht mehr aus Quarz, sondern auch aus Granit- und Schiefergeröll, soweit das Auge blicken konnte: zum Teil regelmässig auf einander geschichtet in viereckigen länglichen Haufen wie unsere Chausseesteine, bald in runden Formen, bald ganz unregelmässig zusammengeworfen. Sehr häufig standen Wälle empor wie unsere Brunnenumfassungen aus Schiefer oder Granit, gefüllt mit einem andersartigen Steingeröll. Dazwischen immer wieder viereckige und runde Steingerölle,

welche wir für Reste menschlicher Wohnstätten nehmen mussten. Zuweilen schien, was wir sahen, Sinn und Verstand zu haben, dann wieder kam es mir vor, als ob wir in ein Land hineinkamen, in dem eine Gesellschaft Wahnwitziger gehaust haben mochte. Dieses Gefühl, nicht begreifen zu können, was unser Auge wahrnahm, wirkte beklemmend, ja geradezu beängstigend. „Get away'." rief der Vogel uns zu, dessen Stimme ich nirgends häufiger gehört habe, als an diesem Morgen.

Ich fragte Cuntete und unsere Führer aus Katerere, was dies alles zu bedeuten habe. „Lapa mefamba mazimo, basso", antworteten die Letzteren: „Dies haben Gespenster gethan." „Ach was, Gespenster, hier müssen Menschen gearbeitet haben. Wisst ihr nichts von ihnen?" „Dies ist kein Land der Menschen, dies ist das Land der Seelen von Abgestorbenen. Menschen fürchten sich, hier zu wohnen, ja auch nur einsam hindurchzuwandern. Es ist ein Land des Todes."

Freilich befanden wir uns auf einem Schauplatz dahingesunkener Geschlechter. Plötzlich aber wurden wir diesen Betrachtungen entrissen durch den Anblick der Telegraphenlinie, welche jenseits der Hügelkette in nord-südlicher Richtung dahinlief, und der breiten Fahrstrasse parallel zu ihr. „Ndjila ia Wasungu" „der Weg der Weissen". Das war das neue pulsierende Leben, welches hier über den Ruinen spriesste. Ein Gefühl freudiger Genugthuung kam über uns.

Freilich auch diese Strasse war menschenleer, wie das weite Thal und das Gebirgsgelände zu beiden Seiten, aber es war der Stempel unserer Rasse, welcher der Landschaft aufgeprägt war, und wichtiger als alle sentimentalen Empfindungen war die Wohlthat, jetzt auf leidlicher Strasse dahinziehen zu können.

Wir marschierten noch etwa $1^1/_2$ Meilen gegen Süden, dann liess ich das Lager an einem Wasserlauf, der von der östlichen zur westlichen Bergumrandung inmitten einer alten Steinansiedlung sich befand, um Mittagszeit aufschlagen. Wir befanden uns hier 1015 m über dem Meeresspiegel. Ein kalter Wind, welcher sich in der Nacht zum Sturm entwickelte, pfiff über das Thal von Inyanga.

Am Nachmittag sah ich mir die Ansiedlung des Näheren

an. Ich entdeckte Folgendes. Den Mittelpunkt nahm ein grosses viereckiges Gebäude ein, 24 Fuss lang und 7 Fuss breit. Links vor seiner Front, wenn man den Rücken gegen das Gebäude drehte, waren 5 kreisrunde Mauern. Rechts von ihnen, also genau in Front vor dem Hause befanden sich eine grössere Anzahl der charakteristischen Steinhaufen aus Quarz, wie wir sie den ganzen Morgen über gesehen hatten. Von ihnen liess ich zwei öffnen, da mir der Gedanke gekommen war, sie möchten vielleicht Begräbnisstätten bedeuten. Gramann, welcher diese Ausgrabung überwachte, stellte fest, dass der Quarz in der Tiefe durch Feuer geröstet erscheine, und hielt die Löcher, in denen das Geröll lag, für eine Art von Rostöfen, die den Zweck gehabt hatten, den Quarz zum Zerstampfen vorzubereiten. Seine Theorie schien eine gewisse Bestätigung zu empfangen in der Thatsache, dass wir hinter dem Wohnhaus drei in den Felsen gearbeitete Waschbecken fanden, geneigt an der vorderen Seite und mit einem schmalen Rand an dieser geneigten Seite versehen, welche zum Waschen des zerstampften Quarzes benutzt sein mochten. Ein festes rundes Haus, in welches ein Weg, der durch eine Doppelmauer an beiden Seiten geschützt war, spiralförmig hineinführte, beschloss die Anlage. Dieses Haus, meinten wir, mochte als Schatzhaus gedient haben. Wir hatten hier also das Wohnhaus des „Mineningenieurs“ mit Arbeiterwohnungen und Spuren deutlicher Quarzbearbeitung durch Feuer, Pfannen zum Waschen des Quarzes und ein Schatzhaus, an einem fliessenden Wasser vor uns. Die goldführenden Reefs mochten in der östlichen Bergumrandung des Thales zu suchen sein. „Aber“, so fragte ich Herrn Gramann, „meinen Sie, dass die alten Minenleute klug gethan haben, Löcher zu graben, um in ihnen Feuer anzuzünden und diese mit Quarzgeröll anzufüllen? Mussten die Feuer nicht durch solches Verfahren erstickt werden, und hätten die Unternehmer nicht klüger gethan, statt dessen ihre Röstfeuer umgekehrt auf Erdhügeln zu machen, wo die Luft von allen Seiten Zutritt haben konnte? Und wenn Ihre Theorie richtig ist, muss es nicht auffallen, dass wir so viele Steinhaufen finden, aus denen das geröstete Gestein gar nicht herausgenommen ist? Und sieht dieses Quarz überhaupt

nach Goldquarz aus?“ Hier blieb ein dunkler Punkt bestehen. Ohne, dass ich Gramann's Erklärung am Sonntag, den 6. Aug., ganz ablehnen mochte, war ich doch nicht geneigt, das Problem damit für abgeschlossen zu halten. Was mich bei meiner Untersuchung der Schutthaufen noch besonders interessierte, war die Thatsache, dass wir hier gewisse bearbeitete Steine fanden, welche den bei Inja-ka-Fura entdeckten genau glichen. Augenscheinlich bestand ein Zusammenhang zwischen den Ruinen von Fura und denen, welche wir hier vor uns hatten.

Ruinenstadt.

Den Marsch am folgenden Morgen begannen wir wieder bei herrlichem Wetter auf der englischen Fahrstrasse. Nach einer Stunde Marsch entdeckten wir an einem Flusslauf zur Rechten der Strasse einige schlecht aussehende Quarzreefs und kamen bald darauf in ein ganzes Gewirre von Steinbauten hinein. Der östliche Bergrand springt in einer Bergkette gegen Westen etwa bis in die Mitte des Thales vor. Dieser Vorsprung, welcher 2—3000 Fuss über der Thalsohle emporstieg, nahm sich aus der Ferne aus wie ein gestreiftes Zebra, Streifen über Streifen umzog ihn. Beim Näherkommen entdeckten wir, dass diese merkwürdige Erscheinung in einer riesenhaften künstlichen Terrassenbildung ihren Grund habe, und dass wir hier entweder einer imposanten alten Befestigung oder aber einer in's Grosse gehenden Vorrichtung zum Abfangen des von oben abströmenden Regens zu thun hatten. Von diesen Terrassenanlagen an ganzen Bergen fanden wir von jetzt ab eine grosse Menge. Ich glaubte eine Zeit lang in der That, sie seien angelegt von einer intensiven Ackerbau treibenden Bevölkerung, welche auf diese Weise die Berge und Hügel ausgenutzt habe: etwa wie in gewissen Teilen China's jeder Fuss breit Landes kultiviert wird. Als ich jedoch in einzelnen Fällen feststellte, dass die Terrassen aus wirklichen Cyklopenmauern bestehen, die für Ackerbau nicht in Frage kommen konnten, musste ich diese Theorie modifizieren und annehmen, dass solche Bergterrassen entweder Verteidigungs- oder religiösen Zwecken gedient haben. Andere derselben mögen mit dem Wasserleitungssystem des Landes in Verbindung gestanden haben. Mit einer einfachen Theorie kommen wir dieser Thatsache gegenüber eben nicht aus.

Steinterrassen.

Unter dem Terrassenberg, an dem wir am Morgen des 7. August vorbeimarschierten, fanden wir eine derartige Menge von alten Steinwällen, dass der Durchmarsch länger als eine Stunde dauerte. In regelmässigen Reihen erstreckten sich die viereckigen und ringförmigen Mauern, ganze lange Strassen bildend. Wenn hier eine alte Befestigung bestanden hatte, so war der Punkt vorzüglich gewählt, denn er beherrschte den Zugang von Norden in das eigentliche mittlere Inyanga-Thal. Ziemlich an der nördlichen Seite der Ruinen fand ich einen kreisrunden Bau, welcher augenscheinlich einen Tempel dar- stellte. Genau dem Osten gegenüber befand sich ein Altar aus Steinen, neben dem zu beiden Seiten je 5 kleinere Altäre an der Umfassungsmauer entlang den Kreis beschlossen. Hier fanden wir die künstlich geformten eigentümlichen Steine, welche wir auf der Höhe der Fura-Ruine gesehen hatten, unter Anderem entdeckte ich auch wieder einen Phallus. Was dem Ganzen einen besonders fremdartigen Charakter verlieh, war ein von Steinen eingefasster Weg, welcher in verschlungenen mysteriösen Windungen von der Westseite auf den Bau zu- lief. Konnte dieser Zugang zu Prozessionszwecken derartig angelegt sein? Ich hatte keine Antwort auf die vielen Fragen, welche auf mich einstürmten, und in einer Art von beklom- mener Unruhe schritt ich durch diese Menge von scheinbar unlöslichen Rätseln weiter.

Tempel.

Inmitten dieser Steintrümmerhaufen schien ein Forma- tionswechsel einzutreten, indem wir aus dem Granit in aus- gesprochenen Schiefer hineinkamen. Als wir um den Terrassen- berg herum waren, nahm ich wahr, dass alle die Abhänge rechts und links mit analogen Arbeiten überzogen waren. Wir selbst hatten beim Abstieg in das vor uns liegende Thal etwa 10 Minuten lang über derartige Terrassen hinunterzuklettern, welche mich an die Terrassen von Sans-souci erinnerten. Hier fand ich wiederum Spuren von in Stein gefassten künstlichen Wasserleitungen in Verbindung mit diesen Terrassen.

Das Gebiet vor uns war bis auf eine weitere Stunde Marsch übersät mit Stein-Umwallungen und Steinhaufen, so- dass der Durchmesser dieser ganzen Anlage von Norden nach Süden auf 6 englische oder $1^1/_2$ deutsche Meilen veranschlagt

werden muss. Hier müssen vor Zeiten Hunderttausende von Menschen beisammen gewohnt haben. Am südlichen Rand dieser geschlossenen Ruinenstätte liess ich gegen 12 Uhr Frühstückspause machen und marschierte dann weiter gegen Süden in den Nachmittag hinein. Das Land wurde jetzt ausserordentlich wasserreich. Bach neben Bach fliesst von der östlichen Umrandung quer durch das Thal der Vereinigung mit dem Ruenje zu. Im Osten zieht sich hier ein Schiefermassiv entlang, der Westen verbleibt Granit mit phantastischen Formen. Die künstlichen Steinwälle hörten zwar auch hier nicht auf, aber es wurden ihrer entschieden weniger, wie Dörfer, welche unweit einer Stadt liegen. Der Geist konnte sich wieder freier der Betrachtung der Landschaft zuwenden, welche vornehmlich an der Westseite fesselnd war, wo der Granit sein altes Spiel mit der Phantasie trieb.

Land des Todes.

Dort schaute gross und deutlich aus dem Fels emporsteigend die Figur eines Ritters mit Mantel und Degen auf uns herab, die Hand am Knauf, über das weite Thal zu seinen Füssen blickend. Als wir näher kamen, bemerkten wir, dass das steinerne Haupt das eines Schädels war. Es war der Tod selbst, welcher über diesem seinem eig'nen Gebiet Wache zu halten schien. Die Ähnlichkeit war so täuschend, dass Herr Gramann und ich einen Augenblick still standen, unsicher, ob hier ein Spiel der Natur oder ein Werk der Kunst vor uns lag. Um ihn herum glotzten die üblichen Fratzen und Formen von phantastischen Zinnen und Felsburgen herab.

Gegen drei Uhr lagerten wir an einem rauschenden Fluss, welcher von der östlichen Umrandung herabkam, die hier schroff mit zerklüfteten Schieferplatten in's Thal abfällt. An einer Stelle bemerkten wir eine rötliche Einlagerung, die uns von unten aus wie Quarz auszusehen schien. Ich schickte einen Träger hinauf, um uns Proben herabzubringen. Aber es war Schiefer, welcher hier wie am Msusiberg stark eisenhaltig war. Gegen Abend wurde es so kalt, dass ich schon vor 6 Uhr zu Bett ging. Unser Lager war 1058 m hoch.

Unsere Marschrichtung war in Inyanga soweit im Wesentlichen S. S. O. bis Süd gewesen. Vom nächsten Morgen hielten wir genau Südrichtung inne. Wir hatten den ganzen Mor-

Üppiges Land.

gen den Schieferabfall zur Linken, während der Westrand auch heute Granit blieb. Eine grosse Anzahl rauschender Bergflüsse, durchweg von Osten nach Westen fliessend, waren zu überschreiten, und das breite Thal wurde ersichtlich fruchtbarer. Hier ist Weide für Rindvieh, Schafe und Angoraziegen von kräftigster Beschaffenheit: das sogenannte „blaue Gras". Sicherlich würden auch Strausse, Pferde und Esel hier gezogen werden können. Der alten Bauten wurden gegen Mittag immer weniger, obwohl die Bergterrassen uns noch bis 10 Uhr begleiteten. Von da ab aber sahen wir in der Ferne unter der

Zu Weissen.

östlichen Umrandung Wohnhäuser von Weissen. Wir waren an der nördlichsten Grenze der Neu-Besiedlung des Landes von Umtali aus angelangt. Die Wohnhäuser im Osten gehörten Buren, welche Mr. Rhodes hier angesiedelt hat. Mr. Rhodes hatte bekanntlich eine Vorliebe für Buren und zog sie selbst den Engländern vor, obwohl sie nachgewiesenermassen für die Erschliessung neuer Länder in der Regel nichts taugen, da sie wenig individuellen Unternehmungsgeist besitzen. In Inyanga ist infolgedessen für die ackerbauliche Kultivierung des Landes noch nichts geschehen. Die Buren leben von der Jagd und, Gott weiss, wovon sonst. Felder oder auch nur Viehbestand habe ich bei ihren Farmen nicht entdecken können.

Um 11 Uhr trafen wir bei einem store ein, vor dessen Veranda wir drei Weisse sitzen sahen. Es waren, wie ich später feststellte, Mr. Mocfurt und Mr. Smythe, die Besitzer des store, und Mr. Stevens, der vor einiger Zeit mit einer Viehherde, welche er in Umtali verkaufen wollte, aus Zentral-Afrika hier eingetroffen war. Ich schlug unser Lager etwa 5 Minuten entfernt vom store auf und beschloss, am folgenden Morgen hier liegen zu bleiben, da der Proviant für die Träger auszugehen begann.

Mr. Stevens machte uns am Nachmittag einen Besuch, indem er einen grossen Krug Kuhmilch zum Geschenk mitbrachte, eine köstliche Gabe. Vieh war aber von ihm nicht zu kaufen, da er für eine Ziege ein pound, für ein Schaf gar 30 sh. verlangte, was der Umtali-Preis sei. Auch sonst stand es mit dem Einkauf von Lebensmitteln hier miserabel. Im



Toilette im Lager.

store konnte ich nur etwa 25 Pfd. Reis bekommen, den ich unter die Somalis und Privatdiener austeilen liess. Um Essen für die Träger zu bekommen. schickte ich morgens in der Früh Tom und Piso zu einigen Dörfern im Westen, und Mr. Smythe machte sich in die Berge des Ostrandes auf.

Am Abend des 8. August bei grimmiger Kälte war Mr. Stevens zum Abendessen bei uns im Zelt. Wir waren jetzt 1202 m hoch, und ein kalter Wind pfiff durch das Thal. August ist ein bitterlich kalter Monat in Inyanga. In der Nacht vom 8. zum 9. August hatten wir zum ersten Mal Eis auf den Wasserlachen im Freien. Dazu kam, dass das Brennholz anfing, knapp zu werden, da das Land mehr und mehr baumlos und kahl wurde, je weiter wir gegen Süden kamen. Unsere Leute fingen an, mir herzlich leid zu thun.

Am 9. August konnte ich wenigstens eine reichliche Portion Essen unter sie austeilen, da Tom mehrere Säcke Mehl am Nachmittag brachte. Ich selbst besuchte am Morgen dieses Tages mit Mr. Stevens und Herrn Gramann die Farm eines der Buren am Fuss der östlichen Umrandung des Inyanga-Thales.

Der Bur war aus, aber die „Tante" war zu Haus in der Mitte eines Dutzend von Kindern, welche wie Orgelpfeifen um uns herumstanden. Kaffee wurde gekocht und verabreicht, während ich gefragt wurde, woher ich komme etc. Dann wurde mir die „Farm" gezeigt, die aber in Wirklichkeit nicht vorhanden war. Grosses Vergnügen schien es den Leuten zu machen, dass ich ihnen genau die Höhe ihres Wohnhauses bestimmte. Interessant war mir auf dem Gehöft eine alte steinerne Wasserleitung, welche durch Verbindung mit einem oberen Bach wieder nutzbar gemacht war. Zum Frühstück begaben wir uns wieder in unser Lager zurück. Am Abend speisten wir gemütlich im Store von Mr. Mocfurt bei einem knisternden Feuer in einem mächtigen Ofen.

Die Landschaft, durch welche wir am folgenden Tage marschierten, behielt ihren reichbewässerten und fruchtbaren Charakter. Nur kamen wir jetzt allmählich in quarzitischen Sandstein hinein. Der Baumbestand wurde fortdauernd kümmerlicher. Wir stiegen ununterbrochen langsam bergauf. Um $11^1/_2$ Uhr liess ich in einem kümmerlichen Busch bei einem rauschenden Bach abkochen. Dann folgte der letzte Aufstieg, welcher uns an das Police camp von Inyanga brachte.

Neue Ruinen.

Auf dem Wege dahin entdeckten wir das erste Exemplar einer neuen Klasse von alten Steinbauten, welche in dem Land-



Brunnenartige Inyanga-Ruinen.

strich vor uns sehr häufig auftreten. Dies waren brunnenartige Vertiefungen, von 10—15 Fuss Durchmesser mit einer sorgfältigen Cyklopenmauer eingefasst. Die Versenkung war 12 bis 15 Fuss tief, mag aber im Verlauf der Jahrhunderte aufgefüllt worden sein. Andere, die wir später sahen, waren bis zu 20 Fuss tief. Sehr häufig, ja fast immer wuchsen alte Bäume aus diesen Versenkungen empor. Das merkwürdige an diesen Bauten ist nun, dass der Zugang dazu in einem höchstens drei Fuss hohen unterirdischen Gang besteht, der 16 Fuss lang sein mag, in die Erde eingegraben und mit mächtigen Steinen bedeckt ist. Was bedeutet diese Erscheinung? Augenscheinlich, so glaubten wir an diesem Nachmittag, war ihre Bestimmung, irgend etwas einzusperren, Vieh oder Sklaven; vielleicht auch, etwas vor dem schneidenden Südostwind zu schützen. Dieser Einfall kam mir, als ich sah, mit welchem Behagen meine Leute hineinsprangen, und wie warm es unten war. Ich hörte noch am selben Tage, dass Mr. Rhodes diese „pits" für Sklavenzwinger halte und liess es bei dieser Erklärung bewenden, bis neue Thatsachen, welche ich später feststellte, mich eines Besseren belehrten.

Zwischen diesem Versenkungsbau und dem Police camp, etwa $1^1/_2$ Meilen vor dem letzteren, zur Linken der grossen Fahrstrasse entdeckte ich zwischen Sandstein und Schiefer ein mächtiges Quarzreef, das Spuren alter Bearbeitung zeigte, und dessen Qualität Herrn Gramann vielversprechend erschien.

Infolgedessen nagelten wir hier zum ersten Mal unsere discovery notice auf dem Gebiet der Britisch-Südafrikanischen Gesellschaft an, mit der Absicht, hierher zu weiteren Nachforschungen zurückzukehren.

Im Polizei-Lager.

Ein weiterer Aufstieg von $^1/_2$ Stunde brachte uns zum Inyanga Policecamp, einer Anzahl roter Gebäude von kreisrunder Form mit spitzem Strohdach. Links, getrennt von den Häusern der Truppe, lag das Wohnhaus des Kommandanten, wie ein Bauernhaus in der Lüneburger Heide. Als wir näher kamen, strömten die Polizisten auf den Fahrweg, uns feierlich zu begrüssen, unter ihnen der Korporal des Camp, der zugleich Postbeamter und Telegraphist war. Ein Glas Whisky und Wasser „all round", welches ich verabreichen liess, festigte

die guten Beziehungen, welche stets zwischen uns und der Station bestanden haben.

Ein unangenehmer Südostwind pfiff fortdauernd durch das Thal, und, als die Sonne zu sinken begann, wurde die Kälte fast unerträglich. Ich lagerte im Norden der Station, welche einen gewissen Schutz bot, dicht an einem „slave Pit", wie wir weiter unten am Nachmittag einen gesehen hatten. In dieser Versenkung nahmen Cuntete und Piso mit ihren Leuten Aufenthalt. Gegen Sonnenuntergang traf Mr. Stevens bei uns ein, welcher sein Zelt neben meinem aufschlug und mit mir ass. Herr Gramann hatte sich gleich nach Ankunft in's Bett gelegt.



Polizeilager von Inyanga.

Ich schrieb, gehüllt in meinen Winterpaletot und wollene Decken, bei einer flackernden Kerze, welche selbst im Zelt mehrere Male ausgeblasen wurde, am Abend Briefe und Berichte für Europa, da der Postbote von Inyanga nach Umtali jeden Freitag Mittag abgeht. Essen konnte ich meinen Leuten nicht geben, und auch das Feuerholz war knapp. Es war eine erbärmliche Nacht, welche wir alle hier verlebten in einer Höhe von 1618 m.

Am nächsten Morgen entliess ich zunächst 20 der Tete-Träger, welche behaupteten, sie seien nicht für drei, sondern nur für zwei Monate von Senhor Martins für uns angeworben. Ich gab ihrem Wunsch nach, weil die Ernährungsfrage dauernd eine grosse Sorge für mich war, und ich einen Teil der Lasten jetzt im Police camp lassen konnte. Diese deponierte ich dort morgens in der Frühe, und dann schickte ich Herrn Gramann

mit der Mehrheit der Lasten nach Süden zum Fruitfield Store, das 11 Meilen entfernt lag, und wo Mehl zu kaufen sein sollte. Ich behielt nur meine Privatträger zurück, für welche ich einen kleinen Posten Getreide im Police camp kaufen konnte. Ich wollte mit dem Kommandanten der Station, Captain Williams, frühstücken und dann Gramann folgen. Als ich um 1 Uhr zu Captain Williams kam, hatte ich die Freude, in seiner Gemahlin eine liebenswürdige junge Dame kennen zu lernen. Es war ein unerwarteter Genuss, plötzlich wieder an einer gedeckten Tafel in Damen-Gesellschaft speisen zu können.

Rhodes' Farm.

Nach dem Frühstück marschierte ich in schnellem Tempo hinter meiner Expedition her. Die Formation wird jetzt durchaus quarzitischer Sandstein, in welchem Schiefer strichweise eingelagert ist. Im Osten erhebt sich die Umrandung im schroffen und kühnen Inyangadze bis zu 11,000 Fuss. Bald hinter der Station hatten wir in der Tiefe einen rauschenden Bach zu überschreiten. Dann windet sich der Weg am Fuss des westlichen Abhanges entlang. Das weite Thal ist fast baumlos, nur hie und da ist ein knorriger Stamm oder ein dürres Gestrüpp sichtbar. Bald taucht links eine europäische Niederlassung mit breitem Wohnhaus, Stallungen und eingehegtem Garten auf. Es ist Rhodes', oder, wie sie auf der Karte nach dem früheren Besitzer genannt ist, Grimmer's Farm. Hinter ihr, dem Inyangadze zu, und ihr gegenüber ragen zwei Hügel, welche mit alten Forts besetzt sind, empor. Vor dem Fort im Westen entdeckte ich ein gut aussehendes Quarzreef, in welchem ich alte Arbeiten fand. Die Sonne sank tief, und, wie mit einem goldigen Hauch verklärt, liegt das weite grüne Thal vor mir, in welchem sich jeder Lichtreflex jetzt grell und scharf abhebt. Die Luft wird schneidend kalt, wie an einem Dezembertage in Nord-Deutschland. Rhodes' Farm bleibt links liegen. Wir überschreiten den kalten, über Felsblöcken dahinsprudelnden Injangombie, den Oberlauf des Ruenje und sind froh, gerade, als die Sonne versunken ist, das Fruitfield Store zu erreichen, welches etwa 1690 m hoch liegt.

Vor der Thür begrüsste mich Mr. James, der Besitzer, den ich nach meinem Lager fragte, von welchem ich zu meinem Erstaunen nichts bemerkte. Er teilte mir mit, dass Herr Gra-

mann sich hinter dem Store in einer tiefen Schlucht gelagert habe. Zu meiner Freude stellte ich sofort fest, dass hier Mehl in Menge zu haben war, wenn auch zu extravagantem Preise (35 sh. für 180 Pfund). Meine Kolonne fand ich in einer Versenkung liegen, welche 2—300 Fuss senkrecht in den Sandstein gerissen war. Der Abstieg war etwas schwierig, aber unten war allerdings vollkommener Schutz gegen den schneidenden Südwind, welcher, wie ich meine Leser erinnern will, dort unserem Nordwind entspricht. Ich ass, da Gramann bereits zu Bett lag, abends mit Mr. James im Store, wo ich mir auch ein Bett bestellte, um einmal ordentlich auszuschlafen. Aber das Haus war aus Wellblech, und der Wind pfiff durch alle

Winter in Afrika.



Altes Fort in Inyanga.

Ritzen. Trotzdem wir ein lebhaftes Feuer im Kanonenofen des Speisezimmers den ganzen Abend brennen hatten und in unsere Überzieher gehüllt waren, blieb es ungemütlich kalt. Es war, als wenn wir auf einer Nordpolexpedition, nicht auf einer Afrikareise begriffen wären.

Als ich am nächsten Morgen in meinem Zimmer aufwachte, stand die Sonne schon hoch. Ein Sprühregen fiel auf mein Bett herab. Ich glaubte erst, es regne draussen, merkte indess alsbald, dass es eine Begrüssung durch tauende Eiszapfen war, welche von der Decke herabhingen und von der steigenden Sonne geschmolzen wurden. Unser Thermometer zeigte ein Minimum von 6° C. unter Null.

Arbeitsplan.

Nach Rücksprache mit Herrn Gramann beschloss ich, hier bei Mr. James' Store unseren Vormarsch nach Süden einstweilen einzustellen und das durchzogene Gelände in Tages-

touren erst einmal genau abzusuchen auf Goldreefs und alte Werke hin. Wir befanden uns noch 55 Meilen nördlich von Umtali. Dass hier im Inyanga-Plateau Gold vorhanden sein müsse, hatte schon Major Robertson aus der Thatsache geschlossen, dass mehrere von ihm abströmende Flüsse Goldsand führen, der Ruenje und Gavaresi, wie der Odzi. Auch lohnte sich eine genauere Erforschung der alten Werke vom allgemein wissenschaftlichen, wie vom besonderen Standpunkt unseres Expeditionszweckes. Das Store bot die Möglichkeit einer regelmässigen Verpflegung der Kolonne, was ebenfalls in's Gewicht fiel.

Am 12. August machte ich mich demgemäss mit Herrn Gramann zunächst an die Untersuchung des von mir am Tage zuvor entdeckten Quarzreefs. Da wir nicht nur eine Anzahl alter Arbeiten, sondern auch Eisernen Hut auf ihm entdeckten, belegten wir es für uns durch eine angeheftete discovery notice.

Auf Rhodes' Farm.

Am Sonntag den 13. August stattete ich, da Herr Gramann ausruhen wollte, Rhodes' Farm und ihrem Manager, Mr. Norris, einen Besuch ab. Mr. Norris nahm mich freundlich auf und zeigte mir die Anlagen, zunächst seine Fruchtbaum-Anpflanzung, in welcher Heuschrecken und Frost gehaust hatten. Eine Reihe der Bäume, Kirschen, Zwetschen, Äpfel, Birnen, Pfirsiche, Orangen etc. trieben wieder junge Reiser. Das Meiste war tot. Ich glaube die Farm liegt für Obstbau zu hoch. Der kalte Wind, welcher das ganze Jahr über weht, bei den warmen Tagen, welche die Triebe schnell entwickeln, ist zu viel für solche Anpflanzungen. Auch ein Weizenfeld, welches Mr. Norris mir zeigte, machte einen kümmerlichen Eindruck. Alle diese Kulturen können einen regulären Winter vertragen, aber treibende Sonne bei Tag und kalter Frost des Nachts widerspricht ihren Lebensbedingungen. Ich halte den Norden von Inyanga zu derartigen Unternehmungen für geeigneter. Sie sollten im Süden vom Zambesi nicht über 4000 Fuss hinaufgehen.

‚Slave pits.‘

Mehr noch als diese Anlagen interessierte mich, was Mr. Norris mir von alten Werken auf Rhodes' Farm zeigte. Eine alte steinerne Wasserleitung vom Injangadse her hatte er wie-

der in Stand setzen lassen, und er benutzte sie für die praktischen Zwecke der Station. Mr. Norris machte mich darauf aufmerksam, dass alle diese Wasserleitungen der Alten nicht auf fruchtbaren Boden, sondern auf felsigen Grund geführt seien. Hieraus schloss er, dass sie nicht für ackerbauliche, sondern für bergmännische Unternehmungen angelegt gewesen sein müssen. Er meinte, den alten Besiedlern hätten die Transportmittel gefehlt, um ihr Quarz an die Bäche zum Waschen zu befördern. Deshalb hätten sie Wasser direkt in ihre bergmännischen Anlagen geleitet. Er teilte mir ferner eine weitere höchst interessante Beobachtung zu der Frage der wiederholt erwähnten „pits" oder „Versenkungsbauten" mit. Er habe seine



Rhodes' Farm in Inyanga.

Wasserleitung direkt in einen solchen Tiefenbau geführt. Zu seinem Erstaunen habe sich derselbe aber nicht mit Wasser angefüllt, sondern dies sei spurlos verschwunden. Bei näherem Zusehen habe er gefunden, dass der „pit" gegenüber dem verdeckten Eingang einen Ausfluss in die Tiefe besitze, der mit Steinen lose verschlossen gewesen sei. „Dies beweist doch", meinte er, „dass diese „pits" nicht als Wohnungen angelegt gewesen sein können." „Aber wohin führt denn der Ausfluss? Vielleicht in einen Tunnel? „Das zu untersuchen, habe ich noch keine Zeit gehabt."

Ich habe in den nächsten Wochen diese unterirdischen Bauten dann auf die Beobachtung des Mr. Norris hin untersucht, und bei allen, welche ich gesehen habe, festgestellt, dass der verdeckte Eingang bergauf angelegt war. Bei einzelnen fand ich sogar Reste von Fangarmen nach beiden Seiten aus-

8*

einandergebreitet, wie um das herabfliessende Wasser reichlich aufzunehmen. Bei mehreren „pits" schien dieser Eingang in Verbindung mit verfallenen alten Wasserleitungen zu stehen, welche von der östlichen Umrandung herkamen. Ein alter Farmer von Inyanga teilte mir mit, er glaube festgestellt zu haben, dass alle diese Eingänge in die pits nach Osten wiesen. Dies war ein Irrtum von ihm; ich habe solche gesehen, welche nach anderen Himmelsrichtungen gingen. Aber, da das Wasser in diesem Lande vornehmlich von Osten nach Westen zum Ruenje fliesst, lässt sich seine Beobachtung vollkommen mit dieser Wasserleitungstheorie combinieren. Denn es ist klar, wenn die pits zum Abfangen von Wasser angelegt waren, dass bei den vorherrschenden Neigungsverhältnissen des Inyanga-Thales die Eingänge vorwiegend gegen Osten gekehrt sein müssen. Hier liegt also eine geographische, nicht eine etwaige religiöse Ursache zu Grunde.

Wenn wir diesen Erklärungsversuch festhalten, so können wir ohne Weiteres sagen, dass diese „Brunnen" nicht für Zwecke von Trinkwasserbeschaffung angelegt gewesen sein können. Denn das Land sprudelt von kleinen Bächen in seiner ganzen Ausdehnung, welche für Trinkwasserzwecke viel geeigneter sind. Kein Mensch wird in einem Lande wie Inyanga daran denken, „Tanks" anzulegen, da hierfür nicht das geringste Bedürfnis ist. Dann aber bleiben nur bergmännische Zwecke zur Erklärung übrig. Und damit stimmt überein, dass ich auf den von uns bearbeiteten Reefs derartige „Brunnen" mitten durch den Quarz in die Tiefe getrieben fand. Dies hat mich zu der Hypothese geführt, welche ich für die wahrscheinlichste von allen bislang aufgestellten halte, dass wir in diesen „pits" gewisse originelle Einrichtungen zum Waschen von Quarz vor uns haben. Ich nehme an, dass der zerstampfte Quarz in dem Eingangstunnel und auch in der Tiefe aufgehäuft wurde, und dass Wasser darüber geleitet ward, welches den Staub forttrug und das Gold zurückliess. Ich finde, dass sich unter diese Theorie alle bislang entdeckten Eigentümlichkeiten dieser merkwürdigen Bauten unterbringen lassen. Als Wohnungen können sie deshalb nicht gedient haben, weil sie in der Regenzeit alle feucht, wenn nicht gar über-

schwemmt gewesen sein müssen. Ich gebe zu, dass auch meine Erklärung noch weiterer Belege bedarf. Einstweilen halte ich sie bis zum Bekanntwerden neuer Thatsachen, welche ihr widersprechen, als die wahrscheinlichste fest. Mr. Norris, dem ich sie 14 Tage später im Einzelnen darlegte, stimmte mir im Ganzen bei.

Nach einigen interessanten Stunden verabschiedete ich mich von der Farm und begab mich zum store zurück, wo ich Herrn Gramann mit Mr. James und zwei Polizisten noch bei einem späten Frühstück in ziemlich animierter Stimmung fand. Die Erfahrungen der letzten Nacht veranlassten mich, meinen Schlaf wieder in meinem Zelt zu suchen. Unsere Mahlzeiten aber nahmen wir in den nächsten Tagen regelmässig im Store ein.

Inyanga-Touren.

Am Morgen des 14. August brachen wir mit der Sonne auf, um einen Vorstoss in westlicher Richtung zu machen, in das Flussgebiet des Ruenje hinein. Wir marschierten über gewelltes Terrain, welches von quarzitischem Sandstein allmählig in Granit übergeht. Gegen 8 Uhr entdeckte ich ein Quarzreef, das in Schiefer lag und Spuren alter Bearbeitung zeigte. Wir hatten alsbald eine mächtige Bergumrandung zu überschreiten, welche als die westliche Begrenzung des eigentlichen Inyanga-Thales angesehen werden muss, und stiegen alsdann bis auf etwa 1400 m ab. Nachdem wir einen rauschenden krystallklaren Bach überschritten hatten, kamen wir gegen 11 Uhr an Felder und bald darauf zur Farm des Mr. Hudson, wo wir eine kurze Rast machten und mancherlei interessante Auskunft erhielten. Gegen 12 Uhr traten wir den Rückweg an und, nachdem wir das am Morgen entdeckte Reef nach beiden Seiten hin verfolgt und durch discovery notices für uns belegt hatten, kehrten wir $5^1/_2$ Uhr sehr ermüdet in's Store zurück, wo wir die Freude hatten, ein Telegramm von Herrn Blöcker vorzufinden, der mir das günstige Ergebnis seiner Untersuchung der Injabanda-Reefs mitteilte.

Einen ähnlichen Vorstoss machten wir am folgenden Tage in die östliche Umrandung des Inyanga-Thales auf den Inyangadze zu, wo wir durchweg quarzitischen Sandstein fanden. Herr Gramann wusch an dieser Seite den Sand des oberen

Injangombie und stellte hierdurch fest, dass wir auf Goldfund an diesem Abhang nicht zu rechnen hätten.

Somit hatten wir einen geologischen Querschnitt durch die ganze Breite des Inyanga-Thales gewonnen, sodass wir einen klaren Überblick über das zunächst in Frage kommende Gebiet hatten. Ich beschloss nun zunächst, die entdeckten Quarzreefs zu bearbeiten, und erst nach ihrer Untersuchung weiter gegen Süden vorzudringen.

Arbeit in Inyanga.

Infolgedessen verlegte ich am Morgen des 16. August unser Lager in den Norden vom Police camp zurück, an das Reef, welches wir am 10. August bei unserem Vormarsch auf das Plateau gefunden hatten. Ich brachte die Nacht vom 15. auf den 16. August bei Mr. Norris in Rhodes' Farm zu, wo ich mich in dem behaglichen Speisezimmer in dicken europäischen Wänden bei einem flackernden Kaminfeuer ganz besonders behaglich fühlte und am Morgen, erquickt durch einen langen festen Schlaf, erwachte. Auf dem Marsch zum Reef machte ich der liebenswürdigen Familie Williams einen Besuch, denen ich Herrn Gramann vorstellte. Um das Quarzreef herum liess ich sofort alles Gras in Brand stecken, um freie Bahn für unsere Bearbeitung zu erhalten. Spuren alter Werke waren überall erkenntlich.

Am 17. August prospektierte ich mit Herrn Gramann das Reef gegen Norden. Wir verfolgten den outcrop über einen ganzen Hügel und fanden nicht nur eine Menge von Oberflächenbearbeitung, sondern auch zwei schachtartige eingemauerte Versenkungen mitten durch den Quarz hindurch getrieben, mit verdeckten Zugängen, genau, wie ich sie früher beschrieben habe. Hier trat ganz klar hervor, dass diese Arbeiten kaum zu Wohnungszwecken angelegt gewesen sein können. Denn die Leute würden sich nicht die Mühe gemacht haben, in den harten Quarz hineinzuarbeiten für Wohnungszwecke, wenn sie rechts und links weichere Gesteinsarten haben konnten. Der ganze Hügel war überdies besät mit kleinem Quarzgeröll, welches wir bis auf 200 Meter an beiden Seiten verfolgen konnten. Mr. Norris machte mich bei einem späteren Besuch überdies auf den Zusammenhang dieser Schächte mit einer alten Wasserleitung, die von Osten

herführte, aufmerksam. Somit erscheint hier die Verbindung der Schächte mit alten bergmännischen Arbeiten erwiesen. Um dieses Reef herum fanden wir die Reste vieler Steinhaufen, in denen wahrscheinlich die Minenleute gewohnt haben. Ich fand in mehreren solcher Trümmerhaufen Steine mit merkwürdigen Linien eingeritzt, welche augenscheinlich irgend eine Aufzeichnung primitiver Art dargestellt haben. Von den Weissen in Inyanga ist mir gesagt worden, dass es viele solcher Steine in der Umgegend giebt. Wir fanden auch eine Reihe von Phallus, welche, wie ich oben bemerkte, Symbole des ursemitischen Sonnenkultus darstellen. Alle diese Thatsachen bewiesen mir, dass wir hier einem antiken Minenwerk gegenüberstehen, und aus der Eigenart der bearbeiteten Steine bin



Unsere Station in Inyanga.

ich zu der Überzeugung gelangt, dass hier dieselbe Rasse gewohnt hat, deren Spuren wir im Fura-Distrikt begegnet sind.

Wir beschlossen also, dieses Reef des Näheren zu untersuchen, und schon am Nachmittag desselben Tages setzte Herr Gramann den ersten Schürfgraben neben unserem Lager an. Trotzdem wir bis auf 1450 m abgestiegen waren, und der August seinem Ende sich näherte, war es noch immer bitterlich kalt und der Aufenthalt im Zelt im höchsten Grade ungemütlich. Ein puffartiger Wind, der stets in der Nacht wehte und die Zeltwände in die Höhe warf, nahm uns jeden regelmässigen Schlaf. Infolgedessen verlegte ich in der Frühe des 18. August das Lager vom Reef fort in eine enge Versenkung, wo es ein wenig besser war. Hier besuchte uns Captain Williams gegen Mittag zum Frühstück, welchem die Besichtigung des Reefs grosses Interesse erweckte. Abends hatten wir ein Gewitter im Südosten, und des Nachts war ein

leichter Frühlingsregen uns ein willkommenes Anzeichen, dass der Winter nun bald weichen müsse.

Ich lasse hier einen Auszug aus meinem Tagebuch folgen, um die Arbeiten der nächsten Tage zu veranschaulichen.

19. August. Morgens mit Cuntete und Osman zum Prospektieren gegen Osten. Entdecken ein Parallel-Reef. Gramann setzt zweiten Schürfgraben an. Quarz sieht gut aus. Norris schickt Kartoffeln. Nachmittags sind Gramann und ich sehr herunter wegen der schlaflosen Nächte. Früh zu Bett.

20. August. Träger erklären, die zwei Monate, für welche sie engagiert seien, wären um. Sie gehen ab nach Tete, trotzdem ich ihnen mitteile, sie seien auf drei Monate engagiert und bezahlt. Ich halte den Capitao zurück, lasse ihn binden und händige ihn dem Police camp zur Bestrafung aus. Verbringe den Abend bei Capitän Williams, wo ich schlafe.

21. August. Schreibe morgens an Norris für eine Gelegenheit, um neue Träger aus Umtali zu besorgen. Gehe dann mit Capitän Williams zum Lager. Treffe unterwegs 13 Mann aus Blantyre, denen ich Engagement anbiete. Hernach fassen wir eine Gesellschaft ab, welche fünf Ziegen von Raketti gestohlen hat. Einer wird eingebracht. Williams frühstückt bei mir. Messen nachmittags 12 claims vom Reef aus. Abends erhalte ich Brief von der Chartered Co. mit Recht, 100 alluvial claims auszuheben.

22. August. Morgens kommen die 13 Blantyre boys, die ich einstweilen auf einen Monat engagiere und gleich an die Arbeit stelle. Schürfgraben II zeigt das Reef gut. Schicke Bullhan und Merkambusi zum Police camp, um 5 Schafe und 5 Ziegen zu holen, die Williams für mich von Raketti gekauft hat. Ich finde am Nachmittag Fortsetzung des Reefs nach Norden. Indes hat es kaum ein allgemeines Interesse, mit der Aufzählung unserer Arbeiten so im Einzelnen fortzufahren. Der fachmännische Leser wird aus dem Aufgeführten ersehen, dass wir in regelmässiges Prospektieren eingetreten waren, und dies ging so Tag für Tag, mit recht wenig Abwechslung.

Am 26. August traf Herr Blöcker bei uns ein, und wir verlegten am 28. August unser Lager wieder südlich vom

Police camp an das zweite von mir entdeckte Quarzreef. Ich überliess alsbald Herrn Blöcker und Herrn Gramann ausschliesslich die Untersuchung der gefundenen Reefs, zu denen dieselben später noch ein viertes, ebenfalls auf Rhodes' Farm hinzugefunden haben. Auf ihren Bericht hin, welcher die Quarzadern als „versprechend" kennzeichnete, habe ich hernach 80 claims davon in Umtali für uns registrieren lassen. Klare abschliessende Resultate konnten wir im Sommer 1900



Ambulanz der Inyanga-Polizei.

nicht erzielen. Es fehlte uns an der erforderlichen Maschinerie, um wirkliche Prospektierungsschächte anzulegen. Auch kam es mir darauf an, zunächst erst einmal einen klaren Überblick über das ganze in Frage kommende Gebiet zu gewinnen.

Also weiter nach dem eigentlichen Manicaland!

Abmarsch.

Ich brach am Sonnabend den 2. September bei grimmiger Kälte frühmorgens in der Ambulanz der Inyanga-Polizeistation auf, um zunächst nach Umtali zu reisen. Herr Gramann gab mir noch bis zum Fruitfield Store das Geleit. Die Kälte war so stark, dass des Morgens regelmässig Eis, auch auf den Bächen lag. Ich litt in diesen Tagen an einer regulären Schnupfen-Erkältung.

Wir trafen am Abend in der Dunkelheit beim sogenannten Forty miles store ein, der höchsten Erhebung der Inyanga-Umtali-Strasse überhaupt. Es schneite, und ich begab mich sofort zu Bett, wohin ich mir heissen Thee mit Rotwein kommen liess. Das Store ist etwa 7000 Fuss hoch, und die Umgebung ist völlig entblösst von Brennholz. Der Ort ist demnach von Träger-Kolonnen sehr gefürchtet. Wiederholt kommt es vor, dass Schwarze hier in der kalten Jahreszeit direkt erfrieren. Man denke sich Europäer, halbnackt, bei zehn Grad unter Null, ohne Feuer und Obdach, im Freien an der Elbe schlafen, und man hat ein Bild von dem Elend, dem Eingeborene hier ausgesetzt sind. Das Merkwürdige ist, dass, wenn man 1—2 Meilen gegen Osten marschiert, wo der Abfall vom Plateau stattfindet, man sich wieder in dem tropischen Klima befindet. So nahe sind hier die Gegensätze von Kalt und Warm.

Ich blieb den ganzen Sonntag unter vier warmen Decken liegend im Bett, mit heissen Getränken nachhelfend.

Erst am Montag setzten wir unsere Reise fort und nun begannen wir, abwärts zu steigen. Unsere Ambulanz war mit 10 kräftigen Ochsen bespannt, und ein Korporal gab Obacht auf das Gefährt. Wir fuhren von frühmorgens bis 9 Uhr, dann wurden die Thiere auf die Weide getrieben, und wir selbst frühstückten. Gegen drei Uhr ging es weiter, bis in den Abend hinein. Ausser der Ambulanz ging auch ein richtiger Ochsenwagen mit, der Proviant von Umtali auf die Station schaffen sollte. Das Reisen war sehr angenehm, zumal, da das Thermometer jetzt stündlich stieg.

Bischof Hartzell.

Am Dienstag Abend trafen wir in Alt-Umtali ein, wo ich vom Bischof Hartzell und seiner Gemahlin freundlich eingeladen wurde, in der amerikanischen Mission abzusteigen. Dies ist eine Mission der Wesleyan Episcopal Church. Bischof Hartzell ist der Bischof dieser Kirchenmission für ganz Afrika. Er ist eine sehr merkwürdige Persönlichkeit mit grosser Lebhaftigkeit des Geistes, dabei ausserordentlich rührig und energisch. Alt-Umtali war ursprünglich das eigentliche Umtali. Cecil Rhodes verlegte, im Zusammenhang mit der Mashonaland-Eisenbahn, die Stadt über den Christmas-Pass hinüber

in das heutige Neu-Umtali. Die leeren Gebäude schenkte er der amerikanischen Mission, die, wie mir scheint, zu einem grossen Segen für das umliegende Gebiet zu werden vermag, denn sie stellt die praktische Erziehung des Negers in den Mittelpunkt ihres Missionswerkes. Da sind grosse Gärten



Neger, Feuer reibend.

angelegt, in denen die Kinder arbeiten, daneben aber alle Arten von Werkstätten, in denen europäische Handwerke, vor allem auch Schmiede- und Schreinerkunst gelehrt werden. Der Bischof zeigte mir am folgenden Morgen die ganzen Anlagen, welche im Umtali-Thal am Fuss eines mächtigen Bergabhanges ausgestreut liegen.

Für meine Macombe-Expedition hatte Bischof Hartzell lebhaftes Interesse, und er besprach den Plan mit mir, da-

selbst Zweigniederlassungen seiner Mission zu errichten. Ich blieb bis über Mittag bei ihm und setzte meine Reise gegen 1 Uhr am Mittwoch auf das eigentliche Umtali fort, welches nur noch etwa 5 Meilen entfernt lag. Hier traf ich gegen 4 Uhr ein und stieg im Hotel Cecil ab.

Wenn es erlaubt ist, meine Eindrücke in Inyanga hier zusammenzufassen, so darf ich zunächst feststellen, dass altsemitischer Einfluss unzweifelhaft erwiesen ist. Der Phallus-Cultus ist dargethan in den alten Ruinen. Es erscheint mir ferner erwiesen, dass uralter Minenbetrieb auf diesem Plateau stattgefunden hat. Die Bauten weisen sicherlich bis auf eine



Alt-Umtali.

jüngere Epoche in ihren Ursprüngen herab, gehen aber andrerseits bis in graues Altertum hinauf. Ich bringe 34 in Inyanga gefundene Münzen mit, welche mir Mr. Birch, Chef der Polizei in Umtali, übergeben hat. Darunter ist eine holländische Goldmünze aus dem Jahr 1598, und zwar ein Dukaten aus Westfriesland. Aus der portugiesischen Epoche sind noch viele Denkmäler erhalten. *)

Inyanga heisst in unserer Sprache Mond, und von diesem Plateau strömen vier Flüsse nach den vier verschiedenen Himmelsrichtungen ab, welche alle innerhalb eines Durchmessers von etwa 3 Meilen entspringen: Nach Norden der Gavaresi, nach Nordwesten der Ruenje, nach Südosten der Pungwe und nach Südwesten der Odsi zum Sabi.

---

*) Siehe Anhang F.



Durch den Umtali-Bach.

Die Eingeborenen sind echte Makalanga, welche indes von der erobernden Rasse, den Matabele, mit dem Schimpfwort Masuna (Mashona-Schweine) tituliert werden. Sie erkennen den Macombe als ihr Stammesoberhaupt an. Der mächtigste Häuptling im Süden ist Umtassa, einige Meilen nördlich von Alt-Umtali, welcher der englischen Verwaltung viel zu schaffen gemacht hat und regelmässigen Jahrestribut empfängt. Die Eingeborenen geben leidliches Arbeitsmaterial ab. In ihren Dörfern selbst treiben sie Viehzucht und ein wenig Ackerbau, daneben die üblichen Handwerke der Makalanga, besonders Schmiedekunst. Wie ich höre, zahlt Umtassa immer noch einen jährlichen Ehrentribut, bestehend in 5 jungen Mädchen, an Macombe von Misongwe. Indes habe ich diese Nachricht nicht nachprüfen können.

Die Ruinenmassen von Inyanga bilden ein gewichtiges Glied in der Kette der südafrikanischen Denkmäler, worauf ich später zurückkommen werde. Als ich am 6. September 1900 von meiner Reise durch dieses Gebiet in Umtali eintraf, hatte ich das Gefühl, eines der seltsamsten und rätselhaftesten Länder der Erde im Rücken zu haben.

---

5. Kapitel.

In Manicaland.

Umtali macht landschaftlich einen äusserst lieblichen Eindruck. Es liegt in einem weiten Gebirgsthal, wie in einem mächtigen Krater, umgeben von einem Kranz schroffer Bergkuppen. Die Formation ist vorwiegend Granit, durchbrochen von krystallinischen Schiefer und Diorit. Der Ort liegt nach meiner Berechnüng 3,750 Fuss über dem Meeresspiegel und hat, bei dem fast dauernd vorherrschenden Südostwind eine angenehme Kühle, des Nachts geradezu eine kalte Temperatur.

Umtali.

Lieblich dehnt sich New-Umtali in seinem Gebirgskessel aus. Wie Villen liegen die schmucken Häuser an den Abhängen, durch breite, reinliche Strassen getrennt. Eigentlich war die Verlegung der Stadt ein Irrtum; die Bahn hätte umgekehrt 5 Meilen nördlich über Old-Umtali und Old-Massikessi geführt werden sollen, da sich dort der eigentliche Goldgürtel entlang zieht, — besonders bedauerlich tritt dieser Irrtum bei Macequeçe hervor, wo der Süden in Bezug auf Gold völlig versagt. Aber es kam Rhodes und seinen Freunden auf eine möglichst schnelle Verbindung von Salisbury, der Hauptstadt Rhodesias, mit der Küste an, und hiervor traten die anderen Erwägungen zurück.

Alle diese Städte in dem neuen Kolonialgebiet gewähren äusserlich denselben stattlichen Eindruck: Bulawayo, Salisbury und Umtali. Alle sind sie angelegt auf der gesunden Grundlage der bürgerlichen Selbstverwaltung und der freien Selbstbethätigung der Kolonisten, und grossartig ist die

schnelle Erschliessung des Landes, welche hier der Kapitalismus bewirkt hat.

Rhodesia.

Rhodesia ist durch eine kühne und geniale Spekulation entstanden, und es ist bislang auch vorwiegend ein Objekt der kapitalistischen Spekulation geblieben. Dies hat Eisenbahnen und Fahrstrassen, Städte und Telegraphenlinien, wie mit einem Zauberstab emporwachsen, aber es hat auf der anderen Seite die natürlichen, wirtschaftlichen Grundlagen vernachlässigen lassen, auf denen das gesunde Gedeihen neuer Gemeinwesen beruht: die Produktion der erforderlichen landwirtschaftlichen Bedarfsartikel. Nach Rhodesia strömten die Spekulanten von allen Teilen der Erde, welche im schnellen Fluge ein Vermögen erraffen wollten, oder aber es kam eine bergmännische Bevölkerung herein, welche ebenso schnell verschwinden muss, wenn die Minen versagen sollten. Aber der Farmer, welcher Fleisch und Mehl, Eier und Butter, Obst und Gemüse baut, blieb aus. Mit solchem soliden, aber geringen Verdienst ist der typische Rhodesianer nicht zufrieden. Die Folge hiervon ist eine horrende Höhe aller Preise. Die Zeiten sind noch nicht so fern, wo man in Umtali ein Ei mit einem Schilling, eine Flasche Milch mit 3 s. 6 d. bezahlte. Jetzt bringt die Bahn Reis von Indien und Fleisch von Australien herein, und die Preise sind infolgedessen ein wenig normaler geworden. Aber sicherlich ist Rhodesia heute noch das weitaus teuerste Land der Welt. Hieraus folgt unmittelbar eine ungeheuerliche Höhe aller Arbeitslöhne, welche den Minenbetrieb in seiner eigentlichsten Grundlage trifft. Der schwarze Minenarbeiter erhält 40—50 s. pro Monat ausser seiner Verpflegung. Es müssen schon sehr reiche Reefs sein, welche eine solche Belastung ertragen können. Die Folge ist denn auch gewesen, dass eine Reihe von Minen noch gar nicht angefangen haben zu arbeiten, andere aber, was schlimmer ist, die Arbeit wieder eingestellt haben. So z. B. die Pardische Mine bei Old-Macequeçe. Die Portugiesen in Macequeçe klagen, dass Rhodesia ihnen ihre Arbeiterverhältnisse und Preise mitverdorben habe.

Ein zweiter Nachteil des grosskapitalistischen Ursprunges dieser Gründung ist, dass grosse Compagnieen die meisten

Ländereien und Reefs für sich genommen haben, nicht sowohl zur Bearbeitung als zur Spekulation. Sie „sitzen" auf ihren Rechtstiteln und warten auf den „boom". Woher aber soll nun wohl der boom kommen, wenn alles auf ihn wartet, keiner aber arbeitet, um ihn zu schaffen? Der Grund und Boden wird im wahrsten Sinne des Wortes zur „toten Hand", und arbeitsame Elemente, welche etwas thun möchten, werden hierdurch geradezu abgehalten, hereinzukommen.



Granit-Formation bei Umtali.

Was muss nun geschehen, um diesen Zustand zu verbessern? Es müssen solide Farmer ins Land gezogen werden, um die Basis des bürgerlichen Lebens auch hier zu erarbeiten; Leute, welche nicht herkommen, um schnell reich zu werden, sondern, welche sich in ehrlicher Arbeit ihr gutes Auskommen und mit der Zeit einen bescheidenen Wohlstand verdienen wollen. Dies wird alle Verhältnisse mit einem Schlag abändern und die Treibhaushitze der Börsenspekulation herunterdämpfen. Es wird normale Preise für Lebensmittel, zahlungsfähige dauernde Kundschaft für die Storegeschäfte und mit

der Zeit eine solide Grundlage für die Steuerkraft des Landes schaffen. Nur dann wird auch der Bergbau dort auf festen Füssen stehen, Reichtümer werden dann nicht mehr erspekuliert zu werden brauchen, sondern sie lassen sich durch solide Produktionen verdienen. Städte, die jetzt voll sind von arbeitslosem Volk, welches das Goldfieber gepackt hat, werden alsdann zufriedene und solide Elemente vereinigen. Eine solche Entwicklung wünsche ich Rhodesia von ganzem Herzen. Sie ist durchaus möglich, weil die Natur das Land mit herrlichstem Ackerboden reichlich gesegnet hat.

Zum Pungwe.

In Umtali hatte ich eine Reihe von Geschäften abzuwickeln und gern liess ich es am 21. September hinter mir, um mich noch einmal vor der Regenzeit der geliebten Wildnis zuzuwenden. Das Zelt im grünen Walde war ein äusserst angenehmer Kontrast zum Cecil Hotel in Umtali. Das selbst gekochte Essen im Freien mundete doppelt schön auf die Genüsse der Hoteltafel, obwohl solche im Cecil ausnahmsweise gut war. Mein Reisebegleiter war auch diesmal wieder Herr Ernst Gramann, der inzwischen aus Inyanga mir nachgekommen war, während Herr Blöcker zum Zambesi zurückmarschierte.

Frohen Herzens marschierten wir über Macequeçe gegen Ost-Nordosten dem Pungwe zu, den ich erreichen wollte, da, wo der Injasonja in ihn mündet.

Ich hatte zwei Somalis und etwa 30 Träger mitgenommen. Ausserdem begleitete mich Cuntete, Macombe's Bruder, dessen Gebiet wir nördlich vom Pungwe von Neuem zu beschreiten hatten. Ich musste unwillkürlich lächeln, als man mich auf dem Gouvernement von Macequeçe freundlich warnen zu müssen glaubte vor dem Besuch dieser Gegend. Thatsächlich war es schwer, in Macequeçe Leute zu finden, welche mich dorthin begleiten wollten. So wenig anziehend wirkt Macombe's Name nach allen Seiten hin.

Der Weg nach Dombagera, wie der Platz am Pungwe in der Nähe der Einmündung des Injasonja heisst, führt von Macequeçe aus im Wesentlichen in nordöstlicher Richtung. Ich wollte indes zunächst nach d'Andrade bei Old Macequeçe, einer Einladung von Mr. Raw folgend, dem damaligen Besitzer



Dorfbild bei Manicaland.



der Bragança und Richmond Mine. In seinem Hause traf ich Mr. Sawyer, welcher gerade an einer geologischen Karte des d'Andrade-Distriktes arbeitete, die mich sehr interessierte. In der Nähe liegt die bekannte Mine Guy Fawkes des Mr. Pardy, welcher ich einen Besuch abstattete.

Bald verlässt der Weg nördlich von Mr. Raw's Haus die Gebirgslandschaft von Macequeçe, um gegen Osten in die eigentliche Steppe einzubiegen. Wir verlassen die Fahrstrasse, welche zu den nördlichen Minen führt, um einen breiten schönen Kaffernpfad zu betreten, welchem wir von nun ab folgen. Es ist der Weg nach Macombe's Land, von dem sich am Pungwe eine Strasse nach Gorongoza trennt. Der Morgen war herrlich. Die Temperatur stieg gegen Mittag zwar über 33⁰ Celsius im Schatten, aber wurde doch abgekühlt durch den wehenden Südostwind. Nachdem wir etwa 13 Meilen marschiert waren, liess ich Frühstückrast machen, um am Nachmittag noch gegen 5 Meilen weiter zu ziehen. Wir lagerten am Chimesifluss und hörten nachts einmal wieder das Brüllen des Löwen an unserem Lager.

Die Landschaft ist regulärer afrikanischer Busch auf dieser Strecke, aber reichlich bewässert mit Bächen und kleinen Flüssen. Die Ansiedlungen der Bewohner bleiben links am Abhang der Macequeçe-Berge liegen. Am 26. September, dem folgenden Tage, wandelte sich der Busch allmählich in Hochwald um. Schlanke, hohe Baumstämme mit hellem Grün bieten Schatten gegen die sengende Sonne. Auch heute haben wir wieder Bach auf Bach zu überschreiten. Wir lagern gegen 1 Uhr bei einer kleinen Niederlassung in einem Baumbestand. Die Hitze war drückend und schwül, und Proviant im Ort sehr knapp. Unser Somalikoch Ali that sich viel darauf zu Gute, dass er sechs Eier für ein etwa elf Fuss langes Stück blauen Calicos erstand. Als er sie uns am andern Morgen zum Frühstück vorsetzte, fanden wir, dass sie bis auf eins verdorben waren. Die Preise bis in diesen entlegenen Erdenwinkel stehen unter rhodesischem Einfluss. Für etwa vier Pfund Mehl wollen die Lümmel zwei Schillinge haben. Dreist und laut schachern sie an meinem Zelt, bis ich endlich einige zentralafrikanische Methoden anwende, worauf der Lärm verstummt.

Am 27. September marschierte ich wieder durch schönen Laubwald nach Kwa Mura. Wir kamen gegen drei Uhr in einem Dorf an, das verlassen war, und wo ich die Zelte aufschlagen liess. Vergebens wartete ich auf das Erscheinen der Bewohner. Endlich lasse ich die Häuser absuchen und finde, dass nirgends Feuer oder Spuren der Bewohnbarkeit vorhanden sind. Schliesslich kommen Leute vom naheliegenden Dorf, welche mir sagen, der Platz, wo ich sei, wäre seit etwa einem Jahre verlassen, und uns einladen, doch zu ihnen zu kommen. Ich liess also das Lager wieder abbrechen und marschierte noch eine Viertelstunde gegen Nordosten, wo wir an einem Bach lagerten. Hier blieb ich am 28. September liegen, und liess acht Lasten Getreide einkaufen, um solches mit mir über den Pungwe zu nehmen. Auch schickte ich acht Mann an diesem Tage nach Macequeçe zurück, um mehr Reis, Ziegen und Schafe zu holen. Mit den Leuten von Kwa Mura machte ich Freundschaft, weil der Platz mir für meine Verproviantierung unentbehrlich ist. Denn nun liegt vor uns die menschenleere Pungwe-Steppe. Nur Dombagera, ein kleiner Platz an der Pungwefurt im Norden, hat noch einige Bewohner, aber kein Essen zum Verkauf. In Kwa Mura musste ich einen Teil meiner Lasten zurücklassen.

AmPungwe. Am Freitag den 29. September, morgens 11 Uhr, erreichten wir den schönen Pungwe-Fluss, der bei Dombagera über mächtige Dioritblöcke in schnellem Lauf gegen Südosten fliesst. Beim Übergang wäre ich beinahe ertrunken, da ich mich von einem Schwarzen tragen liess, welchen die Strömung umwarf, sodass wir Beide hineinfielen. Er glaubte aber, mich auch unter dem Wasser festhalten zu müssen, sodass es mir nur mit Mühe gelang, loszukommen und schwimmend einen Felsblock in der Mitte des Stromes zu erreichen. Ein kurzer Marsch stromaufwärts führte uns dann am linken Ufer zu einem der schönsten Lagerplätze meines afrikanischen Reiselebens: etwa 50 Fuss über dem Strom, welcher zunächst über Schnellen melodisch herabrauscht, um alsdann eine seenartige Erweiterung zu bilden. Das liebliche Landschaftsgemälde ist umrahmt von lichtem Grün, hinter dem schroffe und edelgeformte Berggruppen sich vom blauen Firmament abheben.



Alte Minenarbeiten im Penhalonga-Thal (Manicaland).

Wahrlich, diese Flusspartie kann sich mit jeder deutschen Flusslandschaft am Neckar oder gar Rhein messen! Livingstone sagte einmal, die afrikanische Vogelwelt singe nicht minder schön als die europäische, nur sei sie ihrerseits nicht so oft von Dichtern besungen. Genau so geht es mit afrikanischen Landschaften. Als ich abends in meinem Zelt niederlag, rauschte und brauste der Pungwe seine seltsamen und geheimnisvollen Weisen, immerfort, immerfort, dem Meere zu. Dazu brodelte das ganze leidenschaftliche Leben der Tropennacht, Heimchen, Vögel und Katzen. Wie das pulsierende Blut der Urmutter Natur selbst zuckt es hin und her! Es ist wundersam, in solchen Umgebungen die eigene Seele so ganz mit aufgehen zu lassen in dem grossen Mysterium des ewigen All! Übrigens stimmten Gramann und ich darin überein, dass der Pungwe es wohl nicht so eilig haben würde, nach unten zu kommen, wenn er wissen könnte, dass er bei Beira enden müsse. Es geht ihm, wie so manchem halben Genie, eine sprudelnde, rauschende Jugend, ein gesetztes Mannesalter und ein philiströses Ende im Flachen und Staubigen!

Nach drei Tagen zog ich mit meiner Expedition zum

Injasonja, etwa 6 Meilen oberhalb seiner Einmündung in den Pungwe, und südöstlich von unserem Lager ragten die schroffen Formen der Serra da Humbe empor. Der Winkel zwischen Pungwe und Injasonja ist ausserordentlich wildreich: Böcke, Antilopen, Zebras, Büffel und wohl auch Rhinoceros, den Spuren nach, wimmeln; im Fluss tummeln sich ganze Schulen von Flusspferden

Ich erkenne in dem Wort Pun-gwe einen der philologischen Beweisgründe, dass diese Gegend dereinst zu dem, besonders von Dr. Glaser nachgewiesenen, Punerreich am Indischen Ocean gehörte, von den Egyptern Pönat oder Punt genannt.

Die Formation dieser Gegend ist vorwiegend Diorit mit granitenen Durchbrüchen. Gegen Nordosten, auf Gorongoza zu, tritt wieder Schiefer auf. Nachdem wir uns im allgemeinen nach dieser Richtung hin orientiert hatten, kehrten wir, zunächst ich selbst, nach 14 Tagen auch Herr Gramann, nach Macequeçe und Umtali zurück.

Meine Unterhaltungen mit Mr. A. R. Sawyer liessen es mir rätlich erscheinen, unsere Spezialforschungen auf Goldminen in dieser Gegend einstweilen auf den eigentlichen Manica-Distrikt um Alt-Macequeçe herum zu konzentrieren. Sawyer gilt in Südafrika für einen der gründlichsten und vorsichtigsten Minenexperten, und er hatte den Manica-Distrikt mit seinem Schwager, Mr. Durell, mehrere Monate lang sorgfältig studiert. An der Hand seiner Karte, welche er damals entwarf, klärte er uns im Einzelnen über die geologische Formation der Gegend auf. Sie besteht im Wesentlichen in phylitischem- und Talkschiefer, sowie aus dioritischen Diabasen und ist gegen Osten, gegen die Revuë-Ebene, durch einen gewaltigen Granitdurchbruch begrenzt. Es scheint, dass drei mächtige Goldgürtel durch den Urschiefer streichen, der eine, in der Fortsetzung der Penhalonga- und Rezende-Minen von Westen her, folgt dem oberen Revuë und ist besonders in der Guy Fawkes-Mine aufgeschlossen. Der andere geht durch das Chimesi- und Injamkarara-Thal und ist bis heute am gründlichsten in der Bragança- und Richmond-Mine am Chimesi, sowie der uns gehörenden Count Moltke am Injamkarara er-



Macequeçe.

schlossen. Diese beiden Goldgürtel liegen in Quarzreefs. Unabhängig von ihnen ist das Gold des Mudza-Thales, welches das reichste von allen zu sein scheint. Hier, in einer Formation von Talkschiefer tritt das Gold in klarbegrenzten Schieferreefs auf, und zwar in aussergewöhnlichem Reichtum. Hier haben wir bislang die besten Aufschlüsse erzielt in unserer Windâhgil-Mine. Die Formation des Mudza-Thales ist ähnlich wie die der Great-Boulder-Gruppe in Australien.

Auf Grundlage der allgemeinen Kenntnis der Gegend, wie Sawyer sie am genauesten zusammengestellt hatte, liess ich nun Herrn Gramann von November 1899 an systematisch den Distrikt durchforschen. Ich gab ihm im August 1900 Mr. Levan bei. Ich selbst griff an dieser Stelle erst wieder im Januar 1901 ein. Zur allgemeinen Kennzeichnung des Landes wird am besten die Schilderung meiner ersten Rundreise durch dasselbe dienen, welche an Ort und Stelle geschrieben wurde.

Ritt durch Manicaland.

Ich traf am 7. Januar in Macequeçe ein, um die Leitung der Untersuchungen in Manicaland zu übernehmen. Mr. Levan, ein Minenmann von 26jähriger Erfahrung, empfing mich am Bahnhof und führte mich in ein Zimmer, welches er im Hause eines Griechen zu Macequeçe, Mr. Katsulis, für mich gemietet hatte.

M. Pacotte, der Assayer und Minen-Inspektor der Mozambique Co., welchen ich am folgenden Morgen kennen lernte, erbot sich in liebenswürdiger Weise, eine Woche Urlaub zu nehmen, um mir den Manica-Minen-Distrikt selbst zu zeigen. Ich hatte das d'Andrade-Thal mit der Guy Fawkes-Mine, wie erzählt, bereits im September 1899 unter Führung Mr. Warren's kennen gelernt. So beschlossen wir, uns vor Allem das Zentrum und den Nordosten des Gebietes genauer anzusehen.

Um 2 Uhr Nachmittags am 10. Januar 1901 sass ich vor Krige's Hotel in Macequeçe, auf M. Pacotte wartend, welcher die Tour zu Pferde machen wollte, während ich selbst nur einen Reitesel hatte beschaffen können. Es regnete viel in diesen Tagen, aber der graue Himmel war doch trocken, als wir gegen 3 Uhr die Bergumfassung emporritten, welche Macequeçe von seinen Minen trennt. Es ist merkwürdig, dass sowohl Neu-Umtali, wie Macequeçe im Süden des Goldgürtels

angelegt sind, welchen sie als Eisenbahnstationen aufschliessen wollen.

Ich kam mir vor, wie Sancho Pansa hinter Don Quixote, als ich auf meinem Esel M. Pacotte folgte. Mr. Levan hatte ich bereits am Morgen mit meinem Zelt und Privat-Effekten in's Injamkarara-Thal voraufgeschickt.

Es war ein schöner und kühler Nachmittag, und reizend



Peters mit M. Pacotte.

breitete sich das Revuë-Thal mit den Anlagen von d'Andrade vor uns aus, als wir den Bergkamm erstiegen hatten und nun thalabwärts ritten. Ein breiter Fahrweg durchzieht den Minendistrikt in verschiedenen Richtungen. Üppig grünt das Gras an den breiten Bergabhängen, und ein reicher Blumenschmuck ziert zu dieser Jahreszeit Feld und Wald. Bald verstummt die Unterhaltung in dieser lieblichen Umgebung, und die Seele hält Einkehr in sich selbst. Während Macequeçe nur 2200 Fuss hoch liegt, erhebt sich das Revuë-Thal bis auf 2500 Fuss die Bergumrandung aber steigt bis über 5000 Fuss empor. An

Mr. Danford's Ansiedlung, wo ich 1899 mit Mr. R. A. Sawyer gewohnt hatte, geht es vorbei. Rechts bleibt die Guy Fawkes-Mine liegen, welche jetzt unter Leitung von Mr. Warren neu in Betrieb gesetzt ist. Über dem Revuë erhebt sich das alte portugiesische Fort von Alt-Macequeçe und gegenüber liegt die junge portugiesische Kolonie, wo Ackerbau, Gartenkultur und Viehzucht betrieben wird. Dann windet unser Weg sich an der Nordumrandung des Thales empor. Bald liegt das Revuë-Thal mit seinen weissen Ansiedlungen wie ein anmutiger Traum unter uns da.

An schwindelnden Abhängen zieht der Weg sich entlang, in mächtigen Zickzackwindungen immerfort sich emporhebend. Bald reiten wir durch üppiges Gras, in welchem unsere Reittiere verschwinden, bald durch kräftige Forstbestände. An den Gipfeln der Bergzacken liegt schweres Gewölk oder leichter Nebel. Es ist eine echte Alpen-Landschaft, durch welche wir uns bewegen. Von Zeit zu Zeit fällt ein leichter Regenschauer auf uns hernieder.

Um $4^1/_4$ Uhr begegneten wir Mr. Raw mit Mr. Cartwright von den Mashonaland Goldfields, welche vom Injamkarara-Thal zurückkamen, und um $^3/_4 6$ Uhr passierten wir das Lager von Mr. Krige, wo ich Halt machte, um etwas für das Abendbrot einzukaufen. Mr. Krige schenkte mir liebenswürdiger Weise ein halbes Lamm, das er gerade geschlachtet hatte. Er war mit dem Bau der neuen Fahrstrasse in's Chimesi-Thal beschäftigt.

Nun ging's in den dunklen Abend hinein. Der Regen fiel lebhafter hinunter, und die Situation begann ungemütlich zu werden. Unsere Jungens führten uns thörichter Weise zu früh vom Fahrweg ab, und wir mussten durch Schilf, Gras, Brennnesseln und Busch, immer bergab steigen, auf schlüpfrigem Pfad. Endlich gegen 7 Uhr trafen wir im Thal des Injamkarara auf eine kleine Niederlassung Mr. Danford's. Hier waren wir gezwungen, unsere Reittiere zu lassen, welche sich bockbeinig weigerten, eine kleine Brücke über den Injamkarara zu überschreiten. Wir mussten absatteln und die Reittiere in Obhut eines unserer Diener in einem von Mr. Danford's Häusern einstellen. Dann ging es bei tiefschwarzer Nacht wieder berg-

auf durch Wald und auf felsigem Pfad zu meinem „Camp“ auf der Höhe. M. Pacotte ging voran, ich folgte. Ich bin heute noch in Verwunderung, dass sich nicht einer von uns ein Bein gebrochen hat. Mr. Levan und Mr. Massie hatten uns längst für den Abend aufgegeben, als mein „Halloh“ sie gegen $^1/_2$9 Uhr überraschte. Bald sassen wir bei Lampenschein und einem frugalen Mahl in unserer „Dinner“-Hütte, und sehr bald lag ich in meinem Zelte auf dem Lager, vom Rauschen des Injamkarara aus der Tiefe in Schlaf gelullt.



Wasserfall auf der „Moltke-Mine“.

Am nächsten Morgen bei Sonnenaufgang trat ich vor mein Zelt, und Entzücken ergriff mich beim Anblick der Landschaft. „Peters' Camp“ liegt auf einem Hügel in der Mitte einer kreisrunden Umrandung zackiger Berggipfel, wie in einem weiten Krater. Unser Lager ist 3553 Fuss hoch; aber bis zu 5—6000 Fuss erhebt sich die Bergumrandung, um die noch dunkles Gewölk lagert, darüber. Auf den grünen Matten, welche sich in weitem Abhang in die Tiefe senken, ruht bereits der Schein des emporsteigenden Tagesgestirns. Im Westen rauscht von den Bergen, welche die Grenzscheide gegen Mashonaland bilden, der Injamkarara in einer Reihe von Katarakten herab.

Bis zur Höhe von 5400 Fuss gehört er zu unserm Besitz, und somit haben wir ein Gefälle von etwa 2200 Fuss bis unterhalb des Hügels, auf welchem wir wohnen. Der ganze Norden und Nordosten unseres Eigentums (etwa 310 acres gross) ist bestanden mit Wald, welcher uns bestes Bauholz für unsere Minen liefert. Gerade uns gegenüber an der andern Seite des Injamkarara nehme ich das Lager der Welcome-Mine wahr, und jenseits des Hügels, an welchem es liegt, so sagt mir M. Pacotte, befindet sich das Thal des Chimesi, in welchem die Bragança- und Richmond-Mine des M. Bartisol bearbeitet wird. Es ist ein herzerquickender Anblick, der sich mir nach allen Richtungen bietet. Der Morgen ist frisch und kühl, wie ein Septembermorgen in Europa. Was ich sehe, ist eine echte Schweizer Alpenlandschaft, die Nahrung für Tausende von Schafen und Rindern bietet.

Der Injamkarara ergiesst sich gegen Norden in den Honde und durch diesen in den Pungwe, der Chimesi gegen Süden in den Revuë und Busi. Bei Beira berühren sie sich wieder. Die Formation ist hier durchweg Talkschiefer mit Diorit. Das Hängende ist Talk, das Liegende Diorit, genau wie bei der Bragança- und Richmond-Mine. Zwischen beiden streichen Quarzreefs von Ost nach West (20^{0} Süd). Am Revuë-Thal liegen die Reefs zwischen Phylit- und Talkschiefer. Auf unserem Besitz haben wir bisher 12 parallele Goldreefs gefunden und bis zur Tiefe von 180 Fuss untersucht. Sie alle enthalten Freigold. Das Hauptreef ist an der Oberfläche etwa zwei Fuss breit. Bei einer Tiefe von 25 Fuss hat es 6 Fuss und verbessert sich an Qualität nach unten. Da die Unkosten der Bearbeitung nur etwa 5 dwts. betragen, kann man sich das Übrige selbst berechnen. Aber, was den Besitz mehr als alles Andere auszeichnet, ist die Menge der alten alluvialen Werke, welche an beiden Seiten des Injamkarara entlang laufen und hie und da bis zu 100 Fuss Tiefe erreichen. Der ganze Grund hier ist mit Gold getränkt. Wir pfannen hier unausgesetzt, und kaum eine Pfanne ist ganz blank. Da Bauholz, Wasser und Wasserkraft, sowie Viehfutter genügend vorhanden sind, wird der Minenbetrieb verhältnismässig billig und sehr schnell entwickelt werden können.

Den ganzen Freitag über hatte ich die Freude, in Begleitung von Monsieur Pacotte diese verschiedenen Vorzüge unseres Besitzes, welches ich „Graf Moltke“ nenne, durch Mr. Levan vorgeführt zu bekommen, auch die Tunnels und andere



Buschwald auf dem Windahgil.

Erdarbeiten zu inspizieren, welche bereits gethan waren und die Wertschätzung des Minengrundes ermöglichten. Gegen Abend stieg Regengewölk auf, welches eine gehörige Wassermasse auf uns herniederwarf, sodass M. Pacotte und ich einen Besuch, den wir für M. Pouhin, den Subdirektor der Bragança- und Richmond-Mine im Chimesi-Thal planten, aufgeben mussten. Wir verbrachten statt dessen einen ruhigen Abend daheim.

Hell und golden schien die Sonne, als wir uns am nächsten Morgen auf den Weg in's Chimesi-Thal begaben. Unser Besitz liegt etwa im Centrum des nördlichen Goldringes, umgeben von den Chimesi-Minen im Osten, Venga im Südosten, Formosa im Westen, der Welcome im Süden, der Germaine im Norden. Gegen Osten führte unser Weg, M. Pacotte wiederum stolz zu Pferde, ich auf meinem Esel hinterdrein. Am Welcome begrüsste uns Mr. Everett, der die Arbeiten dort leitete und ladete uns zum Absteigen ein. Aber wir versprachen unsern Besuch für den nächsten Morgen und überschritten auf guten Pfaden die Bergscheide, welche uns vom Chimesi trennte. Alsbald öffnete sich das lachende Thal zu unserer Linken, weithin ausgestreckt gegen Osten. Tief unter uns befand sich das Lager eines Portugiesen, welcher am Wegebau beschäftigt war. Halb links vor uns schauten wir auf die Dächer der Station des M. Pouhin und auf die Hütten der Bragança- und Richmond-Mine herab. Ein Ritt von nur einer kleinen Stunde trennt unsere Besitzung von dieser Goldmine Monsieur Bartisol's.

Bragança u. Richmond.

Freundlichst wurden wir empfangen von M. Pouhin und seiner liebenswürdigen Tochter, Mademoiselle Pouhin. Eine ältere Dame, vormals Gouvernante von Mademoiselle, steht dem Haushalt vor. Das Fräulein hatte bis dahin in Paris gewohnt und ihren Vater zum ersten Mal im Sommer vorigen Jahres nach Südafrika begleitet. Nach dem Frühstück bestiegen wir unsere Reittiere zum Besuch der Richmond- und der Bragança-Minen. Durch dichtes Gestrüpp führte der Weg bergaufwärts. Hier waren die Arbeiten seit länger als drei Jahren betrieben und infolgedessen klare Aufschlüsse erzielt. Ein Tunnel von 3—400 Fuss Länge ist in einer Tiefe von 80 Fuss in's Reef getrieben, und von oben ist ein Schacht in diesen Tunnel hineingesenkt, von dessen Fuss aus ein zweiter Tunnel gegen Süden in die Quarzadern hineingearbeitet, wodurch eine grosse Quantität Quarz zu Tage gefördert ist. Der Ertrag des Erzes ist mehr als eine Unze pro Tonne, und wie bei uns, verbessert sich das Gestein gegen unten. Einen zweiten Tunnel haben sie in einer Tiefe von 200 Fuss zu treiben begonnen, jedoch ist das Reef in dieser Tiefe noch nicht erreicht. Die

Formation ist, wie gesagt, genau dieselbe wie bei uns: das Liegende ist Diorit, das Hängende Talkschiefer, wie überhaupt die beiden Besitzungen auf ein und derselben Goldader liegen. Die Anlagen an der Richmond-Mine machen einen netten Eindruck, und als wir nach Besuch der Tunnels oberhalb des Schachtes standen und unsere Augen über die lachende, sonnige und doch kühle Landschaft schweifen liessen, da waren wir alle drei von der Zukunft des Manicalandes überzeugt. Dann ritten wir zur Bragança-Mine, wo noch mehr Arbeit als an der Richmond gethan ist. Das Erz ist hier nicht so reich, wie bei der Schwestermine, aber die Reefs sind dicker. Auch hier gewannen wir einen guten Eindruck. Es kann keine Frage sein, dass hier im Chimesi-Thal alsbald blühendes wirtschaftliches Leben im Anschluss an den Minenbetrieb sich entfalten wird. Gegen Sonnenuntergang trafen wir am Wohnhaus von Monsieur Pouhin wieder ein, vor welchem ich inzwischen mein Zelt hatte aufschlagen lassen, um mich für die Nacht einzurichten.

Um $7^1/_4$ Uhr vereinigte uns eine angeregte Abendtafel, zu welcher noch ein anderer Franzose, M. Bernard, eingeladen war. M. Pouhin hatte im Jahre 1895—96 eine Expedition der Mozambique Co. geleitet, welche versuchen sollte, in Macombe's Land einzudringen. Indes hatte er diesen Plan nicht durchführen können, da seine Leute sich fürchteten, mit ihm zu gehen. Da ich im vorigen Sommer die Expedition durchgeführt hatte, so hatten wir gemeinschaftliche Interessenpunkte. M. Pouhin ist ein Herr von etwa 60 Jahren, der die Beira-Macequeçe-Bahn zuerst traciert hat. Er ist ein grosser Freund der Deutschen, und toastete im Verlauf des Abends auf die „Allianz der Zukunft, die Allianz zwischen Deutschland und Frankreich."

Am nächsten Morgen in der Frühe gingen M. Pacotte und ich nach meinem Lager zurück.

Alte Minen.

Wir wollten die alten alluvialen Arbeiten besuchen, welche sich am Injamkarara entlang ziehen. Mr. Levan und Mr. Massie führten uns, und alsbald kamen wir in einen Landstrich, wo wir ausserordentlich vorsichtig ausschreiten mussten: denn Grube reihte sich an Grube, oft von dichtem Gestrüpp über-

wachsen. Diese Gruben sind bis zu 100 Fuss tief und teilweise durch unterirdische Tunnels miteinander verbunden. Es mögen 200 bis 300 von ihnen auf unserm Besitz sein. Mr. Levan hatte einige von ihnen wieder aufgraben lassen und gutes zahlbares Gold in ihnen nachgewiesen. Die alten Arbeiter haben nirgends den eigentlichen Felsuntergrund erreicht, da er unter dem Wasserspiegel liegt. Die wesentlichen Goldablagerungen sind demnach noch nicht berührt. Ich habe unsere Baggermaschine vom Zambesi hinbeordert, um diese Arbeiten rationell betreiben zu lassen.

Es ist mir aufgefallen, dass bei allen alten Bergwerksbauten in diesen Gegenden sich kleine Bestände von Mahoba-Hoba-Bäumen befinden, die eine sehr schmackhafte, feigenartige Frucht tragen. Der Mahoba-Hoba-Baum ist geradezu ein Wegweiser zu alten Werken. Ich vermute, dass er den Fruchtbaum der alten Eroberer darstellte. Ich weiss noch nicht, wo seine eigentliche Heimat ist. Aber ich glaube, dass man von ihm einen Rückschluss auf die Heimat der alten Bergleute selbst ziehen kann. Die Mahoba-Hoba-Anpflanzungen waren augenscheinlich die Gärten der Alten. Wir haben einen ganzen Wald davon auf unserem Besitz.

Am Sonntag Nachmittag nahmen wir eine Erforschung der Westseite unseres Besitzes vor und sammelten später eine Reihe von Erzproben, die gestampft und voll von Gold gefunden wurden. Gegen Abend begab sich M. Pacotte zu M. Pouhin zurück, während ich auf meiner Station blieb, um am nächsten Tag meine allgemeinen Anordnungen zu treffen und Berichte für Europa zu schreiben.

Ich beschloss am Montag Morgen, dass die Arbeiten an den Tunnels energisch fortgeführt, gleichzeitig aber mit der Erschliessung der alluvialen Arbeiten begonnen werden sollte, welche ich zu diesem Zweck noch einmal besuchte. Am Montag Nachmittag schrieb ich Berichte und ritt gegen Abend in's Chimesi-Thal, von wo ich am nächsten Morgen mit M. Pacotte an den Mudza reiten wollte, an die Ostgrenze des Goldgürtels, wo wir eine Mine zu besuchen gedachten.

Die Aufnahme bei Pouhins war wieder sehr freundlich. Bis zum Mudza-Fluss sind es von Pouhins-Haus etwa 15 engl.

Meilen, und, da wir am folgenden Abend im Chimesi-Thal zurück sein wollten, gab mir M. Pouhin zu dem meinigen noch einen zweiten Esel mit.

Zum Mudzathal.

Einer jener herrlichen sonnigen Morgen, wie man sie so häufig in den höheren Plateaus von Afrika findet, wo die Luft hell und durchsichtig, aber doch angenehm kalt ist, brach über Manica herein, als wir am 15. Januar von Pouhins Haus aufbrachen. Die ganze Landschaft ist von saftigem und frischem Grün überzogen, und der goldige Schein ruht auf den Abhängen und Bergen und über dem weiten Chimesi-Thal. Hier und da wird das Grasland durch Forstbestände unterbrochen, bis wir endlich drei Meilen östlich in einen regel-



Austeilen der Tagesration auf der „Moltke"-Mine.

mässigen Waldbestand gelangen. Die Brücken, über welche der Fahrweg führt, sind sehr unsolid gebaut, mit Löchern und Brüchen im Holzwerk, und wir haben regelmässig abzusteigen, weil das Reiten darüber gefährlich für Mensch und Tier sein würde. An allen Abhängen sieht man die weissen Fähnchen und Signalstangen der ausgehobenen Minenbesitzungen. Das ganze Thal ist im Wesentlichen in festen Händen. So ziehen wir den ganzen Morgen gegen Osten. Vor uns die Doppelspitze eines Granitberges zeigt uns das Ziel unserer Reise an. Gegen 9 Uhr überschreiten wir den kleinen Dororo-Bach, und nun zieht der Weg bergaufwärts über grünes Gelände der östlichen Umrandung des Manica-Berglandes zu. Wir steigen wohl an 5000 Fuss empor, und dann sehen wir plötzlich das Mudza-Thal zu unseren Füssen. Zur Rechten liegen die Häuser einer portugiesischen Ansiedlung, wo das Alluvium des Mudza ver-

arbeitet wird. M. Pacotte erzählt mir, dass der letzte Monats-Ertrag $2^1/_2$ kg puren Goldes war. Wir überschreiten den Mudza, der seiner Vereinigung mit dem Chimesi entgegenfliesst, und treffen gegen 11 Uhr bei der Niederlassung Mr. Bull's ein, dessen Grundstück, die Windahgil-Mine, wir besichtigen wollen.

Ich hatte bereits in Macequeçe viel über dieses Grundstück gehört, dessen Ertrag bis zu 30 Unzen die Tonne und darüber gehen sollte. Die Formation ist Talkschiefer, und das Gold wird direkt aus dem Schiefer gewonnen. Das Gold ist jedoch an klar abgegrenzte Reefs gebunden und wird durch einen Schacht von 90 Fuss Tiefe, sowie durch Tunnel- und Oberflächen-Arbeiten gewonnen. Die offiziellen Analysen zeigen Resultate von 1 Unze bis zu 11 Unzen. Gold sahen wir ausserdem später genug in groben Stückchen; im Schiefer und in blossem Geröll wurde es durch Waschen festgestellt. Ich habe mit Erlaubnis von Mr. Bull Mr. Levan auf dieses Grundstück geschickt, um die Sache, welche mich lebhaft interessierte, des Näheren zu untersuchen.

Nachdem Mr. Bull uns seinen ganzen Boden gezeigt hatte, liessen wir uns einen kräftigen Antilopenbraten schmecken, und ritten um $2^3/_4$ Uhr ab, in's Chimesi-Thal zurück. Der Nachmittag war heisser als der Morgen, aber nicht eigentlich drückend. Im Südwesten stand ein Gewitter am Himmel, dessen Rollen wir fortdauernd hörten. Gegen 6 Uhr waren wir zurück bei M. Pouhin.

Ich ritt am nächsten Morgen auf unsere Station zurück. Am Nachmittag kam M. Pacotte, um sich Quarzproben von unseren Reefs zu holen. Er begab sich jedoch gegen Abend zu Monsieur Pouhin zurück und wollte am nächsten Morgen nach Macequeçe zurückkehren. Auf unserer Station wurde in den nächsten Tagen fortdauernd Quarz gestampft und gewaschen, mit meist günstigem Erfolg. Zu gleicher Zeit wurde mit dem Auszimmern des unteren Tunnels fortgefahren. Am Freitag den 18. Januar hatte ich meine Voruntersuchung hier beendet und beschloss, am nächsten Morgen mit meinen beiden Bergleuten in's Chua-Thal zu reiten, wo offener Grund zum Prospektieren vorhanden war. Wir nahmen uns Frühstück mit. Am Nachmittag wollte ich von dort mit Mr. Levan

nach Macequeçe zurückkehren. Wir hatten einen sehr interessanten Rundblick über das nördliche Chua-Thal, und ich gab Mr. Massie Instruktionen, die Resultate unserer Beobachtungen in weiterer Prospektierungsarbeit zu verfolgen. Der Chua ist etwa 5—6 Meilen von unserem Lager entfernt. Ich selbst ging dann weiter nach Macequeçe durch das Thal von d'Andrade und an Alt-Macequeçe vorbei. Gegen 5 Uhr langten wir ziemlich ermüdet wieder in Macequeçe an, wo ich einige der Ergebnisse meiner Orientierungstour, z. B. die Registrierung der letzten zehn Claims, gesetzlich festlegte.

Mein Ritt durch Manicaland hatte mich nicht nur mit einem herrlichen Stück Landschaft bekannt gemacht, wo Fels und Wald abwechselten, und Wasser von allen Höhen rinnt, sondern hat mir auch bewiesen, dass wir ein erstklassiges Minengebiet hier vor uns haben. Ein Vergleich mit den Randminen beweist, dass hier ein an Qualität besserer Golddistrikt gegeben ist, und ich glaube, dass bei der Qualität z. B. unseres eigenen Quarzes, in welchem das Gold fein und regelmässig verteilt ist, sich auch die Kontinuität nach unten als zuverlässig erweisen wird.

Klima.

Das Klima schwankt beträchtlich nach den verschiedenen Jahreszeiten, doch habe ich es auf der Höhe über 3500 Fuss niemals auch im heissen Januar drückend gefunden. Im Juni und Juli werden die Nächte empfindlich kalt, und die Tage bleiben durchweg kühl. Fiebererkrankungen kommen zwar auch hier vor. Aber dies ist sicherlich mehr den unnormalen Lebensverhältnissen der Pioniere zuzuschreiben, als den allgemeinen klimatischen Bedingungen.

Direkt ungesund scheint das Land nur unmittelbar nach der eigentlichen grossen Regenzeit zu sein, die im Februar und März ihren Höhepunkt erreicht. Dann werden alle Verhältnisse unnormal. Indes ist es klar, dass gesunde Steinwohnungen viel dazu beitragen werden, das Ungemütliche dieser jährlichen Störungen überwinden zu helfen. Um Manicaland in diesem Zustand zu kennzeichnen, füge ich eine Schilderung der Regenzeit ein, welche ich im März 1901 im Mudza-Thal geschrieben habe:

„Horch, wie brauset der Sturm
Und der schwellende Strom in der Nacht hin!“

Regenzeit in Manica.

Zischend wie der Strahl einer Feuer-Löschmaschine saust der Regen auf mein Zelt, während ich dies schreibe. Oder er lässt auch wohl zeitweise nach, und trip, trip, trip tropft es auf das Lager hernieder. Das Mudza-Thal und die weite Revuë-Ebene vor mir im Osten liegen in dichten Wolkendunst gehüllt. So ist es seit Mitte Februar in diesem Teil der Welt, mit Unterbrechungen natürlich, gewesen. Die Regen sind spät dieses Jahr und reichen bis über die Frühlings-Äquinoctien hinüber.

Dies hat seine Folgen auf jedes einzelne Dasein. Die „Camps“ sind isoliert, der Verkehr zwischen ihnen stockt, und die „Residenz“ Macequeçe ist oft für Tage abgeschnitten von den Minenlagern. Andrerseits ist Macequeçe wiederum vom grossen Weltverkehr getrennt. Die Beira-Mashonaland-Railway muss ihren Verkehr für Wochen einstellen; grosse Teile des Bahnkörpers sind fortgewaschen. Die Strecke zwischen Beira und Bamboo Creek steht unter Wasser, die Brücke über den Pungwe bei Fontes-Villa ist fortgeschwemmt. Das Leben hier hüllt sich in das behagliche Stillleben vorsündflutlichen, das heisst voreisenbahnlichen Verkehrs. Keine Post kommt durch, keine Güter gelangen aufwärts. Die Passagiere haben in Beira auf bessere Verhältnisse zu warten. Die Stores in Macequeçe werden von Lebensmitteln entblösst, der Reis für die Boys wird knapp und teuer; wir haben uns in den Camps einzuschränken, um nicht direkt in Hungersnot zu geraten. Im vorigen Jahre brachte der Regen geradezu die Gefahr des Hungers für die Weissen in dem Macequeçe-Distrikt, weil alle Zufuhren für Wochen abgeschnitten waren.

Bekanntlich folgen die tropischen Regen dem höchsten Stand der Sonne. Die kalte schwere Luft dringt in die Zone der durch die Zenith-Sonne aufgelockerten Luftschicht hinein und kondensiert das Feuchte in derselben zu Niederschlägen. Bewegt sich die Sonne von Süden nach Norden, wie gegenwärtig, so kommen demnach auch die Regen vom Süden. Dies hält so lange an, bis wir uns in der kalten, von Süden nachsteigenden Luftzone selbst befinden, und sollte, der Regel



Im Lager.

nach, hier Mitte März zu Ende sein. In diesem Jahre scheint die Sonne stärker gewirkt zu haben, und wir befinden uns Ende März demnach immer noch in einer Zone grösserer Erhitzung und infolgedessen von Regenniederschlägen.

Dies wirkt auf den Gesundheitszustand der Europäer in hohem Masse nachteilig. Das Fieber grassiert. Die „Camps" werden leer. Gegenüber meinem Lager befindet sich eine portugiesische Station, wo gewöhnlich die Minen-Ingenieure wohnen. Heute sitzt dort ein schwarzer „caretaker". Meinen eigenen Begleiter, Mr. Levan, musste ich vorgestern nach Macequeçe schicken, weil seine Leber anfing, anzuschwellen, und ich bin hier jetzt allein. Der Kirchhof von Macequeçe empfängt in diesen Wochen seinen wesentlichen Jahreszuwachs.

Und doch ist diese Landschaft auch jetzt schön wie ein Traum. Ich blicke von meinem Zelt über die weite Revuë-Chimesi-Ebene gegen Nordosten auf den Pungwe zu. Der Hintergrund der Landschaft bei klaren Abenden wird durch das Massiv der Serra da Humbe eingerahmt. Rechts steigen die Kuppen des südlichen Macombe-Landes empor. Das Thermometer erreicht jetzt im Schatten selten 20° C.; die Abende und Morgen sind kühl. Ich, der ich, wie mir scheint, gegen Fieber überhaupt gefeit bin, frage mich, wie geht es zu, dass alle Welt in dieser herrlichen Luft krank darniederliegt? Ich kann es nicht verstehen, ebenso wenig wie ich begreifen kann, weshalb Leute seekrank werden.

Recht niedlich ist das Reisen in Manicaland zur Zeit. Die Formation ist wesentlich Talkschiefer, glitschig wie gefrorener Schnee im Regen und steinig von einem Ende zum andern. Dabei ist das Gras zur Zeit mannshoch. Die Wege, die sich an den Bergen entlang und über steile Abhänge ziehen, sind völlig überwachsen. Das Land ist streckenweise übersäet mit den Löchern alter alluvialer Werke. Wenn man dies weiss, und dazu sich einen wolkenbruchartigen Regen vergegenwärtigt, wird man die Annehmlichkeit des Lokalverkehrs in diesem Lande zur gegenwärtigen Zeit verstehen können.

Ich hatte eine recht angenehme Probe davon am Montag den 11. März 1901. Ich war zwei Tage in d'Andrade im Hause

von Mr. Danford, des Surveyor General, gewesen, mit dem ich die Karte unserer Goldmine, des „Count Moltke“, bearbeitet hatte. Am Montag Morgen um 10 Uhr verliess ich sein gastliches Haus, um per Esel zum Mudza-Thal zu reiten, welches 15 Meilen entfernt sein sollte. „Sie können den Weg nicht verfehlen,“ hiess es, und so ging's denn in Gottes Namen los, hinein in die Berge. Ich hatte nur meinen Diener „Fritz“ bei mir und einen Knaben, der meine Büchse trug. Den Weg verfehlte ich gleich zu Anfang und gelangte in die portugiesische „Colonia“ anstatt zu Davis' Farm. Zurückreiten mochte ich nicht und entschloss mich deshalb, quer durch die Berge dem Kompass nach gegen Nordosten zu halten. Um 3 Uhr nachmittags befand ich mich am Abhang des Venga-Berges und blickte in's Chimesi-Thal. Ich hatte also das Unmögliche fertig gebracht, nämlich den Weg verfehlt. Der Himmel bezog sich, und ein Unwetter zog herauf. Ich wollte jetzt direkt auf mein Ziel zuhalten, wobei ich nacheinander drei Sümpfe zu überschreiten hatte, in welche mein Esel bis zum Bauch und ich bis zur Hüfte hineingeriet. Es ging allmählich auf fünf, und prasselnd fiel der Regen unter Blitz und Donner herunter. Ich geriet mit meinen beiden Schwarzen in dichtes Gestrüpp, in welchem wir mehrere verlassene Kraale entdeckten, wo der Weg aber sich völlig verlor. Aber unter uns taucht der Mudza auf, der hier hübsch breit und flach zu sein scheint. Also durch Kraut und Dorn hinunter den Berg. Beim Übergehen stellt sich heraus, dass der Mudza hier nicht etwa flach und bequem, sondern völlig versumpft ist. Wir blieben eine Stunde buchstäblich in ihm stecken, und ich gab meinen Esel fast verloren. Endlich erreichten wir das gegenüberliegende Ufer und nun, bei untergehender Sonne, wieder hügelan. Dabei ein Krachen, Donnern und Blitzen, dass wir unser eigenes Wort nicht hören konnten. Oben angekommen, war ich am Ende mit meiner Weisheit und machte mich bereits darauf gefasst, die Nacht im Freien zu verbringen, was in solchem Wetter ohne Dach, geschweige in einer löwenreichen Gegend, direkt lebensgefährlich war. Auf gut Glück folgte ich einem kleinen Pfad, der mich wieder bergab führte an einen Bach, der von Neuem nun zu

überschreiten war, und an den mein Esel, eingedenk des Mudza-Überganges, durchaus nicht heran wollte. Endlich nimmt er ihn mit einem Satz. Wir steigen einen neuen Hügel hinauf und erreichen um 7 Uhr in rauschendem Regen ein Manica-Dorf von fünf Hütten.

Es ist nicht besonders komfortabel, in einer Negerhütte, auf dem Bett eines Schwarzen zu schlafen. Am 11. März aber war ich recht dankbar, dort zu sein, trotz Schmutz und Moskitos, und trotzdem es kein Abendessen gab. Ich konnte wenigstens alle meine nassen Kleider abwerfen, mich in meinen Regenmantel hüllen, und auf der Kitanda des alten Häuptlings ausstrecken. In der Nacht konnte ich Studien über das „Volksleben der Manica" anstellen. Mein Lager erreichte ich erst am Dienstag gegen Mittag. „Den Weg können Sie nicht verfehlen!" Jawohl!

Für den Minenbetrieb selbst ist die Regenzeit kaum mehr hinderlich als unser europäischer Winter. Das Prospektieren freilich ist zeitweilig ganz unmöglich, und auch Prospektierungs-Tunnels und Schächte sind in Gefahr, einzustürzen. So hat z. B. die Bragança- und Richmond-Mine einen Einsturz erlitten, der leider mehrere Menschenleben gekostet haben soll. Auf „Graf Moltke" sind wir sehr glücklich gewesen. Wir arbeiten dort zur Zeit sieben Tunnels, einer deren 150 Fuss tief, aber haben keinerlei Unfall zu verzeichnen. Ich besuchte vorgestern einen Schacht und Seitentunnel der Windahgil hier im Mudza-Thal, 65 Fuss tief. Das Wasser leckte von oben durch den Tunnel von einem Ende zum andern, und ich kann offen sagen, ich war froh, als ich wieder oben war.

Mein Zelt, in dem ich sitze, ist von unten feucht. Von Zeit zu Zeit brechen die Wasser durch den Graben, welchen ich habe ziehen lassen, und ich höre des Nachts ein Bächlein meinem Bett entlang rauschen. Scheint die Sonne, so wird der Grund glatt wie ein Skatingrink. Es wirkt melancholisch, so „eingeregnet" zu sein und Tage lang still sitzen zu müssen. Mein Hund, der mehr Geduld hat, als ich, liegt stundenlang ruhig schlafend in seinem Kasten, als wenn ihn alles nichts anginge. Glückliches Wesen! Leider ist dem Nordeuropäer solche Ergebenheit in das Unabänderliche nicht

verliehen, und auch der platte Trost, dass auf Regen Sonnenschein zu folgen pflegt, verliert seine Wirkung, wenn man tagelang unter dem monotonen Rauschen der Wassermasse zugebracht hat. Man kann auch des Guten zu viel bekommen, und ich habe das Sst . . . oder das Trip, trip, trip . . . . . der Regenschauer nachgerade satt. Ich fange an zu verstehen, wie Noah zu Mute gewesen sein muss, als die Taube ihm am Berge Ararat das bekannte Oelblatt überreichte."

Antike Funde.

Manicaland ist voll von Erinnerungen an die ursemitische Epoche. Ich erwähnte bereits die Menge von alten Minenarbeiten. Diese weisen freilich in moderne Zeiten hinunter. Die Eingeborenen wuschen Flussgold bis auf unsere Zeit hinab.



Phönikischer Grabstein aus Manicaland.

Als der portugiesische Expeditionsführer Homem 1570 als erster Europäer in Manica eintraf, waren er und seine Gefährten enttäuscht, als sie die Eingeborenen aus einem Eimer Flussschlamm ein paar Körnchen Gold heraus waschen sahen. Sie hatten Inka-Schätze erträumt, vergassen aber, dass auch das Gold der Sonnensöhne in Peru körnerweise gewonnen war. Uns Neuere schreckt diese Art der Gewinnung nicht. Wenn wir uns vergegenwärtigen, dass der moderne Betrieb am Rand hartes Erz mehr als tausend Fuss aus dem Grund der Erde heraufholt, welches meistens nicht mehr als 6—8 penny-weights — d. h. nicht einmal eine halbe Unze per ton einbringt, — dass die Gesellschaften, welche diese Arbeit unternehmen, aber dennoch hohe Gewinne erzielen, so werden wir den Reichtum des Manicalandes besser zu würdigen verstehen.

Wenn die alten Arbeiten bis auf unsere Tage herabreichen,

so weisen sie andrerseits bis in prähistorische Zeiten zurück. Im Osten unserer Graf Moltke-Mine haben wir alte unterirdischen Bauten genau wie in Inyanga gefunden. Alte phönikische Grabsteine findet man über ganz Manicaland. Die religiösen Anschauungen der Manica sind die der Makalanga. Vom Zambesi bis in dieses Gebiet des Oberen Pungwe ist ein und derselbe Kulturkreis. Und er reicht, wie ich später fand, ununterbrochen bis zum Sabi und Lundi hinunter.

Überhaupt glaube ich, dass da, wo der Neger heute Gold wäscht, man stets und überall auf frühere Anregung durch andere Rassen schliessen kann. Der Neger selbst ist viel zu indolent und faul, um irgend ein Metall körnerweise durch Arbeit zu gewinnen, wenn er nicht hoffen kann, etwas für seinen Magen im Austausch dafür zu erzielen. Es würde ihm gar nicht einfallen, Gold zu waschen oder zu graben, etwa für sein eigenes Schmuckbedürfnis, wenn nicht Fremde gekommen wären, welche ihm dafür etwas zu essen und trinken angeboten hätten. Ich finde es demnach überflüssig, hier das in Frage stehende geschichtliche Problem im Einzelnen stets genau nachzuprüfen, welchem Zeitalter die Goldminen angehören, weil die Thatsache von alten Goldminen überhaupt am Indischen Ozean überall auf egyptische oder arabische Beeinflussung der beiden Gold suchenden Völker der ältesten Epoche schliessen lässt. Die Schächte und Tunnel-Arbeiten der alten Werke z. B. am Injamkarara kann man unter keinen Umständen auf Neger zurückführen. Man braucht nur die Aversion zu sehen, mit welcher die Manicaleute in solche Tiefen hinabsteigen, um sich klar darüber zu sein, dass ihre Rasse ohne fremde Anleitung diese Arbeiten nicht gemacht hat.

Ich werde später die Frage behandeln, wer diese alten Minenleute gewesen sein mögen. Hier interessiert uns die Thatsache, dass sie in Manicaland in der That ein Eldorado ersten Ranges aufgespürt haben. Die Flüsse alle führen Gold, und dieses Gold kommt aus den Goldadern in den Bergen ringsum. Der Quarz des Landes ist weich und zur Zersetzung geneigt. Noch weicher sind die Talkschiefer im Mudza-Thal. Der Gegensatz von Warm und Kalt in diesem Gebirgslande



Dolce far niente in Afrika.

ist gross, was zur schnelleren Zersetzung der Gesteine führt, und auf diese prasseln alljährlich die Regen, welche der Südmonsun an den Rand dieses Plateaus niederschlägt. Es ist kein Wunder, dass der Goldgehalt der Wasserbäche und Flüsse fortdauernd erneuert wird. Von einem Erschöpfen der alluvialen Niederschläge kann demnach keine Rede sein.

Die gegenwärtige Darstellung beabsichtigt nicht, die Goldminen, welche wir selbst hier gewonnen haben, im Einzelnen beschreiben. Aber sie darf, im Interesse der Kennzeichnung des ganzen Gebietes, doch anführen, dass das Windahgil im Mudza-Thal nach sorgfältiger technischer Prüfung sich als



Unsere Station auf dem Windahgil.

abbaufähige Mine erwiesen hat. Auch die Guy Fawkes und Braganca und Richmond treten als würdige Vertreter des Manica-Minendistriktes, gegen andere Goldgebiete der Erde in die Schranken. Was das Land nötig hat, ist ein reicherer Kapitalzufluss, als wie derselbe sich bislang hierhin gewendet hat, und er wird sicherlich nicht mehr lange ausbleiben.

Macequeçe. Der Mittelpunkt dieses interessanten Landes ist, wie erwähnt, Macequeçe, 200 Meilen von Beira, 23 Meilen von Umtali entfernt, an der Beira-Mashonaland-Eisenbahn. Der Platz mag an 70 Europäer zählen, ist aber sehr nett, ja reizend angelegt am Fuss des Wumba. Die Strassen sind breit und gerade, sie münden aus auf das Gouvernement-Gebäude der Mozambique Co., zu dessen Rechten, inmitten hübscher Gartenanlagen, das Minen-Amtsgebäude liegt, dem zur Zeit Kapitän D'Andrade vorsteht.

Macequeçe, abgesehen von den portugiesischen Behörden, ist im Wesentlichen ein Minencamp, und man fühlt sich oft an Bret Harts' Schilderungen erinnert, wenn man seine Bevölkerung vor sich hat. „Krige's Hotel" gegenüber dem Bahnhof ist das Haupt-Rendez-vous; besonders an Sonnabenden ist die „bar" angefüllt mit den Prospektoren und Minenleuten der Umgegend. „Absolutely no Credit", oder wohl auch „No Credit to-day, to-morrow the same" steht an allen



Minenamt zu Macequeçe.

Wänden angeschlagen, und doch möchte ich vermuten, dass viele der Gäste in Hemdsärmeln, ohne dass man ihnen Credit gewährt, auch keine „drinks" erschwingen könnten. Der Prospektor ist indirekt völlig auf den grossen Geldmarkt angewiesen. Wenn kein Kapital disponibel ist, kann er auch seine Funde nicht realisieren, hat also kein Geld. Dies ist im Macequeçe-Distrikt in den letzten Jahren nun leider die vorherrschende Signatur gewesen.

Aber in solchen Ländern ist die Gastfreundschaft grösser als im harten Europa, und im Macequeçe-Distrikt herrscht ein starkes Gefühl der Kameradschaftlichkeit. Niemand wird abgewiesen, der sich selbst zu einer Mahlzeit oder zu einem „drink" einfindet. Ich war oft, wenn ich diese Gesellschaft beobachtete, an das biblische Wort erinnert: „Sie säen nicht, sie ernten nicht, und Gott im Himmel nährt sie doch." Aber

jede Kritik verstummt, wenn man das Gefühl des Zusammenhaltens wahrnimmt, welches diese Körperschaft umspannt.

Der Mittelpunkt der internationalen Gesellschaft von Manicaland ist der liebenswürdige Mr. George Danford, der immer offenes Haus in seinem Heim am Revuë, der sogenannten „Pirate's Retreat", hat, in welchem ich selbst wiederholt Gastfreundschaft genossen habe. Eine typische Macequeçe-Figur ist Mr. C. G. Brown, der seit Jahren Minen- und andere Unternehmungen betreibt. In derartigen Ansiedlungen zählt die Aristokratie nach der Anzahl der Jahre, welche der Einzelne dort zugebracht hat. Wer fünf Jahre ansässig war, dünkt sich ein gut Stück mehr als der Dreijährige etc.

Alles in allem lebt in Macequeçe und Umgegend eine leichtlebige und doch wieder arbeitsame Bevölkerung. „Sauere Wochen, frohe Feste", ist auch hier das Schlagwort. Wenn der Distrikt in wirkliche Ausarbeitung genommen werden wird, muss sich das Bild sehr schnell ändern. Dann werden mit einem Schlag alle die Werte, welche heute tot sind, lebendigen Inhalt gewinnen. Erst dann wird Macequeçe etwas für den Weltverkehr bedeuten.

Inzwischen hoffe ich immer noch, dass auch für diese Hauptstadt des Manicalandes der Bret Harte, oder besser noch der Mark Twain, erstehen wird, welcher das Bild in seiner gegenwärtigen Gestalt festzuhalten vermag. Es würde voll von grotesker Komik sein, und dabei eines oder des andern rührenden Zuges doch nicht entbehren.



6. Kapitel.

Am Sabi.

Plan der Sabi-Expedition.

Von Beginn meiner südafrikanischen Unternehmung an hatte ich beabsichtigt, meine Forschungen bis mindestens zum Sabi auszudehnen. Der blosse Name dieses Flusses bildet eine Erinnerung an die hebräische Epoche der südafrikanischen Geschichte. Hier kommen wir recht eigentlich in's Hinterland des alten Sofala, welches seit lange als der Haupthafen des Ophirlandes angesehen war. Vom Sabi und Lundi winkt die Ruinenkette, welche Bent zuerst erforscht hatte, und welche ihren glänzendsten Typus im sogenannten Simbabwe im Viktoria-Gebiet östlich davon hat.

In's Sabi-Gebiet war in meinem Auftrag schon im Sommer 1900 Herr Gramann gegangen, welcher daselbst einer



H. H. Blöcker.

Kunde von alten Kupferwerken nachgespürt hatte. Er fand solche alten Werke auch östlich vom Oberen Sabi, unweit des Selinde-Berges. Aber er hatte sich nur einige Tage dort aufhalten können, und war nicht im Stande gewesen, die Entdeckung geologisch oder archäologisch genügend durchzuführen.

Sobald ich meine Erforschungen in Manicaland zu einem klaren Ergebnis geführt hatte, Ende März 1901, brach ich selbst auf, um dieses Sabi-Gebiet persönlich in Augenschein zu nehmen. Ich gebe zunächst meine Reise bis an den Oberen Sabi aus meinem an Ort und Stelle geschriebenen Tagebuch hier wieder.



Melsetter Strasse bei Umtali.

Am 3. April 1901 traf ich in Umtali ein, um meine Sabi-Expedition in Angriff zu nehmen. In Macequeçe war Herr Blöcker zu mir gestossen, der von unseren Stationen am Zambesi kam. In Umtali engagierte ich Mr. De Closs, einen Kanadier, welcher 4 Jahre Kupfer in Arizona (U.S.A.) bearbeitet hatte.

Reiseplan.

Ich beschloss, die Expedition mit einem Ochsenwagen zu machen, da zur gegenwärtigen Jahreszeit im Melsetter-Distrikt, durch den die Reise geht, für eine grössere Trägerkarawane kein Essen zu kaufen ist. Ich arrangierte deshalb mit einem Herrn in Umtali für ein Gespann von 8 Ochsen, da wir noch nicht einmal 2 Tons Ladung hatten. Die Osterwoche kam störend zwischen unsere Ausrüstungsarbeiten, aber am Mittwoch den 10. April waren wir doch mit Allem fertig, so dass ich nachmittags um 3 Uhr Blöcker und De Closs mit dem Ochsenwagen fortschicken konnte. Ich selbst folgte gegen 4 Uhr per Reitesel. Bereits $^1/_2$ Meile hinter Umtali auf der Melsetterstrasse an einem Hügel hinter dem Eisenbahndamm stiess ich jedoch auf meinen Wagen, der „fest sass“. Das Gespann, oder „team“, konnte selbst unsere kleine Last nicht ziehen. Es blieb mir nichts übrig, als ein Lager aufschlagen zu lassen und nach Umtali zurückzureiten, um neue Anordnungen zu treffen.

Glücklicher Weise trafen am folgenden Tage Buren vom Selinde-Berg aus dem Penhalonga-Thal mit drei Ochsenwagen in Umtali ein. Mit einem von ihnen, namens Bekker, kam ich um ein Gespann von 16 Treckochsen überein, und mit Hilfe

der Herren von Philippi & Co. war ich Freitag den 12. April von Neuem marschfertig.

Durch Melsetter

13. April. — $^1/_2$6 Uhr stehe ich auf und wecke meinen Diener Hamadi; bade, rasiere mich und packe mein Portmanteau. Leider sind die Buren mit ihrem Wagen noch nicht da. Kaufe 12 Pfund Rindfleisch, 6 Brode und einen Sack Gemüse, was ich zu Blöcker in's Camp an der Melsetterstrasse schicke. Der Ochsenwagen erscheint erst gegen 7 Uhr und nimmt mein Portmanteau mit. Ich frühstücke noch im Cecil-Hotel und reite etwa um 9 Uhr in schnellem Trab zu unserem Camp, das indess bereits abgebrochen und verlassen ist. Ich folge der Wagenspur und bekomme das Gespann gegen 10 Uhr in Sicht. Der Himmel ist den ganzen Morgen bewölkt, von Zeit zu Zeit ein kurzer, leichter Regenschauer. Die Temperatur ist die eines Augusttages in Norddeutschland. Die Gegend vor uns stellt malerische Ketten von bewaldeten Höhenzügen dar, aus Granit und grobem Sandstein bestehend, in denen Dykes von Schiefer und ziemlich viele schlecht aussehende Quarzadern eingesprengt sind, genau erkennbar im Durchschnitt der Fahrstrasse. Die Landschaft erinnert an Partien im Harz und in Thüringen. Die Strasse, am Abschluss der Regenzeit, ist herzlich schlecht. Aber unsere strammen Ochsen, von einem ebenso strammen, wild aussehenden Buren mit 25 Fuss langer Peitsche getrieben, nehmen jedes Hindernis spielend. Um $11^1/_2$ Uhr spannen wir aus und lassen Frühstück kochen an einem hellen Spruit: „Witwater", dem sogenannten „5 miles-spruit". Um $2^1/_2$ Uhr geht Blöcker mit unserer Schrotflinte voraus, um womöglich Perlhühner zu schiessen für morgen, Sonntag. Ich folge bald mit meinen beiden Eseln, allein, wie ich es liebe, an diesem stillen, schönen Sonnabend-Nachmittag. Die Erinnerung an das Pfarrhaus, in dem ich geboren bin, macht mir stets die Sonnabend-Nachmittage besonders weihevoll. Wir sind in die Berge eingetreten, und zur Rechten im Westen, wie zur Linken begleiten mich malerische Bergketten, coulissenartig hintereinander geschoben. Von Zeit zu Zeit treten phantastische Granitblöcke aus den Bergen in das Thal hervor. Der Weg windet sich meilenweit durch grünen Busch.

Bach um Bach mit sprudelndem hellem Wasser, das munter zu Thale rauscht, wird überschritten. $4^1/_2$ Uhr erblicke ich Blöcker, der indess keine Perlhühner gesehen hat, und bald darauf überschreiten wir den von den Buren uns beschriebenen Spruit, wo wir lagern wollen.



„Five miles-spruit.“

Der Wagen trifft erst nach $5^1/_2$ Uhr ein, und ich lasse die Zelte mitten im Fahrweg aufschlagen.

Über der Landschaft ruht der Hauch der Herbstlichkeit. Die Sonne geht vor 6 Uhr unter, und der Abend wird kühl.

Während ich schreibe, lodern die Camp-Feuer an verschiedenen Stellen um mein Zelt, und der Koch bereitet uns Beefsteaks zum Abendessen.

Wir lagern 14 Meilen südlich von Umtali.

14. April. — Gestern Abend beginnt es fest zu regnen, und ich gebe meinen 9 Boys mein oberes Zeltdach zum Zudecken. Der Regen pladdert bis tief in die Nacht hinein, hält Ochsen, Esel, meinen Hund Boxer und mich selbst lange wach.

Während ich so liege, erschallt plötzlich die Stimme Blöcker's, der nach seinem Boy ruft. Als ich frage, was los ist, antwortet er, sein Zelt sei soeben umgefallen. Ich gewähre ihm Gastfreundschaft für die Nacht in meinem Zelt.

Am Morgen rieselte ein leichter Regen noch immer hernieder. Ich gehe mit Blöcker gegen 7 Uhr voran auf ein verlassenes Store zu, das drei Meilen südlich liegen soll. Die Luft hat sich abgekühlt, ein schwermütiger dünner Nebel lagert über dem Wald, durch welchen sich der sandige Fahrweg windet. Es ist genau wie bei uns im September, in einer Buchenwaldung auf schlechtem Boden. Als wir das Store erreichen, beginnt der Regen heftiger einzusetzen, und ich beschliesse, hier zu frühstücken, um besseres Wetter abzuwarten. Wirklich klärt sich der Himmel gegen Mittag, und die Bergketten treten scharf hervor. Die Formation scheint durchweg Granit zu sein. Abenteuerliche Blöcke und wildes Geröll zeigen sich zu beiden Seiten. Wir machen am Nachmittag etwa 10 weitere Meilen. Als wir $^1/_2$4 Uhr um ein imposantes Granit-Kopje biegen, öffnet sich vor uns ein lachendes Thal, im Rücken von einem ganzen Gebirgsland eingerahmt. Die Landschaft erinnert lebhaft an Inyanga, von Nhani aus betreten. Der Wald wird offener, parkartiger, und das hohe Gras, doppelte Manneshöhe, wiegt und beugt sich im Winde. Es ist, als ob Gestalten und Gesichter daraus hervorgrüssten. Ein Verslein aus der Kinderzeit fällt mir ein:

„Lass stehen die Blume,
Geh' nicht in's Korn;
Die Roggenmuhme
Geht um da vorn!
Bald duckt sie nieder,
Bald guckt sie wieder.
Sie wird die Kinder fangen,
Die nach den Blumen langen.“

Der Sonntag-Nachmittag gestaltet sich ideal schön. Leichte



Auf dem Weg zum Sabi.

Wolken sind über das blaue Firmament gestreut. Die Sonne verbreitet ein sanftes Licht und milde Herbstwärme. Schon um $4^1/_2$ Uhr schlagen wir das Lager auf reinlichem Sand am Rande eines Holzbestandes auf, wo ich dies schreibe.

Wir sind etwas über 3,100 Fuss oder 942 Meter über dem Meeresspiegel.

15. April. — Nachts ist wieder ein Regenschauer gefallen, aber der Morgen ist schön. Ich gehe $7^1/_2$ Uhr allein dem Wagen voran. Die Landschaft ist unverändert, genau wie ein Marsch durch einen norddeutschen Forst. Um 9 Uhr höre ich das Rauschen des Mpusi-Flusses, den ich überschreite. Es ist ein klares Gewässer, das mit seiner gewellten Bergumrandung mich ein wenig an den oberen Tana erinnert. An seiner linken Seite frühstückten wir.

$12^1/_4$ Uhr geht's weiter. Ich lasse diesmal den Wagen mit den anderen Herren vorangehen, um meiner Neigung nach Einsamkeit zu folgen. Bald überhole ich jedoch auf meinem Reitesel den Wagen und nehme nun wieder die Tête. Das Reisen mit Ochsenwagen ist zwar langsam (etwa 12 englische Meilen den Tag), aber es ist weitaus die bequemste der afrikanischen Reisearten, welche ich kenne (Träger, Esel, Kameele). Man hat gar nichts mit dem Gepäck zu thun und kann sich nach Belieben fortbewegen. Die Ochsen brauchen auch keinerlei Fürsorge nach Ankunft. Der Leitochse mit seiner Glocke um den Hals deutet an, wo sie sind. Sie werden einfach auf die Weide getrieben und sich selbst überlassen. Nur des Nachts werden sie zuweilen, wenn Löwen in der Nähe, angebunden. Unser Team ist so eingefahren, dass jedes Tier seinen Platz im Joch kennt und selbst dorthin geht. Der Wagen ist in seinem hinteren Teil bedeckt und bietet Schutz gegen Regen. Das Gepäck wird durch ein wasserdichtes Segeltuch geschützt. Die beiden Transvaalbauern verstehen überdies ihr Handwerk aus dem ff.

Den ganzen Nachmittag rieselt ein leichter Nebel, der zeitweilig in einen wirklichen Regen übergeht. Die Landschaft bleibt einstweilen unverändert; der Weg senkt sich fortwährend durch sandigen Forst. Von Bergen ist im Holz nichts wahrzunehmen. Plötzlich um 2 Uhr öffnet sich der Wald

und wir marschieren durch Maisfelder. Vor uns erhebt sich der Bergrand, den wir gestern schon sahen; schroffe und wunderliche Kuppen treten hier hervor. Das erinnert ein wenig an den Drachenfels, an die Loreley. In etwa 12 Minuten erreichen wir den Nymbaya-Fluss, welcher schnell an den Bergen vorbeifliesst über felsigen Grund, etwa wie der Neckar bei Tübingen. An der anderen Seite finde ich einen schönen Lagergrund, wo ich die Kolonne abwarte und das Lager aufschlagen lasse. Der Abend gestaltet sich zur trüben November-Regenlandschaft.

Alle die Flüsse, welche wir passieren, fliessen durch den Odsi in den Sabi. Wir sind bis auf 788 Meter abgestiegen.

16. April (meiner Mutter Geburtstag). — Ein herrlicher Morgenmarsch. Links imposanter Bergzug mit mächtigen Granitkuppen, rechts der Blick über eine weite Ebene, übersät mit pittoresken Granitkopjes. Dazu Tautropfen auf jedem Blatt, jeder Blume, und jedem Grashalm, in denen die Sonne Millionen Mal kleine Regenbogen hervorzaubert. Um $9^1/_2$ überschreite ich einen murmelnden Bach und warte auf den Wagen, der 11 Uhr eintrifft. Um 2 Uhr geht's weiter. Die Landschaft, abgesehen von den Bergzügen, die grossartiger geworden sind, bleibt stets dieselbe: echter Forst, durchzogen von einem Waldweg. Aber die Formation beginnt sich zu verändern. Wir kommen aus dem Granit allmählich in Urschiefer hinein, in welchem unverfälscht wir uns von $3^1/_2$ Uhr bewegen. Gegen 4 Uhr höre ich das Brausen des Umbvumbvumvu, des stärksten Nebenstromes zum Odzi-Sabi. Beim Überschreiten gerät De Closs um ein Haar mit meinem einen Esel in einen Wasserfall. Ich rufe ihm im letzten Augenblick zu, abzusteigen, was De Closs und Esel rettet — wenigstens vor Arm- und Beinbruch. Der Umbvumbvumvu windet sich durch ein langes Querthal, welches lebhaft an das Thal von Ilfeld im Harz erinnert. Wir müssen ihn dreimal überschreiten — zweimal ist dies heute Nachmittag geschehen — und ich bewundere aufrichtig die Gewandtheit unserer Buren. Seit zwölf Monaten ist kein Wagen ohne Doppelgespann durch die brausenden Driften gekommen. Jetzt lagern wir unmittelbar über der lärmenden Wassermasse und finden es schwer, uns aus kurzen Entfernungen zu verständigen.

Der Marsch gegen Süden wird grossartiger mit jedem Tage, und heute sind wir bereits in echte Goldformation gekommen, welche uns wohl bis zum sagenreichen Sabi-Fluss (dem Fluss der Sabäer) begleiten wird. In mir sind an diesem sonnigen Tage Erinnerungen an so manchen Geburtstag meiner verstorbenen Mutter lebendig geworden, und ich danke der Vorsehung, welche mein Geschick gnädig zu so grossen Eindrücken führte, wie der heutige Tag, neben vielen anderen, sie geboten hat.

Wir sind jetzt 52 Meilen von Umtali entfernt und lagern mittwegs auf der Melsetter-Strasse.

17. April. — Der Name Umbvumbvumvu ist augenscheinlich onomatopoetisch, entstanden aus dem dumpfen Brausen seines Laufes. Der Fluss sang mir letzte Nacht ein stolzes Schlummerlied, auf welches die Seele mit phantastischen Träumen reagierte.

7 Uhr 20 stiegen Blöcker und ich die Bergumrandung empor. Die Landschaft würde in Europa zu den Sehenswürdigkeiten zählen und Touristen anziehen. Palmen und Candelaber-Euphorbien geben der Flora einen tropischen Anstrich; darüber liegt ein herbstlicher Hauch. Die Berge steigen an allen Seiten imposant empor; von unten braust der Umbvumbvumvu. Um $8^1/_2$ Uhr überschreiten wir denselben noch einmal, wobei die Ochsen ein Joch zerbrechen. Dann geht es über eine langgestreckte Ebene mit kurzem Gras, vor uns sichelförmige Bergrücken, augenscheinlich Schiefer, während die Formation unter uns Diorit ist. Sicher eine Gegend für den Prospektor.

Ich bin neugierig, wann Deutschland sich endlich ein koloniales Minenrecht anschaffen wird. Ich meine ein Minenrecht, welches seine Gebiete für die internationale Prospektierung öffnet und dadurch wirklich erschliesst. Augenscheinlich besitzen wir in Neu-Guinea und in Südwestafrika zwei Minen-Kolonien. Weshalb will unser Volk die Politik der „offenen Thür" nur bei Anderen unterstützen? Nicht aber selbst gewähren? Unser Minenrecht sollte so liberal wie nur irgend möglich sein. Gegen eine geringe Summe, sagen wir Mk. 10,— sollte man Prospektierungslicenzen an Jedermann,

der sie haben will, verkaufen, und der Staat sollte sich mit 15% vom Reingewinn bearbeiteter Minen begnügen. Das alte Transvaal-Minengesetz gibt ein gutes Vorbild für ein deutsches ab. Nur sollte man das unsrige noch liberaler machen. Ich würde dem Besitzer das Recht der vollen Ausbeutung des Reefes in seinem Fallen geben. — Dies sind schöne Hoffnungen, welche sich kaum realisieren werden! Bei uns scheint umgekehrt ein koloniales System der Ausschliessung Fremder und der Monopolisierung sich einzunisten, wie es seiner Zeit Louis XIV. und Colbert in Kanada vorschwebte. Die Folgen werden natürlich auch ganz dieselben sein. Das Neueste in dieser Richtung ist der Versuch, Zollerleichterungen für Produkte aus deutschen Kolonien zu erlangen.

Wir lagern um 11 Uhr auf grasigem Terrain und ziehen gegen 3 Uhr nach Süden weiter. Die Landschaft erweitert sich zu einem fruchtbaren Thalkessel, lieblich umrahmt von bewaldeten Höhenzügen. Die Formation wandelt sich wieder in phyllitischen Schiefer um, der von Südost gegen Nordwesten streicht. Um 5 Uhr treffen wir bei einem neuausgebauten Store ein, wo wir lagern.

Die Luft wird erheblich kühler. Wir sind jetzt 1,027 m — nicht ganz 3400 Fuss — hoch.

18. April. — Die Nacht ist bitterlich kalt. Gegen 3 Uhr morgens weckt mich das Zittern meines Hundes, der unter meinem Bett liegt. In der Frühe liegt kalter Tau über der Landschaft. Es folgt ein strahlend schöner Tag, an dem die Natur sich einmal wieder in all' ihrem dämonischen Reiz zeigt. An den Bäumen beginnen die Blätter in feurigen Herbstfarben zu glühen. Die grünen Kuppen der schöngeschwungenen Bergketten heben sich scharf vom blauen Firmament ab. Im Wald schlägt die Drossel und der Fink. So reiten wir durch Gottes schöne Welt, Feiertagsstimmung im Herzen.

Die Formation ist ununterbrochen Urschiefer. Die Bergzüge sind infolgedessen sanft gewellt, kuppenartig, wie der Harz bei Lauterberg, oder tafelförmige Massive, sehr verschieden vom wilden zerfetzten Granit.

Um 11 Uhr, nach einem Marsch von 9 Meilen, überschreiten Blöcker und ich den sprudelnden Nyamyaswi-Fluss und

treffen gleich darauf in Mr. Bradley's Store ein, wo wir sehr freundliche Aufnahme finden. Der Wagen kommt erst nach 12 Uhr, infolgedessen Frühstück erst gegen zwei.

Um $^1/_2$4 Uhr geht der Wagen weiter. Ich folge erst um 4 Uhr, da nur noch vier Meilen zu machen sind. Der Weg windet sich am schäumenden Nyamyaswi hin und immer bergauf. „Gelb rollt mir zu Füssen der brausende Kur im tanzenden Wellengetriebe. Es leuchtet die Sonne, das Herz und die Flur! Ach, wenn es doch immer so bliebe!" Wie der Weg sich durch die Thäler zieht, mag durch die Thatsache illustriert werden, dass wir den Nachmittag gegen Norden, also scheinbar wieder auf Umtali zu, marschierten und den Nyamyaswi nicht weniger als 18 Mal zu überschreiten haben werden. Zum zweiten Mal geschah dies heute Nachmittag, wobei mein Hund einen Wasserfall hinabsauste, was ihm aber nichts that.

Halb rechts von uns haben wir einen zackigen Schieferberg, dessen Aussenwände rötlich schimmern, und welcher die Landschaft drohend beherrscht.

Herrlicher Sonnenuntergang mit der ganzen strahlenden Farbenglorie der Tropenwelt. Dann zieht funkelnd und glitzernd die Nacht mit ihrem Sternendiadem über der ruhenden Erde empor. Ein puffartiger Wind streicht durch das Gebirge und bewegt unsere Zelte ungemütlich hin und her.

Wir sind viel auf- und abgestiegen heute, und lagern 10 Meter höher als gestern mit 1037 Metern oder etwa 3450 Fuss.

19. April. — Grossartiger Gebirgsmarsch. Wir marschieren bei leisem Regen immer den Nyamyaswi aufwärts, den wir sechszehnmal in teilweise sehr unbequemen Driften zu überschreiten haben. Der Aufstieg erinnert an Partien der Brennerbahn auf der italienischen Seite. Die Gebirgswände erheben sich schroff und teilweise äusserst pittoresk an beiden Seiten des laut rauschenden Flusses. In grellen Farben leuchten Sykomoren und andere Baumarten an den Bergen. Dann wieder lange Striche voll von Kandelaber-Euphorbien, Palmen und Bananen. Die Gebirgsketten lösen sich streckenweise in malerische Kuppen und Dome auf, 6—7000 Fuss hoch. Dann wieder bildet der rötlich leuchtende Schiefer ganze Festungen,



Wasserfall in Melsetter bei Longden's Farm.

mit Erkern und Söllern. Die Phantasie wird lebendig. Man glaubt, in das Reich der Frau Sage, in die Märchenwelt selber eingetreten zu sein. Es ist unmöglich zu schildern, was heute an meinem Auge vorbeigezogen ist. Worte sind viel zu arm.

Um 11 Uhr lassen wir den rauschenden Nyamyaswi links

unter uns und klimmen aufwärts. Um 12 Uhr warten wir — Blöcker und ich — vergebens auf den Wagen. Als er um 1 Uhr nicht sichtbar wird, schicke ich zwei Diener zurück, um Frühstück für uns heraufholen zu lassen. Die Sonne ist schon seit zwei Stunden durchgedrungen, aber auf der Höhe weht ein empfindlich kühler Wind, welcher uns veranlasst, mitten am Tage Winterüberzieher anzuziehen. Nach dem Frühstück gehen wir noch eine halbe Meile weiter bis zu Mr. Longden's Farm, welche verlassen ist, und wo wir den Wagen erwarten, der erst um 5 Uhr eintrifft.

Der Sonnenuntergang ist so farbenreich und fein an Tönen und Nüancen, dass der grösste Maler nicht imstande sein würde, ihm annähernd gerecht zu werden.

Wir sind 5144 Fuss (1559 m) hoch, und winterliche Kühle legt sich über die dunkelnde Erde.

In Melsetter. 20. April. — Ein goldiger schöner Morgen mit herbstlichem Oktoberwetter. Ich reite mit Blöcker voran, um die Formalitäten betreffs unserer Ochsen (Gesundheitsattest) in Melsetter zu regeln, damit der Wagen nicht zu lange vor der Stadt zu liegen braucht. Der Weg windet sich bergauf und bergab, an Bergabhängen entlang und durch tiefe Thäler. Um 10 Uhr haben wir die Passhöhe erreicht und erblicken im Osten eine groteske Schieferwand, unter uns aber die schmucken Steinhäuser von Melsetter, reinlich und nett unter dem nördlichen Bergabhang verstreut. Die Formation bleibt fortdauernd Schiefer.

Wir suchen alsbald Mr. Longden, den Magistrat auf, um uns nach den Boys zu erkundigen, welche ich telegraphisch von Umtali aus bestellt hatte. Wir werden sehr freundlich aufgenommen, und Mr. Longden verspricht, die Boys direkt in Mrs. Webster's Farm zu schicken, wohin unsere Reise von hier aus geht.

Am Nachmittag zeigt mir Mr. Longden seine schönen Gartenanlagen, die wirklich grossartig eingerichtet sind. Alles europäische Obst, Wein eingeschlossen, ist angepflanzt, daneben auch Orangen, Citronen, Ananas und andere tropische Früchte. Mr. Longden erzählt mir, dass der Melsetter Distrikt von einer schier unerschöpflichen Fruchtbarkeit sei und prak-

tisch alles produzieren könne. Leider fehlt bislang der Markt für die Produkte. Zum Abschied schenkt mir Mr. Longden drei schöne Rosen, welche ich in's Knopfloch stecke.

Melsetter liegt 83 Meilen von Umtali entfernt, unmittelbar an der portugiesischen Grenze, ist etwas über 5000 Fuss (1520 m) über dem Meeresspiegel und soll 40 Einwohner haben, darunter „eine oder die andere Seele". (Nach Heine.) Am Abend wird mir eine nette Überraschung zu Teil. Ich hatte meinen Boys mehrmals gesagt, mein Kopfkissen liege



Blick auf die Stadt Melsetter.

zu niedrig. Heute Abend finde ich es hübsch erhöht. Als ich nach der Ursache spüre, entdecke ich, dass die Herren Diener mir unseren Kasten mit Dynamit unter den Kopf gelegt haben. „Nein, meine guten Jungen, das wollen wir doch lieber nicht thun. Ich muss noch das Kupfer am Sabi untersuchen, bevor ich die Reise himmelaufwärts antreten kann."

Süd-Melsetter.

21. April. — Der Weg wendet sich jetzt gegen Südwesten, und ich reite den ganzen herrlichen Sonnenmorgen durch lang gestreckte Längsthäler an bewaldeten Bergrücken entlang, rauschende Bäche zur Rechten. Um 11 Uhr überschreite ich einen grösseren Fluss, Injahori, wo ich den Wagen erwarte.

Der Weg am Morgen führt mich an zwei, der am Nachmittag an weiteren zwei Buren-Farmen vorbei. Was Melsetter fehlt, sind ein paar tausend tüchtige europäische Bauern. Das Gras ist erstklassig für Rindvieh und Schafe; der Acker kann Alles hervorbringen, und der Wasserreichtum ist ungeheuer. Das sprudelt und rauscht von allen Anhöhen herunter.

Das Klima ist besser als in Transvaal. Es gibt nur einen kurzen Winter mit leichten Frösten, und das Vieh kann das ganze Jahr auf die Weide getrieben werden, was im Transvaal nicht möglich ist. Dabei ist das Land fieberfrei. Melsetter heisst übrigens bei den umliegenden Stämmen Umsapa oder Massapa — eine Erinnerung an die Epoche der Sabäerherrschaft — bei den Eingeborenen im Lande selbst Shemano-mano. Melsetter wurde es von den Buren getauft. Viel Geld ist zur Zeit hier wohl nicht zu verdienen. Aber ein gutes Auskommen kann eine fleissige Familie sich sehr leicht erarbeiten. Und dabei das herrlichste Klima der Welt! In Europa kann man sich davon überhaupt gar keine Vorstellung machen. Ich kann nur immer an Septembertage in Norddeutschland erinnern. Aber, um wie viel intensiver ist hier alles, Licht, Farbe, ja Luft! Beschreiben lässt sich das eben nicht.

Am Injahori frühstücken wir und machen dann einen kurzen Nachmittagsmarsch, um einen guten Lagerplatz zu suchen. Den finde ich gegen 4 Uhr am grasreichen Rücken eines Bergabhanges unterhalb einer Farm, 1206 m oder 3980 Fuss hoch.

22. April. — Der Weg führt wieder bergan, an langgestreckten Bergrücken entlang. Die Formation ist seit Melsetter Diorit. Die Temperatur, welche in der Nacht direkt kalt war, erwärmt sich schnell in dem strahlenden Sonnenschein, welcher die Landschaft geradezu verklärt. Ich reite weit voraus und geniesse die schöne Natur in vollen Zügen. Gegen $8^1/_2$ Uhr tritt die Bewaldung von den Bergrücken zurück, kahle, grasige Berghalden, welche mich an Partien in Massai-Land und an Beachy-Head bei Eastbourne erinnern, über welches ich so oft mit meinem Pferd hinübergesprengt bin. $9^1/_2$ Uhr erreiche ich die Höhe und steige nunmehr in ein Thal hinab, durch



Fahrstrasse, Süd-Melsetter.

welches der klare Lusiti-Fluss hindurchfliesst, welcher meinem Esel bis an den Sattel reicht, mit krystallklarem Wasser. Hier wollen wir heute liegen bleiben, weil die Ochsen der Ruhe und unser aller Wäsche der Reinigung bedarf. Wir lagern 1254 m (413 Fuss) hoch.

Nachmittags grosse Wäsche, Umpacken von Lasten, Trocknen von Reis- und Salzsäcken etc. Während ich dies schreibe, sehe ich unsere Ochsen und Esel gemütlich am Flussrand, Blöcker in seinem Zelt an der Erde und De Closs unter dem Wagen (ditto) liegen. Alles erfreut sich der wohlverdienten Ruhe.

23. April. — Formation und Landschaft wechseln. Wir kommen aus der Urschieferformation in Sandstein und am Nachmittag in ausgesprochene Kohlenformation. Die Landschaft verändert sich von schluchtenreichen, bewaldeten Gebirgspartien in kahle, grasbestandene lange Höhenrücken. Als ob der Himmel diese Wandlung stilvoll hervorheben wollte, ist das Sonnenwetter verschwunden, und grau liegt das Land vor unseren Augen. Ich bin der Kolonne weit voraus und finde mich allein in dieser „Rembrandt'schen" Landschaft, welche öde und beklemmend auf die Seele wirkt. Aber doch auch wieder erhebend, indem sie die Unendlichkeit vor unserem körperlichen und geistigen Auge zu eröffnen scheint. Wie im Massai-Land ziehen diese weiten, grasbestandenen Höhenrücken, deren eine auf die andere folgt, unsere Seele in die Fernen. Ich bin sehr empfänglich für landschaftliche

Nuancen und Beleuchtungseffekte. Dies ist das einzige Künstlerische, dessen ich mich rühmen kann. Ich glaube an das „Ein und All" des Pantheismus, und diesem Glauben gemäss empfindet meine Seele auch. „In ihm leben, weben und sind wir." Um 10 Uhr überschreiten wir den herrlichen klaren „Silverstream" und frühstücken hernach an einem ebenso klaren Waldbach, wo uns zwei Buren-Ochsenwagen, welche vom Süden kommen, vorbeifahren.

Am Nachmittag nimmt der Himmel einen fast drohenden Charakter an und einzelne Regentropfen fallen hernieder. Aber der Sonnenuntergang bringt uns wieder die ganze strahlende Glorie Südafrikas. Um $5^1/_2$ Uhr liegt das Thal, in welches wir hinabsteigen, blau in blau, in feinsten Abstufungen vor uns. Aber eine Viertelstunde später kommt der Sonnenball noch einmal zum Vorschein, alles mit glänzendem Gold färbend. Dann steigt die Nacht empor. Am westlichen Horizont aber leuchtet uns die Mondsichel mit ihrem sanften Schein.

Immer näher kommen wir dem Schauplatz uralter geschichtlicher Thätigkeit. Schon werden uns im Südwesten Erhebungen gezeigt, welche dem Sabi angehören, wo eine alte Rasse vor langen Zeiten Minen bearbeitet, und Tempel und Festungen errichtet hat. Vom Norden des Ophirlandes kommend, am Zambesi, nähern wir uns nunmehr dem geheimnisvollen Hinterland von Sofala, dem die Sabi-Ruinen und auch das vielbesprochene Simbabwe angehören.

Abstieg.

24. April. — Wir lagerten gestern Abend 1283 m (4344 Fuss) hoch und begannen unseren heutigen Marsch damit, etwa 450 m ziemlich steil herunterzusteigen, eine schwere Arbeit für die Ochsen. Indes kam der Wagen schneller, als ich erwartet hatte. Damit haben wir das eigentliche Melsetter-Hochplateau verlassen. Wir sehen es wie ein mächtiges Massiv von Nordost gegen Südwest streichen, fransenartig in die tiefer liegende Stufe, auf welcher wir uns jetzt befinden, herabfallend. Wir setzen unsern Marsch gegen Südwesten, dem Hochplateau parallel, den Morgen über fort. Die Formation ist Sandstein; hier und da zeigen sich grün gefärbte Stücke, das erste Anzeichen von Kupfer. $12^1/_2$ Uhr

pausieren wir und ziehen am Nachmittag vier Meilen weiter, bis gegenüber der Farm von Mrs. Dunbar Moodie, wo wir lagern, 982 m hoch. Die Landschaft, welche am Morgen recht monoton war, gestaltet sich am Nachmittag ein wenig belebter, da schärfere Höhenzüge im Südwesten auftauchen. Der Abend ist viel angenehmer, weil er wärmer ist. Leider finden sich dafür auch sofort Moskitos ein, welche die kalten Abende der letzten Wochen nicht liebten. Ich schreibe dies zum ersten Mal wieder im Freien, während ich an den letzten Abenden um diese Zeit (etwa 7 Uhr) fröstelnd im geschlossenen Zelt sass. „Doch, dass dem Menschen nichts Vollkommenes wird, erkenn' ich nun" — zum wiederholt tausendsten Male.



Melsetter-Farm.

25. April. — Gestern Abend nach dem Essen kommt Bekker mit einer Einladung von Mrs. Moodie, einen Tag bei ihr zu bleiben und Mr. Meredith, den native Commissioner, bei ihr abzuwarten, den sie heute oder morgen bei sich erwarte. Derselbe könne mir dann von ihren Kaffern die nötige Anzahl Arbeiter geben für meine Forschungen. Da Bekker hinzufügt, dass Mrs. Moodie auch Kenntnis vom Kupfergebiet habe und mir einen Boy geben wolle, der mir alte Arbeiten zeigen könne, nahm ich die Einladung dankend an und siedele heute Morgen nach „Kennilworth" — so heisst die Farm — über. Mrs. Moodie ist eine junge Witwe, welche mit Mrs. Markham, ihrer jüngeren Schwester, ohne jede männliche Hilfe die Farm von über 9000 Morgen bewirtschaftet. Beide sind aus dem Orange-Freistaat und haben fünf Brüder im Kriege gegen England.

Mrs. Moodie gibt mir die Erklärung des Namens Melsetter. Ihre Familie ist 1820 von Melster aus den Orkney-Islands nach Südafrika gekommen, und da ihr Vater den Melsetter-Distrikt zuerst erschloss, gab ihm Rhodes das Recht, ihm einen Namen zu geben. Er nannte ihn Melster, woraus durch Verstümmelung Melsetter wurde.

Die beiden Damen haben hübsche Gartenanlagen gemacht, wo sie ausser allen Arten von europäischen Gemüsen und Früchten auch Kaffee, Tabak, Orangen, Bananen etc. ziehen. Daneben wird Getreide gebaut und Viehzucht betrieben. Die Schwarzen auf der Farm werden in guter Zucht erhalten, wobei auch der Shambok nicht gespart wird. Die jungen Frauen exekutieren die Prügelstrafen hier und da selbst. Am Abend erzählt mir Mrs. Moodie viel von den alten Werken in der Umgegend, welche zu dem Simbabwe-Typus gehören sollen.

Meine Expedition habe ich neun Meilen zu Bekker's Farm vorausgeschickt, und somit verlebe ich einen sehr ruhigen Tag. Leider trifft indes Mr. Meredith, der im Gungunyana police camp ist, und an den ich morgens geschrieben habe, nicht ein.

26. April. — Warte auf Nachricht. Morgens kommt die Post, welche mir folgendes kuriose Telegramm bringt: „Wait explorer with De L'Isle's chart leaving for Melsetter at sunset, Ophir.“ Wer mag der wunderliche Heilige sein? Gegen Mittag stellt mir Mr. Meredith sein Eintreffen im Verlauf des Tages in Aussicht. So muss ich bleiben. Abends $6^1/_2$ Uhr trifft Mr. Meredith mit Mr. Swinnington ein und stellt mir in liebenswürdiger Weise Träger für den nächsten Morgen in Aussicht.

27. April. — In der Frühe sendet Mr. Meredith einen Polizisten aus, um in den umliegenden Dörfern Träger für mich anzuwerben. Ich schicke meine fünf Privatlasten mit fünf Boys von Mrs. Moodie infolgedessen zu Bekker's Camp, unter Aufsicht eines Capeboy, Kleinboy, welcher mit dem Kupferdistrikt vertraut ist. $9^1/_4$ Uhr folge ich mit meinen beiden Dienern und meinem Hund. Die Landschaft wird bald recht monoton. Langgestreckte Hügelrücken mit Gras bestanden;

hier und da eine Waldparzelle. Um 11 Uhr überschreiten wir den Busi, und im Süden davon kommt etwas mehr Leben in die Landschaft, insofern östlich und im Südosten schärfere Bergketten auftauchen. Unter anderen kommt der Selinde-Berg in Sicht. Um 12 Uhr treffe ich auf De Beers Farm ein und erfahre, dass ich bis zu Bekker noch drei Meilen habe. Es ist 1 Uhr, als ich im Lager ankomme, wo ich Blöcker und De Closs treffe. Nach dem Frühstück fahren wir in westlicher und hernach nordwestlicher Richtung weiter. Zur Linken begleitet uns andauernd ein tafelförmiger Höhenzug. Die Luft ist ziemlich kühl, da wir wiederum bergan steigen. Um 5 Uhr passieren wir King's Store und sind erst nach 6 Uhr bei Mrs. Webster's Farm, wo wir von der alten Dame, ihren zwei Söhnen und zwei liebenswürdigen Töchtern freundlich



Buren-Wildfalle, Melsetter.

begrüsst werden. Wir schlagen unser Lager bei herrlichem Mondenschein unterhalb der Farm in einer Höhe von 1064 m auf. —

28. April. — Verlegen des Lagers an Mrs. Webster's Wohnhaus. Exit Bekker! Frühstück bei Webster's. Ungeduldiges Warten auf Träger und infolgedessen ungemütlicher Sonntag. Höhe des Lagers 1074 m oder etwa 3550 Fuss.

Über der Sabi-Ebene.

29. April. — Da die Träger gestern nicht gekommen sind, schicke ich in der Frühe De Closs mit allen verfügbaren Tragkräften, inclusive meinem einen Esel, der bepackt wird, auf unsere Kupfermine, um die Arbeiten zu beginnen, und Blöcker auf meinem andern Esel zurück zu Mrs. Moodie, um nach den Trägern zu sehen. Ich selbst muss nolens volens warten.

Der junge Webster besucht mich am Morgen und klagt über die Arbeiterverhältnisse in Melsetter. Die meisten Buren, deren es hier etwa 500 gibt, seien entschlossen, nach dem Transvaal zurückzutrekken, wenn der Krieg zu Ende sei. Die englische Regierung verhätschele die Neger in einer Weise, dass der Weisse nicht bestehen könne. Die schwarze Gesellschaft unter dem Union Jack werde faul, arrogant und lümmelhaft. Exeter Hall ruiniere Afrika. So Mr. Webster. Ich wollte unsere Negerfreunde, Bebel voran, hätten auch nur einmal ein Jahr unter Schwarzen zu leben, um die Probe auf ihre auf Unwissenheit beruhenden Ansichten zu machen. Ich habe früher bereits mich über die afrikanische Arbeiterfrage geäussert. Ich möchte betonen, dass mir die Gesetze der Buren in dieser Richtung mustergiltig zu sein scheinen. In Transvaal musste jeder Schwarze am Jahresschluss ein „ticket" vorzeigen, welches beweist, dass er sechs Monate bei einem Europäer gearbeitet habe, widrigenfalls er sechs Monate Kettenhaft mit dazu gehörigen Prügeln erhielt. Ein sehr gutes Rezept ist auch, Hüttensteuer von jedem Neger über sechzehn Jahren zu verlangen, und zwar nicht unter £ 5, so dass sie gezwungen sind, zu arbeiten. Sonst werden wir bald von Algoabay bis zur Grossen Syrte eine faule Canaille grossgezogen haben, welche Europa zwingen wird, die Erschliessung Afrikas aufzugeben, falls nicht etwa die Kolonisten die Ansiedler Tasmaniens nachahmen und das nutzlose Gesindel einfach ausrotten. Ich glaube je länger, je mehr, dass über dieser Eingeborenenfrage die Losreissung Südafrikas von England erfolgen wird. Bei der nächsten Erhebung werden englische, holländische und deutsche Afrikander geschlossen gegen die europäische Bevormundung gehen, wenn solche sich nicht endgiltig von Exeter Hall frei macht.

Darwin hat nachgewiesen, dass der Wettkampf der Rassen um die Oberfläche unseres Planeten, welcher mit der Verdrängung der weniger tüchtigen Art endet, eines der wesentlichen Mittel für den Fortschritt der Menschheit gewesen ist. Heutzutage möchte man diesen Wettkampf eliminieren in einer krankhaften Sucht, alles schwächliche und minderwertige Gesindel mit durchzuschleppen, was nur zur Degenerierung der

ganzen Art führen kann. Aber die Natur lässt sich keine Menschensatzungen vorschreiben, und das natürliche Recht wird am Ende doch obsiegen. Dieses Recht besagt, dass die Völker, welche nicht irgend wie an der allgemeinen Menschheitsarbeit und damit am Kulturfortschritt teilnehmen wollen, zu Grunde gehen. Wenn Europa die Negerwelt hierzu nicht erziehen, d. h. zunächst zwingen will, so wird dieselbe grösstenteils das Schicksal der Tasmanier und der Australneger erleiden.

Am Nachmittag nehme ich Darwin's „Descent of man and selection in relation of sex" einmal wieder vor. Ich finde, Darwin hat die Gesetze, nach denen die Natur, oder die göttliche Schöpferkraft die Lebewelt entwickelt hat, in genialer Weise erkannt. Aber ich kann nicht verstehen, wie der Materialismus irgendwelchen Untergrund bei Darwin zu finden hofft. Oder meinen die Herren etwa, sie könnten mit der gestaltenden Kraft dispensieren im Untergrund der Natur, wenn sie einige der Gesetze erkennen, nach denen diese Kraft bildet? Diese Schaffenskraft, ohne welche der Weltprozess ganz unverständlich bleibt, aber ist es, was die antiken Philosophen die natura-naturans nannten, und was für unser religiöses Bewusstsein die Gottheit ist, mag man sie Jehovah, Brahma oder Allah nennen, oder aber als „Hen kai pan" (das Ein und All) empfinden.

Der Winter naht! (20⁰ 20′ s. Br.). Wir haben einen Sonnenuntergang nach einem herrlichen, sonnigen Tage, so farbenreich und schön, wie nur das Land der Pyramiden es gewöhnlich dem Europäer zeigt: gelb, orangefarben, bis zum Purpur, blau und violett! Die Dämmerung dauert länger als eine halbe Stunde, und dabei steht am östlichen Himmel mit seinem geheimnisvollen Schein der sich rundende Mond. Das sind Farbenmischungen, welche ein Böcklin nicht wiedergeben könnte. Die Bergketten im Westen, welche mich vom Sabi trennen, stehen da in der doppelten Beleuchtung wie die starre Grenzscheide zwischen Böse und Gute, Hölle und Himmel!

1. Mai. — Da Blöcker mir gestern von Mrs. Moodie's Farm mitteilte, dass der Policeboy noch gar keine Träger be-

sorgt habe, sondern gemütlich in einem Kraal sitze und Bier saufe, entschloss ich mich, den Vorstoss in's Sabi-Thal mit der zweiräderigen Car von Mr. Webster zu versuchen. Eine Strasse gibt es zwar nicht, aber viele offene Graspartien, auf denen sich der Busch umgehen lässt. So lasse ich heute Morgen meine Privateffekten auf die Karre laden und sechs Ochsen vorspannen. Um 9 Uhr geht die Reise los, und zu Anfang mit bestem Erfolg. Wir gehen gegen Südwest, dann gegen Westen. Um 11 Uhr eile ich dem Wagen voraus, auf Injambaba zu, wohin die Ladung geliefert werden soll, mit Kleinboy, unserm Führer. Um 12 Uhr bleiben wir liegen, um den Wagen zu erwarten. Derselbe kommt nicht, wohl aber mein Koch $1^1/_4$ Uhr, der mir meldet: „Gnare file" „der Wagen ist zerbrochen". Nette Bescheerung! Wir müssen $2^1/_2$ Meilen zurück, wo wir die beiden jungen Webster's mit dem Wagen finden, dessen eines Rad an einem Stein zertrümmert ist. Ich schicke den älteren Webster zu Bezedenhuydt, einem Buren in der Nähe, um eine andere Karre für morgen zu leihen. Den jüngeren Bruder bitte ich, mit Kleinboy vorauszugehen, um den Weg für morgen herauszuschlagen. Wir liegen in den Randbergen des Sabi, einer parzellenartig bewaldeten Grasfläche, wo es nach Löwen oder Leoparden geradezu riecht. Wieder einmal das alte afrikanische „Warten". Es ist zum Tollwerden. Formation Sandstein. Höhe des Lagerplatzes 1010 m oder 3333 Fuss.

2. Mai. — Nach einer bitterkalten Nacht zieht ein goldiger schöner Herbstmorgen herauf, mit Milliarden von funkelnden Tautropfen in Wald und Feld. Gegen 9 Uhr schon kommt Webster mit einer kleinen offenen Karre, auf welche die Hälfte meines Gepäckes verladen wird. Die andere Hälfte muss unter Obhut meines Dieners zurückbleiben. Webster erzählt, dass Blöcker des Policeboy noch nicht habhaft geworden sei. Meine ganze Chance ist demnach diese kleine Karre, die einzige ihrer Art weit und breit. Auf und ab, durch Wald und Busch und hohes Gras, mit der Axt durchschlagend, gehen wir vorwärts. Das Glück ist uns hold, und gegen 11 Uhr treffen wir bei Injambaba oberhalb des Dorfes, wohin ich will, ein, wo ich das Zelt am Rande eines Bergabhanges

aufschlagen lasse. Ein kaltes Frühstück, und ich schicke die Karre zurück, um den Rest des Gepäcks noch heute nachholen zu lassen. Schon um $^1/_2$4 ist dies glücklich vollbracht. Von hier aus muss ich meine Forschungen bis zum Eintreffen der Boys durch Tagestouren ausführen. Ich liege am Rande eines Hügels über der Sabi-Ebene, und hier hat meine Reise mit dem Ochsenwagen ein Ende. „Ich blicke hinaus in die Lande und werde doch nicht geseh'n." Vor, unter mir die Wipfel eines weiten Waldes. Es ist einsam um mich herum, da ich nur mit einem kleinen Diener vom Zambesi zusammen bin. Alle anderen sind fort vom Lager. Unwillkürlich drängt sich mir das Goethe'sche Lied auf:

„Über allen Gipfeln ist Ruh; In allen Wipfeln spürest
Du kaum einen Hauch.
Die Vöglein schlafen im Walde: Warte nur, bald ruh'st
Du auch."

Meine Lage am Rande des Injambaba-Abfalles war eine keineswegs beneidenswerte. Ich lag hier mit einigen Dienern, mit der Aufgabe, 30 Lasten in's Sabithal hinabzubefördern. Auf die Träger, welche die South Africa Co. mir liefern wollte, rechnete ich kaum noch. So war ich völlig auf die Eingeborenen angewiesen, mit denen ich noch keinerlei Beziehungen hatte. Die Situation war um so ungemütlicher, als ich meinen Aufenthalt in Südafrika nicht etwa beliebig mehr ausdehnen konnte, also meine Aufgabe am Sabi so schnell wie möglich durchführen musste.

Am 3. Mai in der Frühe stieg ich mit Kleinboy zunächst durch schönen Hochwald, dann durch reifende Mais- und Hirsefelder etwa 1000 Fuss zu Thal, um den alten Häuptling von Injambaba, Schlatin, zu besuchen, von dem ich gehört hatte, er sei der einzige lebende Schwarze, der selbst noch Kupfer am Sabi mit bearbeitet habe. Der alte Mann war schneeweiss. Er sass im Schatten auf einem Stuhl vor einem Getreidespeicher. Aber er war so stumpf, dass es schwer war, sich mit ihm direkt zu unterhalten. Dagegen war sein Sohn, etwa 56jährig, ein aufgeweckter Mann, und er vermittelte gern die Unterhaltung mit seinem Vater. Ich eröffnete unsere Beziehungen, indem ich dem Alten zwei Stücke weissen und blauen Calico's schenkte.

Ich erfuhr hier nun, dass die Eingeborenen der Gegend, welche sich selbst Shangans nennen, seit unvordenklichen Zeiten Kupfer entlang den beiden Ufern des Sabi gearbeitet hätten, bis vor etwa 60 Jahren die Zulus unter Gungunjana eingebrochen seien und sich zu Herren des Landes gemacht hätten. Der habe ihnen alles Kupfer, das Sie besessen hätten, weggenommen, und seitdem sei der Betrieb eingestellt.

„Kannst du mir nicht etwas von eurem Kupfer zeigen?"

„Hier diesen Armring habe ich selbst angefertigt."

„Woher habt ihr denn die Bearbeitung des Kupfers gelernt, wer hat euch das beigebracht?"

„Das haben wir von unseren Vätern gelernt, und die haben es wieder von ihren Vätern."

„Weisst du irgend etwas von hellen Leuten, welche hier vor langen, langen Zeiten gewesen sind und zuerst das Kupfer bearbeitet haben? Ihr nennt das Land dort drüben Gaza-Land. Weisst du woher die Gazaleute ursprünglich gekommen sind?"

„Nein, das weiss ich nicht. Wohl aber ist mir bekannt, dass die alten Leute in den steinernen Häusern (simbabwe) gewohnt haben, von denen nicht weit von hier, bei Mrs. Webster's Farm, noch Reste sind."

Diese Mitteilung war immerhin interessant. Ich habe diesen Ruinen hernach einen flüchtigen Besuch abgestattet und fand, was mir schon Mrs. Moodie mitgeteilt hatte, dass sie ganz im Stil der von Bent erforschten Ruinen angelegt sind.

Ich fragte nun: „Willst du mir deinen Sohn nicht mitgeben, um mir die Stellen zu zeigen, wo ihr früher Kupfer aus der Erde herausgegraben habt. Ich werde ihm ein hübsches Geschenk dafür geben. Ich möchte aber ausserdem auch, dass mir dein Sohn das Gestein zeigt, in welchem noch kein Kupfer gearbeitet worden ist, wo ihr es aber finden würdet, wenn ihr wolltet."

„Das will ich gern thun. Mein Sohn kann dir alles zeigen, wenn du ihn mit zum Sabi nehmen willst."

Damit war der Zweck meines Besuches erreicht, und wir kletterten wieder zu unserem Lager empor. Es kam nun noch darauf an, etwa 30 Träger zu gewinnen, um mein Lager in's Sabithal verlegen zu können.



Blöcker kommt mit Jagdbeute.

Das Sabithal.

Diese Aufgabe gelang mir mit Hülfe Kleinboys am folgenden Tage, und am Sonntag den 5. Mai war ich infolgedessen in der angenehmen Lage, mit Pack und Sack zu De Closs' Camp, das etwa 15 Meilen entfernt war, abziehen zu können.

Der Abstieg ist sehr steil und war noch erschwert durch hohes Gras, durch welches wir vom Injambaba-Kraal aus etwa $^3/_4$ Stunden lang zu schreiten hatten. Hier schon fand ein Formationswechsel statt, indem wir aus Sandstein in krystallinischen Schiefer hineingerieten. Sobald der Schiefer begann, fand ich auch eine Menge von grün, blau und rot gefärbten Quarzstücken, welche das Vorhandensein von Kupfer bewiesen.

Der Abfall findet in zwei mächtigen Terrassen statt. Der Weg folgte im Wesentlichen dem Injambaba-Fluss, den wir einige Male zu überschreiten hatten. Es ist eine echte „kloof", durch welche wir ziehen, nicht ohne pittoreske Schönheit. Gegen zwei Uhr nachmittags verliessen wir die Schlucht und traten in die eigentliche Sabi-Ebene ein. Wir bogen rechts um den Vorsprung des Terrassenabfalles gegen Norden und befanden uns alsbald in den Maisfeldern von Mfundi's, wo ich etwa $^3/_4$3 Uhr das kleine Zelt von De Closs unter einem mächtigen, Schatten spendenden Baum wahrnahm. De Closs lagerte etwa 2200 Fuss hoch und war sehr überrascht, mich ankommen zu sehen.

AlteKupferwerke.

Nachdem ich mich durch einen Imbiss erfrischt hatte, erstieg ich mit De Closs den Hügelrücken östlich von unserm Lager, an dessen Fuss wir uns befanden, und nahm zum ersten Mal die grossartige Kette alter Kupferwerke in Augenschein, welche mich auf's Äusserste überraschte. In mehreren parallelen Reihen zog sich die Grubenkette im Wesentlichen in nordsüdlicher Richtung am Bergabhang entlang. Augenscheinlich waren die Arbeiten von sehr verschiedenem Alter. Während die obere Kette völlig zerfallen und verschüttet war, befanden sich unterhalb Schächte und Tunnels, welche nach dem Umfang der in ihnen emporgewachsenen Bäume etwa nur 80 Jahre alt sein mochten. Überall fanden wir grosse Haufen grün und rötlich gefärbter Erze, sogenannte „tailings", hier und da auch noch ein primitives Werkzeug. Wir verfolgten diese Arbeiten an diesem Nachmittag etwa $1^1/_2$ Meilen weit; so ungefähr wird den Angehörigen späterer Geschichtsepochen zu Mute sein, welche vielleicht über die Ruinen von Witwatersrand hinschreiten. Sehr befriedigt von diesem ersten Eindruck, kehrte ich gegen Sonnenuntergang zu den Zelten zurück, wo zu meiner Überraschung alsbald auch Herr Blöcker eintraf, mit Trägern, welche er der Liebenswürdigkeit von Mrs. Moodie verdankte.

Herr Blöcker brachte, wie das seine Gewohnheit war, Wild für die Küche mit: Perlhühner und auch eine kleine Antilope, welche er geschossen hatte. Er ist einer der eifrigsten Jäger Südafrikas, was zur Folge hatte, dass, wenn er sich bei meinen Expeditionen befand, ich mich selbst nur wenig des edlen Jagdsportes befleissigte. Infolgedessen findet der Leser in dieser Darstellung auch nur wenig Jagderlebnisse. Zur Kennzeichnung der durchreisten Gebiete möchte ich jedoch Folgendes mitteilen:

Jagd in Südafrika.

Die Jagd zwischen Zambesi und Sabi leidet naturgemäss unter dem Eindringen der weissen Rasse. Da, wo dauernde Niederlassungen von Europäern entstehen, zieht sich das grosse Wild alsbald zurück, das andere Wild aber wird sehr schnell ausgerottet. Elephant und Rhinoceros lieben die Nachbarschaft des Europäers nicht, geschweige denn Giraffen. Aber auch das Elenn und die grösseren Böcke verschwinden in der



Löwenjagd.



Regel alsbald. Die kleinen Antilopen und Hasen treiben sich dagegen um die Mais- und Hirsefelder herum, ebenso wie Perlhühner, Francoline und Tauben. Aber, wie gesagt, der hungrige Magen des Weissen räumt gar schnell unter ihnen auf. Ich fürchte, dass auch die sehr verständigen Schongesetze der South Africa Co. diesen Niedergang nicht endgiltig aufhalten werden. Denn „der Himmel ist hoch und der Zar ist weit", und in der Wildnis gebietet der Hunger und nicht das europäische Gesetz.

Trotz dieses allgemeinen Grundzuges der jagdlichen Verhältnisse zwischen Zambesi und Sabi steht die Jagd in einzelnen Teilen dieses Gebietes noch auf der vollen Höhe ihres ehemaligen Glanzes. Noch wimmelt der Zambesi von Flusspferden und Krokodilen, noch wechseln das Elenn, der Wasser-, Busch-, Sumpf- und Springbock und andere Antilopenarten über den Muïra, und noch stehen in den entlegeneren Plätzen des Zambesithales Herden von Elefanten, Büffeln und Rhinoceros. Überall aber kann man die Spuren von Zebras oder Quaggas wahrnehmen. Der Reichtum an Geflügelwild am Zambesi, besonders auch am Rufumbo-See gegenüber unserer Mitonda-Station ist einfach kolossal. Perlhühner, Tauben, Francoline (genannt Rebhühner oder Fasane), Enten, Gänse, Wasserhühner, Schnepfen, Kraniche, Reiher, Störche, Flamingos, Pelikane tummelten sich zu Tausenden und Abertausenden an den Bänken und auf den Inseln des gewaltigen Stromes. Hier ist also heute noch ein unerschöpfliches Jagdrevier vorhanden. Ganz dasselbe gilt von den Waldregionen des südlichen Macombe-Landes und vom Pungwe. Auch hier ist noch hohe afrikanische Jagd. Auch in der Revuë-Ebene östlich von Manicaland findet der Jäger auf grosses Wild noch edlen Sport.

Die grossen Katzen, Löwen und Leoparden, sowie Hyänen und Schakale sind äusserst zahlreich auf dem ganzen in Frage stehenden Gebiet, und bei dem Zurückgang ihres eigentlichen Jagdwildes werfen sie sich auf die Rinder- und Schafherden der Weissen, ja direkt auf Menschenfang. Sie werden „man eating" und wandeln sich im Zusammenhang mit diesen neuen Lebensbedingungen von Nacht- in Tagtiere um. Das nun

macht das Reiseleben in diesen Ländern ein gut Stück ungemütlicher. Im Sommer 1899 wurden zwei Beamte der Mashonaland-Eisenbahn bei Tag von Löwen aus ihren Zimmern geholt. Mr. Browne, ein Prospektor, der am Sabi gearbeitet hatte, wurde 1895, ebenfalls bei hellem Tage, auf dem Melsetter-Plateau aus seinem Zelte geraubt und verspeist.

Ich hatte ein Erlebnis am 18. September 1900, welches im Zusammenhang dieser Ausführung vielleicht von Interesse sein mag.

Ich sass um 6 Uhr morgens an genanntem Tage in unserem Lager an der Lupata-Enge mit Blöcker, Mr. Thompson und einigen anderen Herren beim Frühstück, als plötzlich atemlos einige Neger vom benachbarten Kraal von Merula angestürzt kamen, mit der Meldung, dass drei Löwen in der Nacht in ihr Kraal gedrungen seien, einen Schwarzen, und, was schlimmer, mehrere Schweine niedergeschlagen hätten. „Kommt doch sofort. Die Löwen sitzen jetzt in einem dicken Busch zwischen unserem Dorf und dem Fluss."

Blöcker und ich nahmen unsere Büchsen und, begleitet von zwei anderen Herren, welche indess keine Waffen führten, von denen aber Einer meine Patronen trug, machten wir uns sofort auf den Weg zu dem Kraal, welches etwa $1^1/_2$ Meilen von unserem Lager entfernt lag. Hier war grosse Aufregung. Die Schwarzen liefen, laut redend und gesticulierend, durcheinander. Uns wurde das Gestrüpp gezeigt, in welchem die Bestien liegen sollten. Dies Gestrüpp setzte etwa 30 Schritt von dem erhöht liegenden Dorf ein und reichte bis an den Zambesi. Es mochte 25 Schritt, vom Dorf aus gesehen, breit sein. Die Entfernung vom Fluss von unserem Standort aus betrug etwa 120 Schritt. Links vom Gestrüpp, flussaufwärts etwa 30 Schritt entfernt, war ein grosser Baum. Neben ihm nahm ich Aufstellung. Flussabwärts an der rechten Seite des Dickicht, stellte sich Blöcker auf, so dass wir uns nicht sehen konnten, was ein Fehler in meiner Disposition war, denn damit konnten wir uns im Notfall auch nicht helfen.

Nun trieben die Schwarzen mit Flintenschüssen und wüstem Geschrei von der mir entgegengesetzten Seite auf das Gestrüpp ein.



Leopardenjagd.



Plötzlich wird es in demselben lebendig. Ein zorniges Gebrüll schallt daraus hervor, und mit einem Mal erscheint — nicht drei — sondern ein prächtiger Löwe an meiner Seite, der mit schnellen Galoppsprüngen halbrechts an dem Baum vorbei will, neben dem ich stehe. Ich feuere, und fehle. Ich denke, den zweiten Schuss aus meiner Doppelbüchse will ich ihm versetzen, wenn er an meinem Baum vorbei ist. Aber er geht nicht an meinem Baum vorbei. Sondern, so wie ich feuere, ändert er die Richtung und kommt, mit der Geschwindigkeit eines Schnellzuges direkt auf mich zu. Im Nu ist er am Baum; vier Schwarze sind im Augenblick niedergeschlagen von Hieben seiner Pranken. Dann springt er auf den Mann unmittelbar neben mir, den er zu Boden reisst, dem er seine Pranken in den Bauch, sein Gebiss in die Schultern setzt, ihn mit zornigem Gebrüll schüttelnd. Ich springe zwei Schritt zur Seite, und stehe nun drei Schritt von ihm. Aus dieser Entfernung sende ich ihm meine Kugel durch die Rippe, etwas zu hoch, um den Mann unter ihm nicht zu treffen, doch nicht hoch genug, um das Rückgrat zu zerschmettern. Sofort lässt der Löwe sein Opfer fallen, und einen Augenblick stehen wir Auge in Auge. Ich sehe in dieser Sekunde den Mann mit meinen Patronen dem Dorf zu fortlaufen und wende meine Büchse, um mit dem Kolben für mein Leben zu kämpfen. Da bricht der Löwe zusammen und kriecht in das mehr als 12 Fuss lange Gras, im Enteilen noch Cuntete durch einen Prankenschlag den oberen Teil seiner linken Lende ausreissend.

Weg war er; sein Kadaver wurde später am Rand der Berge, denen er zustrebte, gefunden.

Unsere Verwundeten liess ich sämtlich in unser Lager schaffen, und mit Aufopferung eines grossen Teiles unserer Verbandstoffe haben wir sie alle gerettet.

Mir soll noch Einer sagen, Löwenjagd sei nicht gefährlich. Als ich im Lager zurück war, fand ich ein Wasserglas voll Rotwein für meine „angeregten" Nerven, durchaus nicht unwillkommen.

Ein anderes ähnliches Jagderlebnis hatten Blöcker und ich etwa einen Monat später am Muïra-Fluss. Wir sassen bei etwa 45° C. nachmittags gegen $5^1/_2$ Uhr in unserem

Lager, als unsere Boys vom Wasserloch im trockenen Muïrathal angelaufen kamen und meldeten, ein Injarukua (Leopard) lauere ihnen auf. Blöcker hatte seine Büchse zur Hand. Ich selbst rief meinem Diener zu, mir die meine nachzutragen, und wir liefen zu dem bewussten Loch, etwa 3 Minuten von unserem Lager entfernt. „Da ist er", sagt Blöcker, und im selben Augenblick knallt seine Büchse. Ich hatte das Tier gar nicht gesehen.

Wir gingen näher und fanden einen Strahl „Schweiss"; die Spur führte rückwärts. Es ist äusserst gefährlich, einem frisch angeschossenen Leoparden direkt in hohes Gras zu folgen, und, da es auf Sonnenuntergang ging, verschob ich die Verfolgung bis zum Morgen. Am nächsten Morgen bald nach Sechs fanden wir den Leoparden etwa dreissig Schritt vom Wasserloch tot. Blöcker's Espansionsgeschoss hatte ihm Magen und Gedärme zerrissen.

Ich finde, auch die Krokodile und Flusspferde im Zambesi werden jedes Jahr zudringlicher. Uns wurden im Sommer 1901 zwei Boys, welche sich wuschen, durch Krokodile fortgenommen. Das Krokodil schlug sie vom Ufer mit einem Schlag in's Wasser, packte sie und zog mit seiner Beute zu einer benachbarten Insel im Zambesi, wo sie verspeist wurden. Thomson, der am Ufer stand, konnte die Körper deutlich dicht unter der Oberfläche des Wassers verfolgen. Das Krokodil kommt auch wohl an's Land, liegt wie tot im Schatten eines Gestrüpps, und plötzlich, wenn ein Opfer nahe genug kommt, raschelt es vorwärts und sucht dasselbe am Bein in den Strom zu zerren. Ich sah eine solche Bestie im November 1900 bei einem einsamen Sonntag-Morgenspaziergang, etwa 10 Minuten unterhalb Mitonda, wo der Pfad durch einen vorspringenden Hügel dicht an den Fluss gedrängt wird. Scheinbar schlief sie. Da ich leider meine Büchse zu Hause gelassen hatte, zog ich es trotzdem vor, die Wege-Enge nicht zu passieren, sondern kehrte schleunigst um, meine Büchse zu holen. Als ich zurückkam, hatte das gute Krokodil es augenscheinlich auch vorgezogen, in den Zambesi zurückzugehen, und somit blieb unsere Bekanntschaft rein platonisch.

Die Flusspferde im Zambesi haben in der letzten Zeit

die unbequeme Liebhaberei angenommen, harmlose Canoes zu attackieren und umzuwerfen. Augenscheinlich ist ihnen der Zusammenhang zwischen Boot und Expansionsgeschossen aufgedämmert, und sie betrachten Boote jetzt als geborene „Erbfeinde". Im letzten Jahr fanden wiederholt derartige Zusammentreffen zwischen Flusspferden und harmlosen Canoes statt. Ich persönlich schiesse nur ungern aus schwankenden Canoes auf Flusspferde, rotte jedoch das Zambesi-Flusspferd systematisch aus, weil es für die Anpflanzungen entlang den Flussbänken so ausserordentlich schädlich ist. Eine ähnliche Erwägung regelt auch meine Beziehung zu den Affen, von denen alle Felsen am Zambesi und überhaupt das ganze beschriebene Gebiet wimmeln. Besonders stark sind die Affen an der Lupata-Enge vertreten, aber auch bei Injaka-Fura, in Nhani, in Inyanga, am Mudza, wie am Sabi, überall wohnen sie in grossen Mengen, sowohl Paviane wie Hundsaffen.

Am Sabi, so war uns gesagt, rieche es nach Löwen und Leoparden. Ich war gewarnt, meinen Hund nicht mitzunehmen, der sicherlich geholt werde. Wir haben von Löwen gar nichts, von Leoparden nur Spuren gesehen. Dagegen stattete mir eine Nacht eine Hyäne einen Besuch mitten in meinem Zelt ab, wohin sie der Bratengeruch unseres Abendessens gelockt hatte. Sie machte sich indes schleunigst aus dem Staube, als ich Lärm schlug.

Am Sabi ist hübsche Geflügeljagd an Perlhühnern, Tauben und Rebhühnern; auch schoss Blöcker mehrere Böcke. Jedoch hatten wir viel zu viel sonstige Arbeit, um der Jagd auch nur einen ganzen Tag widmen zu können. Denn es lag mir nicht nur daran, die Ausdehnung der alten Kupferwerke im Grossen und Ganzen festzulegen, sondern auch durch Bearbeitung mit Dynamit zu einem klaren Urteil über die Qualität zu gelangen.

Arbeit am Sabi.

Zunächst hiess es, einen Überschlag über die ungefähre Ausdehnung der Zone alter Kupferarbeiten zu gewinnen. Aus Mitteilungen von Mr. Myburgh in Umtali, sowie aus einer Eintragung im Minenamt daselbst wusste ich, dass der Gürtel bis mindestens 8 Meilen nördlich von dem Punkt reiche, auf welchem wir uns befanden. Infolgedessen brachen wir

am frühen Morgen des 6. Mai in südlicher Richtung auf: Blöcker, De Closs und ich unter Führung von Kleinboy und dem Sohne meines Freundes Schlatin von Injambaba. Leider erkrankte De Closs alsbald und musste in's Lager zurückgebracht werden.

Wir marschierten durch üppige Felder und einige reinliche Dörfer der Eingeborenen in lachendem Sonnenschein dahin. Der Randabfall blieb links von uns liegen. Zur Rechten in einiger Entfernung wurde von Zeit zu Zeit der Flusswald des Sabi sichtbar. Etwa drei Meilen führte uns der Fusspfad durch Ansiedlungen, dann verliessen wir ihn, um uns halblinks zu wenden, auf den Fuss der Bergumrandung zu. Dieser Bergabfall, von der Steppe aus angesehen, nimmt sich sehr stattlich, stellenweise geradezu imposant aus.

Wir hatten zu seinem Fuss etwa $1^1/_2$ Meilen durch leidlich offenen Busch zu marschieren. Plötzlich öffnet sich das Dickicht, und vor uns liegt ein reizendes Landschaftsstück. Eine Quelle sprudelt aus dem Boden, ein kleines Teichlein bildend. Ich tauche die Hand in das Wasser, ziehe sie indes schnell zurück, denn das Wasser ist ausserordentlich heiss; ausserdem ist es stark schwefelhaltig. Wir haben eine heisse Schwefelquelle entdeckt. Die Eingeborenen erzählten mir, dass, wenn ein Huhn hineinfalle, es gekocht werde. Ich kann hinzufügen, dass alles Wasser in diesem Thal des oberen Sabi mehr oder weniger schwefelhaltig ist, sodass es sich für Expeditionen oder Haushaltungen empfiehlt, Destillierapparate mitzunehmen, wofern sie sich nicht direkt am Rand des Sabi niederlassen.

Um die Quelle herum, wie schon vorher in der Steppe, fanden wir Mengen von grün oder lila gefärbten Steinen, welche Spuren von Kupfer aufwiesen. Ich nahm an, dass es sich hier um ein Kupfererz mit Schwefelverbindung handle, was wir auch später bestätigt fanden.

Wir stiegen nun bergan und stiessen nach einem Marsch von einer weiteren Meile auf eine Kette alter Arbeiten, welche sich, wie die gestern besuchten, in wesentlich nordsüdlicher Richtung am Abhang entlang zogen. Augenscheinlich hatten wir nur die Fortsetzung der oberen Arbeiten vor

uns. Interessant war uns, hier auch Spuren moderner Prospektierungsarbeiten wahrzunehmen, ja europäische Werkzeuge in einem Loch zu finden. Das Rätsel klärte sich auf, als wir nach einer halben Stunde den südlichen Grenzpfahl des vorerwähnten Mr. Browne fanden. Wir waren hier also auf dem von ihm prospektierten Grund, welchen ich später, da er seit Jahren abandoniert war, für mich habe registrieren lassen. Wie meine Leser sich erinnern, war der arme Mr. Browne auf dem Wege zum Minenamt in Umtali zum Zwecke der Registrierung dieses Besitzes in Melsetter von einem Löwen getötet worden, und die Sache war damit aufgegeben. Da Mrs. Moodie mir gesagt hatte, dass ihr verstorbener Mann, ein Sachverständiger in Kupfer, die Proben Browne's gesehen, und sie für abbaufähig befunden hatte, war uns hier ein gut Stück Prospektierungsarbeit gewissermassen unverdient in den Schoss gefallen. Nachdem wir den ungefähren Umfang des Browne'schen Grundes festgestellt hatten, dessen genauere Erforschung wir uns vorbehielten, stiegen Blöcker und ich mit unserem schwarzen Gefolge von neuem in die Steppe und zogen sechs weitere Meilen in südlicher Richtung.

Durchaus blieb das Kupfer andeutende, grün gefärbte Geröll vorherrschend. Gegen Mittag überschritten wir das trockene Flussthal des Injambaba und stiegen noch einmal den Abhang hinauf. Hier fanden wir zwar keine alten Arbeiten, aber genau dasselbe quarzitische Reef im Schiefer, an dem entlang die alten Kupferarbeiten oberhalb sich befinden, und aus welchem, wie Schlatin's Sohn mir sagte, wir Kupfer gewinnen könnten, wenn wir einen Schacht hineintreiben wollten. Weiter südlich, sagte er, seien wieder alte Arbeiten. Wir hatten damit den Gürtel der alten Werke auf mindestens 20 Meilen bestimmt. Aber es ist sicher, dass er sich, nach Norden wie nach Süden, weit über diese Zone hinaus erstreckt. Zufrieden mit dem Ergebnis unserer Arbeit, nahmen wir unser Frühstück ein, unter einem mächtigen Baobab-Baum, von wo aus wir einen herrlichen Überblick über den Silberfaden des Sabi hatten, welcher sich von Norden nach Süden hinzog, um sich am südlichen Ende unseres Schieferabhanges in weitem Bogen gegen Osten zu wenden.

Nachdem wir eine Anzahl Proben gesammelt hatten, zogen wir zu unserem Lager zurück, wo wir gegen Sonnenuntergang ermüdet, aber in vergnügter Stimmung eintrafen.

Das Leben am Sabi war für uns besonders angenehm, weil wir abends wieder im Freien sitzen konnten, nach den kalten Abenden auf dem Melsetter-Plateau ein doppelter Genuss. Die Verpflegung war ausgezeichnet, da wir stets Wild und Eier hatten, auch Mehl und Kartoffeln reichlich vorhanden war. Dazu kam, dass Mrs. Moodie uns regelmässig frische Butter schickte. Die Eingeborenen verkauften uns Hühner, Honig und erquickendes, Durst löschendes Bier. Einen kleinen Vorrat Whisky hatten wir bei uns. Was wollten wir mehr? Wie auf allen meinen afrikanischen Expeditionen kontrollierte ich unseren Koch stets persönlich, um einer schmackhaften und reinlichen Küche sicher zu sein.

Am 7. Mai begannen Blöcker und ich mit der genaueren Erforschung der alten Werke oberhalb unseres Lagers. Wie ich schon erwähnte, bestehen sie aus mehreren parallelen, nordsüdlich fortlaufenden Ketten von alten Gruben, teilweise verfallen, zum Teil aber noch sehr gut erhalten. Hier und da bemerkten wir, dass die alten Minenleute eine Art von Seiten-Tunnels von der Grube aus getrieben hatten. An anderen Stellen war das Erz unterhalb des quarzitischen Reefs immer diesem folgend von der Oberfläche her herausgenommen.

Die Eingeborenen nennen Kupfer Masuk und unterscheiden es genau von Gold, Delama oder Derama. Mir lag vor Allem daran, festzustellen, aus welchem Stoff die Shangans selbst ihr Kupfer herausgeschmolzen hatten.

Wir begannen demnach, einen der vorgefundenen Tunnels durch Dynamit zu erweitern und zu vertiefen, um an die eigentliche Kupferader zu gelangen.

Ich brauche diese Arbeiten im Einzelnen hier nicht zu beschreiben, da dies für den nicht fachmännischen Leser kaum von Interesse sein dürfte. Was wir feststellten, war im Wesentlichen Folgendes: Das quarzitische Reef, im Schiefer gelegen, strich oberhalb unseres Lagers 20° Ost von Nord, bei Browne's ehemaligem Grundstücke aber 70° Ost von Nord. Das

Fallen ist 36⁰ gegen Osten. Das Hängende ist Quarzit, gemischt mit Schiefer und voll von Eisen (Hämatit). Das Liegende ist ebenfalls ein Quarzit, der stark blau und grün gefärbt ist. Dazwischen liegt eine dunkelblau schillernde Ader, an der Oberfläche durchsetzt mit Schiefer, aus welcher die Eingeborenen ihr Kupfer gewannen, das augenscheinlich Kupferglanz ist. Der Quarzit enthält freies Gold in kleinen Quantitäten. Das darüber liegende Eisen tritt an manchen Stellen fast als reines Metall auf. Wie gesagt, liegt diese ganze Einsprengung in phylitischem Schiefer, welcher den ganzen Westabfall des Melsetter-Plateaus gegen den Sabi ausfüllt.

Dass wir den Stoff entdeckt hatten, aus welchem die Eingeborenen und sicherlich auch die antiken Minenleute das Kupfer herausschmolzen, stellte ich durch mehrere Verhöre mit Kleinboy, dem Sohne Shlatin's, sowie anderen Shangans fest, indem ich ihnen zunächst eine Reihe von anderen Gesteinproben zeigte, die sie lachend ablehnten, bis wir zu dem bläulich schillernden Kern kamen, den sie mit grunzendem „eh, eh", acceptierten. Wir waren auch in der Lage, durch mehrere einfache Prüfungsverfahren an Ort und Stelle das Vorhandensein von Kupfer nachzuweisen, hatten indes leider nicht die Säuren bei uns, welche eine genaue Analyse möglich gemacht haben würden. Auch hatte ich nicht genügend Zeit zu tiefergehenden Prospektierungsarbeiten. Ich musste mich demnach leider auf einen allgemeinen Überblick über die Sabi-Kupferformation beschränken.

Indes erschien alles das, was wir feststellen konnten, uns Dreien so ermutigend, dass ich beschloss, 120 Claims des von uns bearbeiteten Grundes, welcher durchweg durch die alten Arbeiten gekennzeichnet war, für uns auszuheben und in Umtali registrieren zu lassen. Hieran haben wir in der folgenden Woche am Sabi unausgesetzt gearbeitet. Wir nahmen 80 Claims über unserem Lager, und 40 Claims auf dem vom verstorbenen Mr. Browne bearbeiteten Besitz, welche ich hernach als die „Marie Louise" und „Klara" in Umtali habe eintragen lassen. Eine genauere technische Bearbeitung würde natürlich Monate und eine ganz andere Ausrüstung erfordern, als sie mir im Mai 1901 zur Verfügung standen,

da mich dringende Geschäfte unmittelbar nach Manicaland zurückriefen.

Das Sabithal.

Das Sabithal, in welchem wir lagerten, ist sehr geeignet zu Plantagenunternehmungen aller Art. Der Boden scheint ausserordentlich fruchtbar zu sein. Ich habe selten üppigere Hirse- und Maisfelder gesehen. Baumwolle fanden wir wiederholt in wildem Zustand, und der Boden bringt vorzüglichen Kaffee. Hier könnten Europäer sicherlich alle Kulturen der Tropenwelt betreiben, da die verschiedenen Höhenlagen von 2000 Fuss aufwärts übereinander gegeben sind. Hier wächst Zucker, Kaffee, Thee, Kakao und Vanille. Nur müsste sich der Farmer an die Wasserläufe halten. Das Klima wird im Sommer zwar heiss sein, ist jedoch stets gemässigt. Der Sabi ist mit einigen Unterbrechungen schiffbar bis zur Küste (etwa 175 Meilen). Hier befinden wir uns auf der Hochstrasse, auf welcher die Sabäer auf die Plateaus von Mashonaland gezogen sind, von welcher Epoche die Ruinenkette am Sabi und Lundi bis nach Simbabwe in Viktoria noch heute Kunde gibt.

Dieses ganze Gebiet trägt den Namen Ghazaland, ebenfalls eine Erinnerung an die semitische Epoche der südafrikanischen Geschichte. Die Eingeborenen nannten sich Shangans und haben fast den Typus von Hindus. Sie sind anerkannt gute Minenarbeiter; gehören sie doch selbst zu einem uralten Minenvolk. Auch sind sie anstellig und gewandt, sind aber in ihrem eigenen Lande schwer zum Arbeiten zu bewegen.

Arbeiterfrage.

Als sie unter dem Schreckensregiment von Gungunjana standen, da war es anders. Der Neger hat den Zwang nötig, um etwas zu leisten. Gungunjana war ein geborener Herrscher über Schwarze, welche er nicht mit Ruthen oder Skorpionen, sondern mit Feuer und Schwert züchtigte. Dafür bewiesen ihm seine Landeskinder eine geradezu abgött'sche Verehrung. Was mehr ist, sie entwickelten sich zu dem besten Arbeitermaterial, welches es in Südafrika gibt. Dann wurde Gungunjana gefangen und nach Lissabon geschafft. Da war es mit der Negerherrlichkeit zu Ende. Heute, unter europäischer Herrschaft, wo jeder Schwarze gleich ist vor dem

Gesetz, haben die einheimischen Häuptlinge jeden Einfluss über ihre Leute verloren. Über die weissen Ansiedler, die ebenfalls denselben Gesetzen, wie sie selbst unterstehen, aber lachen sie. Ein Schwarzer in Melsetter hat den Weissen völlig in seiner Hand, solange es nicht ein weisser Beamter ist. Er kann ihn belügen, beleidigen, ja bestehlen. Der Weisse hat demgegenüber nur das Recht der gerichtlichen Klage. Dazu muss er nach Melsetter und persönlich Zeugnis ablegen, was ihm Tage von Arbeit nimmt. Züchtigt er persönlich einen seiner Leute, so wird er bestraft, zunächst mit Geldbussen, dann mit Gefängnis. Der Schwarze weiss dies Alles und spekuliert damit. So sind die Melsetter Farmer dem Ruin überliefert. Arbeiter bekommen sie entweder gar nicht, oder aber dieselben reissen aus, wenn sie am nötigsten sind, z. B. gerade im Augenblick vor einer Ernte. Das europäische Gesetz kennt nämlich auch kaum eine Strafe, die den Schwarzen wirklich berührt. Also, selbst wenn der Farmer das grosse Opfer bringt, nach dem fernen Melsetter oder gar Umtali zu ziehen, um einen Schwarzen zu verklagen, kann er diesen nicht zu einer dem Neger imponierenden Bestrafung bringen. Gungunjana liess ihnen die Köpfe oder wenigstens Hände und Füsse oder andere Körperteile abschneiden. Das war roh und unserem Gefühl durchaus widersprechend. Aber so sehr es europäisches Gefühl mit Recht anekelt, es hatte die eine gute Rückwirkung, diese Stämme arbeitsam und gehorsam zu machen. Heute haben wir die Gefängnisstrafe. Die Gefangenen erhalten regelmässige Verpflegung, sogar einmal in der Woche Fleisch, gute Behausung und Bekleidung. Sie leben im Gefängnis weit über das Mass ihrer gewöhnlichen Lebensführung und lieben es infolgedessen.

Was Gefängnisstrafe für den Neger ist, mag folgender Vorgang darthun, der im Frühling 1901 in Umtali stattfand. Ein Schwarzer hatte sechs Monate Gefängnis abgesessen. Als er nach Verbüssung der „Strafzeit" entlassen werden sollte, fiel er vor dem Gefängniswärter in die Knie, fing an zu heulen, und fragte, was er gethan habe, dass man ihn an die Luft setze.

Der Mann betrachtete das Gefängnis als eine Art Sommerfrische und hoffte, dass man ihn für den Rest seines Lebens dort gemütlich weiter verpflegen werde. Die Mehrzahl seiner Landsleute ist derselben Meinung.

Dieser Vorgang redet Bände zur Behandlung der schwarzen Arbeiterfrage in Europa, über welche nur Leute mitreden sollten, die Afrika mit seinen Erfordernissen durch Augenschein kennen. Wenn man das Gerede in Europa über die afrikanische Arbeiterfrage liest, kann man sich in der Regel eines gewissen Hohngefühls nicht erwehren. Es ist ungemein billig, in Berlin oder in London Leitartikel über die Behandlung des Negers zu schreiben, allerlei theoretische Schlagworte, die man der Lektüre von „Onkel Tom's Hütte" entnommen hat, zusammenzutragen! Man kennt den Neger aus Augenschein nicht; praktisch wird man von der ganzen Frage nicht betroffen. Also! Flott darauf los mit dem hergebrachten Phrasengewäsche! Anders sieht sich die Sache an, wenn man in Afrika selbst eine Expedition führen muss, oder eine Familie durch Feldarbeit zu ernähren hat, oder aber eine Mine mit schwarzer Arbeit zahlbar machen will. Da gewinnt die Angelegenheit sofort eine sehr ernste Bedeutung, ja in vielen Fällen wird sie zur Lebensfrage für den Betreffenden. Nur solche Leute können praktisch hier mitreden.

Nun braucht man in Europa auch nicht anzunehmen, dass diese Elemente an sich brutaler oder egoistischer seien, als die Herren, welche Jahr aus, Jahr ein auf der Friedrichstrasse oder in Piccadilly herumspazieren. Ich habe keinerlei Unterschied in der Herzensgüte des Afrikandertums gegenüber den Europäern wahrzunehmen vermocht. Wenn jenes trotzdem energischere Massregeln für die Behandlung des Schwarzen vorschlägt, so liegt dies also wohl nur daran, dass es durch persönliche Anschauung ein anderes, also richtigeres Urteil sich gebildet hat.

Der Schwarze hat durch die europäische Besitzergreifung zwei Dinge gewonnen, welche er früher nicht kannte: Sicherheit von Leben und Eigentum. Es ist recht und billig, dass er hiefür bezahle. In Deutschland zahlen wir für den

staatlichen Schutz mit Steuern und zwangsweisem Militärdienst. Kein Mensch bei uns erklärt dies für inhuman und brutal.

Der Neger nimmt diese Güter an, denkt aber gar nicht daran, freiwillig eine Gegenleistung irgendwelcher Art dafür zu liefern.

Der Weisse gibt ihm Rechtsschutz; der Weisse baut Strassen und Eisenbahnen, welche der Schwarze mit benutzt. Der Herr Neger, sowohl in Rhodesia, wie in Portugiesisch-Manica sitzt dabei und sieht zu. Wenn man weiss, wie leistungsfähig er ist, wo er zur Arbeit gezwungen wird, will man es da rechtfertigen, wenn man ihn aus völlig ungerechtfertigten theoretischen Erwägungen der christlichen Kulturwelt von Algoa Bay bis zur Grossen Syrte in die Stufe eines faulen und arroganten Lümmels zurückfallen lässt? Wenn Europa dies will, so wäre es besser für die Negerwelt gewesen, man hätte sie ihren Gungunjanas, Mirambos, Mtesas und Abdullahis überlassen, welche wenigstens ein Quantum wirtschaftlich nützlicher Arbeit aus ihr erzielten. Was aber den weissen Ansiedler anbetrifft, so kann ich ihm nur raten, den schwarzen Weltteil baldmöglichst mit irgend einem anderen Teil unseres Planeten zu vertauschen, solange die heute bestehenden Anschauungen und Gesetze über die Behandlung der Negerwelt in Kraft sind. Der Farmer kann sicherlich kein Geld in Afrika verdienen, ja, er ist nicht einmal seines Lebens sicher, solange das Gesetz den Neger als gleichberechtigten Staatsbürger anerkennt. Dies ist möglich vielleicht in Amerika, wo der Weisse den Grundstock der Bevölkerung bildet. Aber es ist verhängnisvoll in Afrika, wo der Neger nicht nur absolut die Mehrheit ausmacht, sondern wo die natürlichen Verhältnisse ihm allein auch die aus den europäischen Lebens-Verhältnissen folgende Bevölkerungs*zunahme* sichern.

Wenn ich sehe, dass der Farmer in Melsetter, der Kaffeepflanzer in Blantyre, der Minenbesitzer und Prospektor bei Umtali, der Getreidehändler in Inyanga ruiniert wird durch die bestehenden, von Exeter Hall aus kontrollierten Bestimmungen über die Behandlung der Schwarzen, so kann mich das Würgen an diesem Problem, welches die Chartered Company of South Africa betreibt, nur mit staunendem Bedauern

erfüllen. Sie führt Arbeiter aus Arabien, Abessynien und Somaliland ein. Vor Jahrtausenden zwangen Araber und Abessynier den Schwarzen von Südafrika, für sie die Goldminen dieses Teiles der Erde zu bearbeiten. Heute sollen diese Völker des Nordens die Roharbeit thun, damit der Schwarze Sicherheit von Leben und Eigentum im Genuss behaglicher Faulheit hat. Der Schwarze ist ein viel besserer Muskelarbeiter als der sensiblere Nordländer. Ausserdem ist die eingeführte Arbeit unverhältnissmässig teurer. Weshalb also da nicht den Schwarzen auf seiner eigenen natürlichen Basis behandeln, welche Gungunjana und Genossen so erfolgreich anwendeten! Weshalb nicht, mit den Modifikationen, welche unser modernes Gefühl erheischt, einen gesetzlichen Arbeiterzwang einführen? Die Chartered Co. würde nicht nur ihr eigenes Budget erheblich verbessern, sie würde auch vielen tausenden von Europäern die Möglichkeit des Fortkommens in ihren Gebieten verschaffen. Sie brauchte wahrscheinlich auch keine so ruinierenden Importzölle um Rhodesia herum aufzubauen, als wie diejenigen, welche heute dort erhoben werden.

Die Form solchen Arbeitszwanges kann beliebig gewählt werden. Entweder man kann die jährliche Kopfsteuer auf die Neger so hoch bemessen, dass er gezwungen ist, wenigstens mehrere Monate Arbeit zu nehmen, um sie zu verdienen. Dann muss man sie auf mindestens 5 Pfund Sterling oder 100 Mk. pro Person bemessen: eine hübsche Einnahme für den Staatsseckel. Oder aber, man kann es machen, wie die Buren, und verlangen, dass jeder männliche Neger, in einem gewissen Alter, ein sechsmonatliches „labour ticket“ beibringt, d. h. nachweist, er habe im verflossenen Jahr wenigstens 6 Monate gearbeitet bei einem Weissen. Kann er den Beweis nicht erbringen, so wird er zur gleichen Monatsanzahl Zwangsarbeit, im Wiederholungsfalle aber zu mehr, eingesperrt. Wieder eine hübsche Einnahme für die betreffende Regierung.

Mir erscheint das System als das Vorteilhafteste, dass der Neger nach Analogie der preussischen Wehrpflicht angehalten werde, sagen wir, 12 Jahre seines Lebens für die

Regierung zu arbeiten. Er soll in der Zeit seinen Unterhalt und Behausung, auch eine kleine Bezahlung, wie der preussische Soldat, sagen wir, etwa 2 Mk. den Monat, erhalten. Er soll seinen Sonntag haben; es soll ihm erlaubt sein, zu heiraten; er soll gerecht und human behandelt werden.

Die so gewonnene Arbeitskraft soll die Regierung dann an die Privatunternehmer in Kontrakt geben. Der Pflanzer kann ausser Verpflegung 6 Mk. per Monat für seinen Arbeiter zahlen, der Minenunternehmer 12—15 Mk. per Monat. Die Differenz zwischen den 2 Mk., welche die Regierung dem Neger zahlt, und dem, was sie für seine Arbeitskraft empfängt, wird in den meisten Fällen genügen, da, wo Selbstverwaltung der Weissen durchgeführt ist, die Aufwendungen für die staatliche Verwaltung zu decken. Anstatt dass, wie heute, der Europäer in Form von Zöllen, Steuern, licenses etc. das Ganze zu zahlen hätte, würde der Neger gezwungen, für die Vorteile, welche er geniesst, die Lasten zu tragen. Hierdurch also werden entlastet 1. die europäischen Staaten, welche, wie z. B. das Deutsche Reich ganz unverhältnissmässige Summen auf die Verwaltung ihrer afrikanischen Kolonien verwenden, 2. die weissen Ansiedler, welche wie z. B. in Rhodesia, durch das System der gegenwärtigen Besteuerung geradezu ruiniert werden. Es würden 3. auch die Neger selbst gewinnen, welche zu geordneten Menschen erzogen würden, und im übrigen sich immer noch 100% besser befinden, als unter ihren eigenen nationalen Herrschern. Afrika aber würde wirtschaftlich emporblühen, und anstatt wie heute, ein Abflussgebiet für europäisches Kapital, bald zu einer Quelle des Wohlstandes von Europa werden.

Ehe Europa derartige Massnahmen trifft, wird der direkt alberne Zustand bleiben, dass ein Erdteil, welcher von Gott wie keiner sonst zur Lieferung von Muskelarbeit an Andere ausgestattet ist, Muskelarbeit vom Ausland einführen muss.

Ich bin, wie kein anderer, ein Verehrer von David Livingstone und möchte seine Antisklaverei-Bewegung in Südafrika nicht rückgängig machen. Aber ich kann im Interesse der Negerwelt selbst nur tief beklagen, dass man sie einen Sprung machen liess, der eine Entwicklung von Jahrtausenden in der

europäischen Kulturwelt bedeutete, anstatt sie durch eine organische *staatliche* Erziehung in die neuen Anschauungen hinüberzuführen. Darunter leiden heute alle europäischen Ansiedler, darunter leidet die Erschliessung des schwarzen Weltteils und nicht am wenigsten das Negertum selbst.

Das System durchzuführen, hat keinerlei Schwierigkeiten. Da, wie meine Leser sehen, es auf der Gegenseitigkeit der Bezahlung mit Arbeit für geleisteten Staatsschutz beruht, ist es nur da angebracht, wo der einzelne Staat wirklich die Herrschaft in der Hand hat. Dort aber ist die Registrierung aller Neger schon für die Hütten- und Kopfsteuer erforderlich, und mit Hilfe einer gut organisierten schwarzen Polizei wird man den Arbeitszwang ebenso leicht durchführen können, wie bei uns die Wehrpflicht. Die Einrichtung wird um so wirkungsvoller für die schwarze Welt sein, wenn man, wie bei uns die Zivilversorgung, so in Afrika ähnliche Belohnungen an tadellos durchgeführte Dienstzeit anschliesst. Im besonderen empfiehlt sich in dieser Richtung die Verleihung von Farmen an besonders tüchtige und zuverlässige Arbeiter. Hierdurch wird man die wirtschaftliche Erschliessung Afrikas ausserordentlich fördern können.

Dagegen werden andrerseits internationale Ausmachungen zu treffen sein, um das Ausreissen der Arbeiter von einem Schutzgebiet in das andere zu verhindern, ähnlich wie bei europäischen Staaten Auslieferung von Deserteuren vereinbart wird. Erst dadurch wird Europa die Negerwelt fest in seine Hand bekommen. Auf diesem Wege wird eine wirkliche Erziehung des Schwarzen zur Arbeit erreicht werden. Im Hintergrunde all' dieser Massregeln soll selbstverständlich auch in Afrika als Ziel volle Freiheit des Individuums zur Kontraktarbeit stehen. Nur soll man im Schwarzen Erdteil nicht die Erziehungsarbeit von Jahrtausenden, welche die europäische Menschheit hat durchmachen müssen, um die Stufe der freien Kontraktarbeit zu erreichen, einfach überspringen wollen.

Dass man gegen meinen Vorschlag allerlei sachliche Einwendungen wird machen können, das nehme ich an. Aber wenn man mit dem abgedroschenen Vorwurf kommt, er sei inhuman, so muss man mir beweisen, weswegen er brutaler

sei als das System der deutschen Wehrpflicht. „Das deutsche Heer ist eine Schule für das deutsche Volk.“ Sehr wohl, so sollen die Organisationen der schwarzen Arbeiter sein. „Der deutsche Soldat soll für die Freiheit des Vaterlandes fechten.“ Richtig, und der schwarze Arbeiter soll die wirtschaftliche Entwicklung seines Landes betreiben. Dem „Volk in Waffen“ will ich in Afrika ein „Volk mit Spaten und Hammer“ zur Seite stellen. Was ist hieran inhuman?

Solche Erwägungen waren sehr natürlich in Gebieten, wie den Sabiländern und Melsetter, wo eine gütige Vorsehung



Alte Ruine in Melsetter.

alle Bedingungen für wirtschaftliches Emporblühen gegeben hat, und der Farmer dennoch Not leidet, weil eine unverständige Gesetzgebung die reiche Arbeitskraft des Landes brach legt. Ich kann übrigens bemerken, dass ich im Wesentlichen hier nur die Grundgedanken aller einsichtigen Interessenten von Süd- und Central-Afrika dargelegt habe. Wenn Europa diesen nicht eine entscheidende Stimme bei der Regelung dieser eigentlichen Lebensfrage einräumen will, werden alle diese Niederlassungen entweder zu Grunde gehen, oder sich gewaltsam von der europäischen Bevormundung losreissen.

Abmarsch vom Sabi.

Am 13. Mai waren unsere Arbeiten im Sabithal vorläufig beendet, und ich konnte den Rückmarsch antreten. Bei herr-

lichstem Wetter stiegen wir die Schlucht des Injambaba wieder aufwärts, den wir indes alsbald verliessen, um uns direkt auf die Farm von Mrs. Webster zu wenden. Der Aufstieg war imposant. Mächtige Schieferwände fallen zu beiden Seiten steil in's Thal hinab, zur Linken überragt ein gewaltiger Felsdom den Abhang. Das Laub der Bäume glüht in herbstlichen Farben. Hinter uns aber dehnt sich die weite Sabi-Ebene aus, durch welche der Strom wie ein strahlendes Band sich windet.

Der Bau eines Fahrweges würde hier möglich sein, wenn die Auffahrt auch naturgemäss sehr schwierig wäre.

Gegen Mittag hatten wir die Schlucht erstiegen, und nun brachte uns ein weiterer Marsch von etwa 7 Meilen teils durch Hochwald, teils durch Felder von Eingeborenen zur Farm von Mrs. Webster zurück, wo wir gegen drei Uhr eintrafen und unser Lager am alten Platz neben der Ansiedlung wieder aufschlugen.

Ich erfuhr bald nach unserer Ankunft, dass die Ochsenwagen von Bekker und dem jungen Mr. Webster bei der Farm von Mrs. Moodie lägen, von wo sie am nächsten Morgen nach Umtali gehen wollten. Infolgedessen schickte ich sofort einen Brief ab mit dem Ersuchen, auf mich zu warten, da ich mich dieser Fahrgelegenheit von neuem bedienen wollte. Es wurde auf dem Melsetter-Plateau jetzt des Nachts stets bitterlich kalt. Wir hatten regelmässig Eis im Freien und nach einigen Tagen sogar in den Zelten. Ich schlief stets mit mehreren Wollhemden und einem doppelten Paar Unterhosen.

Da ich beabsichtigte, alsbald eine neue Expedition zu den Kupferfeldern zu entsenden, liess ich eine Reihe von Gerätschaften im Store von Mrs. Webster zurück und brach am Morgen des 14. Mai in der Frühe mit 26 Lasten zur Farm von Mrs. Dunbar Moodie auf. Hier trafen wir gegen Mittag ein und fanden die Burenwagen richtig vor. Wir wurden von allen Seiten sehr herzlich aufgenommen.

Ich besuchte am Nachmittag mit Blöcker eine der alten Ruinen, welche über diesem Teil des Melsetter-Plateaus verstreut liegen. Sie stand auf einem Gipfel rechter Hand von

der Umtalistrasse, und wir konnten deutlich einen Opferstein inmitten der Steinumwallung erkennen. Augenscheinlich gehört die Ruine zum Typus der von Theodore Bent beschriebenen Bauten und ist phönikischen Charakters. Mrs. Dunbar Moodie zeigte uns von ihrem Hause aus noch einen anderen Hügel mit ähnlichen Trümmerresten.



Melsetter-Landschaft.

Zurück nach Umtali.

Wir hatten bis Donnerstag Nachmittag bei ihrer Farm zu warten, da ich meine Leute noch einmal zu Mrs. Webster zurückzuschicken hatte, um weitere Lasten zu holen. Als diese eintrafen, wurden die Sabileute abgelohnt, und wir brachen sofort auf, um unseren Rückweg nach Umtali anzutreten.

Ich liebe es, eine Landschaft, welche ich einmal gesehen habe, zum zweiten Mal zu bereisen. Man vergleicht Eindrücke und Beobachtungen und gewinnt dadurch ein unendlich viel klareres Bild der Umgebung. Für meine Leser würde es kaum

von Interesse sein, auch unseren Rückmarsch im Einzelnen kennen zu lernen.

Am Sonnabend dem 18. Mai entsandte ich Herrn Blöcker mit einigen Leuten auf direktem Waldwege nach Umtali voraus, um unsere Claims dort eintragen zu lassen und sich alsdann sofort, zu weiteren Geschäften, nach Macequeçe zu begeben.

Am 19. Mai waren wir in Melsetter, wo ich von Mr. Longden, seinem Sekretär und Mr. Meredith ausserordentlich herzlich wieder aufgenommen wurde. In Melsetter traf ich auch Mr. Larssen, einen jungen Dänen, den Absender der Depesche aus Umtali, welche mich bei meinem Hineinmarsch so überrascht hatte. Er besass eine alte De l'Isle'sche Karte und wollte auf Grund derselben antike Goldminen suchen. Ich habe nicht erfahren, was aus seinem Unternehmen geworden ist.

Über der ganzen Rückreise ruht in meiner Erinnerung ein strahlender sonniger Hauch. Im vollen Herbstglanz lag jetzt Wald und Flur vor uns da; die Jahreszeit war in den vier verflossenen Wochen erheblich vorgerückt. Es war eine Zeit süsser Ruhe und tiefer Erholung des rastlos angespannten Nervensystems.

Am 25. Mai nachmittags drei Uhr lag der Thalkessel von Umtali wieder vor unseren Augen. Die Reise hatte gerade sechs Wochen gedauert, und selten in meinem Leben haben sechs Wochen eine so kräftigende Wirkung auf meine Gesundheit gehabt als diese. Frischer und energischer habe ich mich niemals gefühlt als bei der Rückkehr von meiner Sabi-Expedition. Melsetter kann als Gesundheits-Station für Südafrika gelten.

Und welch' interessante Eindrücke hatten wir auf dieser Reise gewonnen! Die Kupferminenkette des Sabi ist erst die erforderliche Ergänzung der Goldminen von Mashona- und Manicaland, um ein klares Urteil über Südafrika als antikes Goldland zu gewinnen. Jetzt können wir feststellen, dass Gold, Kupfer und Eisen jedenfalls, wahrscheinlich auch edle Steine, seit unvordenklichen Zeiten in diesem Teil der Erde gearbeitet worden sind. Dies gibt uns eine viel festere Grund-

lage für die Aufklärung der geheimnisvollen Rätsel, welche aus grauer Vorzeit zu uns herüberreichen. Zwar hatten wir schon vorher gewusst, woher das Gold für den Salomonischen Tempel gekommen sein mochte. Unsere Sabi-Reise hatte uns durch Augenschein einen Fingerweis geboten, um vielleicht auch die Frage beantworten zu können, woher die Egypter das Kupfer ihrer Puntfahrten bezogen.

In Umtali.

Der Zufall wollte es, dass ich in Umtali zwei merkwürdige Anregungen erhielt, welche mein Nachdenken auf diesen Gegenstand richteten. Mr. Fairbridge, ein alter Ansiedler in Rhodesia, der sich für alle archäologischen Probleme des Landes lebhaft interessiert, zeigte mir bei einem Besuch in seinem Hause drei auf Calico von ihm angefertigte Abbildungen von neu entdeckten Buschmanngemälden. Stellung der Figuren, Charakter der Zeichnung, Haartracht, erinnerten beim ersten Blick an egyptische Tempelgemälde, und liess uns Beide auf altegyptischen Kultureinfluss schliessen.

In denselben Tagen verkehrte ich häufig mit Mr. Birch, dem Polizeidirektor von Umtali, der ebenfalls Archäologe ist und viele interessante Stücke gesammelt hat, wobei ihm seine Beziehungen zu den Eingeborenen zu Statten kommen. Er zeigte mir unter Anderem den oberen Teil einer Statuette, welche 17⁰ s. Br., 32⁰ ö. L. im Süden vom Zambesi gefunden war. Die Figur war unzweifelhaft egyptisch. Mr. Birch übergab sie mir zur genaueren Nachforschung. Diese weitere Prüfung, welche Professor Flinders Petrie hier in London vornahm, hat denn auch die volle Richtigkeit dieser Annahme ergeben. Wenn somit egyptische Funde im Süden vom Zambesi gemacht werden, so dürfen wir als berechtigt annehmen, dass auch direkte egyptische Beziehungen bis in diese Gegenden gereicht haben, genau wie z. B. Mommsen von den Ausläufern der Römerfunde auf die Grenzen der Römerherrschaft oder doch des Römerverkehrs schliesst. Ich werde diese Frage in einem folgenden Kapitel ausführlicher behandeln. Hier darf ich aussprechen, dass die Woche, welche ich vom 25. Mai bis zum 1. Juni in Umtali zubrachte, mit interessanten archäologischen Erfahrungen und Anregungen eine sehr nützliche Ergänzung der Sabi-Entdeckungen war.

Sie rückte die Thatsache der alten Kupferminen gewissermassen in eine höhere und allgemeinere Beleuchtung.

Am 1. Juni kehrte ich nach Manicaland bei Macequeçe zurück, traf meine letzten Anordnungen für die von mir erworbenen beiden Minen, auf denen die Arbeiten inzwischen energisch gefördert worden waren. Ich betraute Mr. Eyre mit der Leitung auf der „Graf Moltke", während Mr. Bull die Verwaltung der „Windàhgil" erhielt.

Am 11. Juni waren alle Massregeln getroffen, und ich reiste mit Herrn Blöcker nach Beira ab, klimatisch ein höchst unangenehmer Gegensatz zu dem herrlichen Hochland, welches wir verlassen hatten. In Beira erwartete mich eine Reihe von Geschäften, und erst am 2. Juli trat ich mit dem Dampfer der Messageries Maritimes die Rückreise über Madagaskar, Aden, Suez nach London an, wo ich am Abend des 28. Juli in bestem Wohlbefinden eintraf.

Meine Reisen zwischen Zambesi und Sabi umfassen einen Zeitraum von genau zwei Jahren, und mit einem Gefühl von Dankbarkeit blicke ich auf diesen Zeitraum zurück. Nicht nur ist es mir vergönnt gewesen, das praktische Ziel, welches ich mir gesteckt hatte, zu erreichen, — die Aufschliessung der Goldformation von Fura, die Erwerbung der Goldminen in Manicaland, die Untersuchung der Kupferwerke am Sabi fallen in diesen Teil der Aufgabe — daneben glaube ich imstande zu sein, im Anschluss an die Forschungen Anderer: Karl Mauch's, Theodore Bent's, Dr. Eduard Glaser's, Professor Keane's etc. mir jetzt auch ein abschliessendes Urteil über das geheimnisvolle Eldorado der ältesten Kulturepoche der Menschheit zu bilden. An den Ufern des Zambesi und Ruenje, in den Bergen des Manicalandes, auf den Hochplateaus von Inyanga und Melsetter: mit einem Wort, unter den Trümmern prähistorischer und antiker Minenindustrie ergeben sich deutlichere Ausblicke für die Lösung dieses Rätsels, als von den Studiertischen in Leipzig, Berlin oder London.

Für mich persönlich interessant ist bei dieser meiner letzten afrikanischen Unternehmung, dass die dabei durchreisten Gebiete das Objekt meines ersten kolonialen Planes gewesen

sind. Als ich 1883 begann, mich mit der kolonialen Frage in Deutschland zu befassen, reichte ich beim Auswärtigen Amt eine Eingabe ein, in welcher ich vorschlug, diesen Teil Südafrikas für Deutschland in Besitz zu nehmen. Der Plan fand bei der deutschen Regierung keine Gegenliebe, weil die „Länder südlich vom Zambesi als britische Interessensphäre" anerkannt würden. Dies war 6 Jahre, bevor Cecil Rhodes seinen Schutzbrief für Matabele- und Mashonaland empfing.

Auch der deutsche Kolonialverein wollte von derartigen „jugendlichen" Projekten nichts wissen. Ich wurde gezwungen, mich dem unendlich viel dürftigeren Mittel-Afrika zuzuwenden. Um wie viel grossartiger würde die Stellung Deutschlands in Afrika sich gestaltet haben, hätte es damit begonnen, seine Hand auf die kühlen wasserreichen Goldländer südlich vom Zambesi zu legen. Die Besitzergreifungen nordwärts hätten sich spielend daran schliessen lassen. Ein deutsches Kolonialreich vom Limpopo bis zum oberen Nil und zum Golf von Aden stand in Aussicht, dessen Grenznachbarn im Süden nicht die Engländer, sondern die Buren waren. Wir hätten mit einem Schlag Besiedlungsgebiete und in den Goldminen Anlockung für die Bethätigung des deutschen Kapitals besessen.

Nach der Sage der alten Egypter sind die heiligen Götter aus Punt, dem märchenhaften Goldland des Südens, gen Norden gewandert. Die Geheimräte von Kusserow, Dr. Krauel, Dr. Kayser, waren augenscheinlich nicht die Männer, den Vorstoss Deutschlands in die Heimat der Götter „amtlich zu vertreten".

---

7. Kapitel.

Südafrika, das Ziel der Ophirfahrten.

Standpunkt für die Untersuchung.

Karl Ritter meinte vor mehr als einem halben Jahrhundert, dass alle Möglichkeiten zur Erklärung des Ophirproblems bereits erschöpft seien, sowohl „die Kritik des Textes, oder die Deutung des Zieles der Fahrt, oder der etymologische Beweis des Namens, wie des heimatlichen Vorkommens der zurückgebrachten Waren". (Erdkunde, XIV, 349.)

Diese Anschauung war auch völlig berechtigt, solange man der Meinung war, diese Frage von den Studiertischen in Europa aus lösen zu können: durch allgemeine theoretische Betrachtungen, durch kommerzielle Erwägungen, durch philologische Analysen. Da hatte die Phantasie ein weites Spiel. Der Eine riet auf diese Gegend, der Andere auf jene. Mancher brachte einen glücklichen Einfall zu Markt; Andere tischten auf, was ihnen so gerade durch den Kopf fuhr. Es war ein Chaos widersprechender, oft gut begründeter, häufig dagegen geradezu toller Behauptungen und Hypothesen.

Ich beabsichtige nicht, hier noch einmal auf diesen Wust von Theorien und Fabeleien einzugehen. Ich kann den Leser, welchen es gelüstet, einen Einblick in ihn zu thun, auf Karl Ritter selbst, oder, sollte er einen kürzeren Auszug vorziehen, auf meine Schrift „Das Goldene Ophir Salomo's" (p. 12—34) verweisen.

Mein Standpunkt zu dieser Frage ist seit Jahren gewesen, dass es nicht angängig sei, die Lage Ophir's durch theoretische Deduktionen zu erschliessen, sondern, dass man es vielmehr irgendwo auf der Erde entdecken müsse. Es liegt näm-



Auf der Ophirfahrt.

lich auf der Hand, dass ein Eldorado, welches mit einer einzigen Expedition von 3 Jahren die Masse von 420 Kikkar (von je 42,6 kg) Gold nach Jerusalem brachte, heute noch durch unanfechtbare archäologische Funde nachzuweisen sein muss. Man bedenke, dass dieser Betrag einen Wert von über £ 1,750,000 oder Mk. 34,000,000 darstellt. Und in der Chronika (XXIX, 4) lesen wir gar, dass König David 3000 Kikkar Gold aus Ophir zusammengebracht hatte, was einem Wert von £ 12,225,000 oder Rm. 244,500,000 entspricht.

Solche Mengen Goldes nun können nicht ohne ausgedehnte Minenwerke gewonnen sein, und von diesen müssen irgendwo ganz klare Spuren zu finden sein, wenn wir uns nicht genötigt sehen wollen, die ganze Überlieferung vom Goldenen Ophir als solche in die Rumpelkammer von Schifferfabeleien zu werfen. Die Forschung hatte demnach wohl oder übel den bequemen Studiertisch in Europa zu verlassen und sich auf die Suche um den Indischen Ocean, oder wenigstens das Rote Meer zu begeben. Als Ritter die oben angeführten Worte niederschrieb, da war die Untersuchung nicht, wie er vermeinte, nach allen Richtungen hin erschöpft, sondern sie hatte noch kaum begonnen. Der Forschungsreisende, nicht der Stubengelehrte, hatte das entscheidende Wort zu sprechen.

Von diesen Bemerkungen aus ergibt sich die Grundauffassung, von welcher aus die nachfolgende Untersuchung geführt ist: K e i n e L ö s u n g d e r O p h i r - F r a g e k a n n h e u t e n o c h A n s p r u c h a u f w i s s e n s c h a f t l i c h e B e a c h t u n g e r h e b e n , w e l c h e n i c h t v o n d e m k l a r e n u n d u n w i d e r l e g l i c h e n N a c h w e i s a n t i k e n , u n d z w a r a l t s e m i t i s c h e n G o l d m i n e n - B e t r i e b e s a u s g e h t. Es kann sein, dass ein Gebiet trotz solchen Nachweises dennoch nicht für das Ophir des Alten Testamentes genommen zu werden braucht; hierfür fallen die besonderen Umstände in's Gewicht. Aber, wo solche Grundlage fehlt, kann der Leser von 1902 jede wissenschaftliche Ophir-Behandlung getrost in die Ecke werfen. Er wird blosse Redensarten erhalten, wo er Thatsachen erwarten darf.

Quellen. Wenn man auszieht, um irgend einen Platz auf eine Be-

schreibung hin zu suchen, sei es im Walde oder in der Steppe, so thut man gut, sich alle Merkmale genau einzuprägen, an denen man ihn erkennen kann. So werden auch wir alles das, was unsere Belegstellen uns über das Salomonische Ophir mitteilen, klar zusammenfassen, und uns immer scharf vor Augen halten müssen. Wir sind da aber im Wesentlichen angewiesen auf die Notizen in dem Buch der Könige und die mit ihnen korrespondierenden in der Chronika. Das Buch der Könige ist augenscheinlich der Niederschlag der Annalen, wie sie am Hofe des Königs Salomo von Jahr zu Jahr niedergeschrieben wurden. Die Chronika ist eine spätere Überarbeitung derselben Quelle und ist, nach Ewald, erst um die Mitte des 4. Jahrhunderts v. Chr. entstanden. Wo Buch der Könige und Chronika von einander abweichen, verdient demnach das erstere den Vorzug.

Völkertafel.

Neben diesen wesentlichen geschichtlichen Quellen für die Ophir-Expeditionen haben wir die sogenannte Völkertafel der Genesis (X, v. 25—30) zu beachten. Hier erscheint Ophir in folgendem Zusammenhang: „Eber, Urgrosssohn von Sem, zeugte zwei Söhne. Einer hiess Peleg, darum dass zu seiner Zeit die Welt zerteilet ward. Dess Bruder hiess Jaketan. Und Jaketan zeugte Almodad, Saleph, Hazarmaveth, Iarah, Hadoram, Usal, Dikela, Abimael, Seba, O p h i r, Hevilah und Jobab. Das sind alles Kinder von Jaketan. Und ihre Wohnung war von Mesa an, bis man kommt gen Sephar, an den Berg gegen den Morgen.“

A. H. Sayce, der hierin von Dr. Eduard Glaser unterstützt wird, erklärt, dass diese „Völkertafel“ keinen Anspruch erheben könne, ein ethnographisches Verzeichnis darzustellen. Sie sei rein geographisch, d. h. gebe eine Liste von arabischen Ortsnamen. Bemerkenswert ist, dass der in ihr erwähnte Eber vielleicht der Stammvater der Hebräer ist, welche damit also auf Südarabien und die Phöniker, als ihre Urheimat zurückgeführt werden. Ophir erscheint hier zwischen Seba und Hevilah. Die ganze Gegend, um welche es sich handelt, ist durch V. 30 geographisch genau bestimmt. Mesa oder Mesha ist nach Ritter (Erdkunde XIV, 372) das heutige Musa, und Sephar, das spätere Dhafar, Dhofar bei Mirbat im Weihrauchlande, jetzt „Isphor“

der Eingeborenen. „Der Berg gegen den Morgen" ist das heutige Weihrauchgebirge Faguer in der Ekhili-Sprache. Die Ekhili-Sprache ist ein Dialekt der uralten hymyaritischen Sprache.

Die Söhne Jaketan's, zu denen Hevilah und Ophir gehörten, lebten also im Osten des heutigen Hadramaut. Lassen wir die Frage hier einstweilen stehen. Ich werde hierauf später im Zusammenhang der Untersuchungen Dr. Eduard Glaser's, Theodore Bent's und Professor Keane's zurückzukommen haben. Ich will nur noch erwähnen, dass Hevilah in V. 7 von Genesis X als Sohn von Kusch, also hamitischen Stammes erwähnt wird. In der Paradies-Überlieferung aber (Genesis II, 11) wird es in folgendem Zusammenhang gekennzeichnet: „Und es ging aus von Eden ein Strom, und teilete sich daselbst in vier Hauptwasser. Das erste heisst Pison, das fliesset um das ganze Land Hevilah, und daselbst findet man Gold. Und das Gold des Landes ist köstlich, und da findet man Bedelion und den Edelstein Onyx. Das andere Wasser heisst Gihon, das fliesst um das ganze Mohrenland. Das dritte Wasser heisst Hidekel, das fliesst von Assyrien. Das vierte Wasser ist der Phrat." (10—14.)

Dies ist für unsere Untersuchung mehr als bloss interessant, weil es zeigt, wie fluctuierend diese geographischen Bestimmungen in der Genesis sind. Während wir mit dem Kuschitischen Hevilah nach Jemen, oder gar an die afrikanische Küste verwiesen werden, bringt uns das paradiesische Hevilah an den persischen Golf in das Stromgebiet des unteren Euphrat. Mit dem Hevilah der Völkertafel aber fanden wir uns, wie wir gesehen haben, im östlichen Hadramaut, an der Südküste Arabiens. Wie sollen wir dies nun verstehen? Gab es mehrere Hevilahs, oder wird ein und derselbe Distrikt in den verschiedenen biblischen Urquellen, welche in der Genesis zusammengearbeitet sind, nur verschieden lociert? Eine Antwort gibt uns unsere Überlieferung auf diese Frage nicht. Wir sehen also, wie wenig sich mit diesen Angaben der Genesis für unsere Frage machen lässt. Ein Forscher legt sie so aus, der andere so. Eine wirkliche Beweiskraft für eine oder die andere Theorie besitzen sie demnach nicht. Lassen wir sie einstweilen beiseite liegen.

Für unsere Frage, wohin sendeten David und Salomo ihre Goldexpeditionen, und woher kam das Gold von Ophir, finden wir uns, wie gesagt, auf Könige und Chronika zurückgewiesen, und hier kommen wir auf festeren geschichtlichen Grund.

Ophir-Fahrten.

Da interessiert uns zunächst die Mitteilung in I. Chronika 29,4: „Dreitausend Kikkar Gold von Ophir und siebentausend Kikkar lauteres Silber, das gebe ich zum heiligen Hause Gottes, über alles, was ich geschickt habe, die Wände der Häuser zu überziehen," sagt David. Diese interessante Mitteilung findet sich freilich nur in der Chronika, und nicht im Buch der Könige. Indess ist sie unanfechtbar, da die Chronika hier sicherlich aus einer alten Quelle schöpft. Dass sie in den Königen fehlt, erklärt sich ungezwungen daraus, dass das Buch der Könige seine Erzählung erst mit der Thronbesteigung Salomo's beginnt. Der Tod Davids, der eben noch berichtet wird, ist in diesem Zusammenhang nur ein Teil der Geschichte Salomo's. Wir dürfen die Nachricht der Chronika demnach als wohl beglaubigt annehmen.

Sie findet eine eigentümliche Bestätigung in einer Nachricht des Eupolemos (IX, 30), welche Eusebius in seiner „Präparatio Evangelica" abdruckt. Wir wissen sonst weiter nichts von Eupolemos.

Eusebius lebte Anfangs des vierten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung. Er war der „Vater der Kirchengeschichte", und benutzte für seine Forschungen die öffentlichen Archive, Kirchenbibliotheken, und Privatsammlungen in Konstantinopel und anderen Orten. Wenn er den Eupolemos anführt, wird er demnach kritische Gründe für seine Glaubwürdigkeit gehabt haben, und ich glaube nicht, dass Professor Keane berechtigt ist, seine Mitteilung von vorn herein ganz von der Hand zu weisen („The Gold of Ophir," p. 149, 226). Eusebius aber führt eine Nachricht des Eupolemos an, wonach König David Bergleute zu einer an Gruben reichen Insel Urphe (nach Gesenius richtiger Upher oder Ofer) geschickt habe, welche von da das Gold nach Jerusalem gebracht hätten."

Diese Stelle ergänzt die oben angeführte Mitteilung der Chronika. Wenn David in der That dreitausend Kikkar Gold aus Ophir für den Tempelbau beschafft hatte, so kann dies

nur durch Bergbau geschehen sein, da die Juden seiner Epoche viel zu arm waren, um solche Massen des wertvollen Metalles einzuhandeln. Dass Ophir oder Urphe oder Upher bei Eupolemos eine Insel genannt wird, beweist, dass sie über See lag und nicht auf einem Überlandwege, sondern zu Schiff erreicht wurde.

So viel dürfen wir feststellen, dass die Ophir-Goldunternehmungen bereits unter David energisch betrieben wurden.

Planmässiger scheint sein grosser Sohn und Nachfolger Salomo vorgegangen zu sein. Hier befinden wir uns auf dem festen Boden der Königsannalen.

I. Kön. IX., V. 26—28: „Und Salomo machte auch Schiffe zu Ezeon-Geber, die bei Eloth liegt, am Ufer des Schilfmeeres, im Lande der Edomiter. Und Hiram sandte seine Knechte im Schiff, die gute Schiffsleute und auf dem Meere erfahren waren, mit den Knechten Salomo's und kamen gen Ophir und holeten daselbst 420 Kikkar Gold und brachten es dem König Salomo."

Im zweiten Buch der Chronika (VIII, V. 17—18) wird dieselbe Nachricht in folgender Form gegeben:

„Damals" (nach Vollendung des Tempels) „zog Salomo gegen Ezeon-Geber und nach Eloth, am Ufer des Meeres im Lande Edom. Und Hiram sandte ihm durch seine Knechte Schiffe und Knechte, die auf dem Meere erfahren waren, und sie kamen mit den Knechten Salomo's gen Ophir und holeten von dort 450 Kikkar Gold und brachten es dem König Salomo."

Was die Abweichung in der Anzahl der Kikkar zwischen Königsannalen und Chronika anbetrifft, so erklärt Keil sie durch einen Schreibfehler, da 20 und 50 im Hebräischen ähnliche Zeichen sind. Wir folgen hierin, unserem allgemeinen kritischen Standpunkt entsprechend, den Königsannalen, als der älteren Quelle.

I. Kön. X., V. 10—11: „Und sie" (die Königin von Saba) „gab dem König 120 Kikkar Gold und sehr viel Spezerein und Edelsteine. Es ist nicht mehr so viel Spezerei gekommen, als die Königin vom Reiche Arabien dem Könige Salomo gab. Dazu die Schiffe Hiram's, die Gold aus Ophir brachten, brachten aus Ophir sehr viel Algumimhölzer und Edelsteine."

Saba.

Dr. Eduard Glaser, zur Zeit eine der besten Autoritäten in Bezug auf die älteste arabische Geschichte, belehrt uns, dass Sheba und Saba zwei verschiedene Formen ein und desselben Namens sind. Das Sabäerreich hatte seinen Schwerpunkt in Südostarabien, in Yemen. Die Hauptstadt Maraiba Bahramalakum (Warte des Königssees), welche Dr. Glaser wieder besucht hat, lag vier Tagereisen östlich von Sana, der Hauptstadt des heutigen Yemen. Die Königin von Saba ist die Fürstin Bilkis der arabischen Überlieferung. Nach der Legende wurde sie die Geliebte Salomo's, und ihrer Verbindung rühmen sich die Herrscher von Abessynien entsprungen zu sein.

Die Herrschaft der Sabäer reichte damals über den ganzen Osten der afrikanischen Küste und, wie wir später sehen werden, schloss die Goldfelder von Manica- und Mashonaland ein. Die Ruinen der Tempel in der alten Residenz der Königin Bilkis zu Marib und die Reste der Tempelbauten im östlichen Mashonaland und am Sabi sind ein und desselben Ursprunges.

Hierauf werde ich hernach zurückzukommen haben. Aber es ist wichtig, sich diese Thatsache schon bei Gelegenheit des Besuches der Königin von Saba in Jerusalem klar zu machen. Es ist nämlich sicherlich kein Zufall, dass die Goldexpeditionen des Hiram und Salomo sowohl in den Königsannalen wie in der Chronika im Zusammenhang mit diesem Besuch der Königin Bilkis berichtet werden. Es ist mehr als wahrscheinlich, dass sie in diesem Besuch ihren Ursprung gehabt haben.

Die Königin von Saba, wie Professor Keane kaum des Näheren darzulegen brauchte, kam auf dem Wüstenwege über Land nach Jerusalem. Dies geht schon aus der Bemerkung hervor, dass sie mit einem grossen Zuge, „mit Kameelen, die Spezerei trugen", kam. Für unsere Frage ist das insofern interessant, als es beweist, dass der gewöhnliche Handelsweg von Yemen nach Kleinasien damals nicht durch's Rote Meer führte, denn sonst würde Bilkis ebenfalls auf jenem Wege gereist sein. Hieraus aber dürfen wir schliessen, dass auch Salomo und Hiram, wenn es sich bei ihren Goldexpeditionen um Fahrten in's Sabäerreich in Südarabien gehandelt hätte, keine Flotten in Ezeon-Geber, sondern ebenfalls Kameelexpeditionen aus-

gerüstet haben würden. Denn, die Juden wenigstens, waren viel weniger auf dem Meere zu Hause, als die seebeherrschenden Sabäer. Aus der Verschiedenheit der Beförderung bei den Expeditionen der Königin von Saba nach Jerusalem und Salomo-Hirams nach Ophir können wir also bestimmt schliessen, dass es sich bei beiden nicht um dasselbe Gebiet (Südostarabien), sondern um zwei verschiedene Ziele handelte, und wir dürfen aus dem Zusammenhang beider Unternehmungen folgern, dass das Ziel der Ophirfahrten trotzdem irgendwo im Umfang des sabäischen Herrschaftsgebietes gelegen war, welches sich über ganz Ostafrika ausdehnte. Dass das Ophirgold nicht identisch mit dem Gold war, das aus Arabien kam, geht übrigens ganz klar auch aus I. Könige X, 14—15 hervor:

„Des Goldes aber, das Salomo in einem Jahre kam, war an Gewicht 666 Kikkar." (Dies bezieht sich im Wesentlichen auf das Ophirgold der Seefahrten) „ohne, was von den Krämern und Kaufleuten und Apothekern und von allen Königen Arabiens und von den Gewaltigen in Ländern kam." (Und das, wie wir hinzufügen, über Land eintraf.)

Ausgangshafen.

Als Ausgangshafen für die Ophirflotten wird in der Chronika Ezeongeber an der Spitze des Golfes von Akaba genannt, in Edom, dem Lande der Idumäer. Diese Nachricht wird indirekt bestätigt durch eine Notiz der Königsannalen, einen Expeditionsversuch unter König Josaphat betreffend (I. Könige XXII, 49—50):

Josaphat's Plan.

„Und es war kein König in Edom, sondern ein Statthalter war König. Und Josaphat liess Tarsis-Schiffe machen, die nach Ophir fahren sollten, um Gold zu holen. Aber man fuhr nicht, denn die Schiffe wurden zertrümmert zu Ezeon-Geber. Darauf sprach Ahasja, der Sohn Ahab's zu Josaphat: „Lass meine Knechte mit deinen Knechten in den Schiffen fahren." Josaphat aber wollte nicht."

Die II. Chronika XX, 35—37, hat diese Nachricht in folgender Form überarbeitet:

„Und danach verbündete sich Josaphat, der König von Juda, mit Ahasja, dem König von Israel, welcher frevelte in seinem Thun. Und er verbündete sich mit ihm, um Schiffe zu machen, dass sie gen Tarsis führen, und die machten Schiffe

zu Ezeon-Geber. Da weissagte Elieser, der Sohn Dodava's von Maresa wider Josaphat also: „Weil du dich mit Ahasja verbündet hast, reisst der Ewige deine Werke nieder.“ Und die Schiffe wurden zertrümmert und vermochten nicht nach Tarsis zu fahren.“

Der Unterschied, dass in den Königsannalen von Tarsis-Schiffen, in der Chronika aber von einer Fahrt nach Tarsis die Rede ist, wird uns gleich beschäftigen. Aber auch im übrigen widersprechen sich beide Versionen wesentlich. In beiden zwar wird die Ophir-Flotte in Ezeon-Geber zertrümmert. In den Annalen, trotzdem Josaphat das Bündnis mit Ahab ablehnt, in der Chronika, weil er es eingegangen ist. Augenscheinlich bringt uns die Chronika eine tendenziöse spätere Bearbeitung von der Hand eines orthodoxen Jehovahpriesters, der für den Misserfolg der Unternehmung nach einem mystischen Grund sucht, und ihn in dem Bündnis mit den Baal-Anbetern findet. Wir folgen der einfacheren Erzählung des Königsbuches.

Josaphat war der Urgrosssohn König Salomo's und regierte von 873—848. Es ist interessant, dass er noch einmal den Versuch machte, die Ophir-Politik aufzunehmen. Diese Unternehmungen, von David an gerechnet, füllen demnach die Epoche von etwa 1030—850 v. Chr. aus.

Ezeon-Geber.

Die Idumäer, zu deren Gebiet Ezeon-Geber gehörte, waren alte Stammesfeinde der Israeliten. Sie waren bereits von Saul geschlagen und wurden endgiltig von König David unterworfen. Salomo errichtete zuerst Schiffswerften in diesem Hafen und benutzte ihn als Ausgangspunkt seiner überseeischen Unternehmungen im Bunde mit Hiram und, wie wir hinzufügen dürfen, im Einvernehmen mit den stammesverwandten Sabäern im Südosten von Arabien.

Eine Frage, welche im Hinblick auf Ezeon-Geber als Ausgangshafen für die Ophirfahrten sich erhebt, ist, wie Hiram, der König von Tyrus, die Schiffe, welche er Salomo schickte, dorthin bekommen hat. Doch wohl nicht über die Landenge von Suez! Keane widmet dieser Frage eine längere Betrachtung und führt dabei aus, dass Meneptat um 1366 v. Chr. mit Benutzung des Nildeltas einen Kanal von Bubastis (unweit des

heutigen Zagazig) an das Nordende des Golfes von Suez und damit eine Schiffsverbindung vom Mittelmeer in's Rote Meer geschaffen habe. (p. 94.) Es ist durchaus möglich, dass die Schiffe des Hiram diesen Weg nahmen. Vielleicht wurden sie aber auch in Ezeon-Geber gebaut. Dass sie dorthin geschafft seien, erzählt nämlich das Königsbuch nicht, sondern nur die spätere Chronika. Aber die Königsannalen berichten ausdrücklich, dass sowohl Salomo wie Josaphat ihre Schiffe in Ezeon-Geber bauten. Die jüdische Flotte wurde demnach bestimmt nicht vom Mittelländischen Meer erst zum Golf von Akaba transportiert. Woher Hiram seine Schiffe dorthin beordert, wird nicht gemeldet, sondern es wird nur gesagt, dass sie von Ezeon-Geber mit Salomo's Schiffen nach Ophir fuhren. Bei der Unklarheit der Quellen müssen wir diese Frage offen lassen.

Allgemeine Kennzeichen.

Über die Thätigkeit der verbündeten Flotten aber erfahren wir genauere Aufschlüsse in unseren Quellen.

1. Könige, X, V. 21—22 heisst es:

„Und alle Trinkgefässe des Königs Salomo waren golden, und alle Gefässe im Hause des Waldes Libanon waren köstliches Gold, kein Silber, denn das ward für nichts geachtet zu den Zeiten Salomo's. Denn der König hatte Tarsis-Schiffe auf dem Meer mit den Schiffen Hiram's. In dreien Jahren einmal kamen die Tarsis-Schiffe und brachten Gold, Silber, Elfenbein, Affen und Tukkhiim" (Pfauen oder Perlhühner).

Das zweite Buch der Chronika meldet den Vorgang, aus derselben Quelle umgearbeitet, folgendermassen:

IX, V. 20—21: „Und alle Trinkgefässe des Königs Salomo waren golden und alle Gefässe im Hause des Waldes Libanon waren köstliches Gold. Silber ward für nichts geachtet zu den Zeiten Salomo's. Denn Schiffe hatte der König auf dem Meer, die gen Tarsis gingen mit den Knechten Hiram's; in drei Jahren einmal kamen die Schiffe von Tarsis und brachten Gold, Silber, Elfenbein, Affen und Tukkhiim."

Aus der Mitteilung der Königsannalen geht zunächst hervor, dass Professor Keane Recht hat, wenn er betont, dass jüdische und phönikische Schiffe vereint auf die Goldexpeditionen gingen. Die Abweichung der Chronika, welche nur

von Leuten Hiram's spricht, kann dagegen nicht in's Gewicht fallen.

Sodann geben beide Stellen übereinstimmend, dass die Goldflotten Salomo's in drei Jahren einmal kamen, nicht etwa nur ein einziges Mal nach drei Jahren, sondern in einem regelmässigen Turnus. Wenn der Verfasser dies nicht hätte sagen wollen, würde er haben melden müssen, dass sie nach drei Jahren von ihrer Reise zurückkehrten, und damit gut. Aber er berichtet, dass sie immer in drei Jahren einmal wiederkehrten. Das ist eine äusserst wichtige Thatsache für das Verständnis dieser ganzen Unternehmungen, mag sie nun bedeuten, dass die Schiffe einen regelmässigen Handelsweg in dieser Zeit erledigten, oder aber, dass sie von einem bestimmten Gebiet nur alle drei Jahre die Erträgnisse nach Jerusalem schafften. Die drei Jahre geben uns auch genügend Zeit, unser Ophir an einem entfernteren Gestade des Indischen Oceans zu suchen. Wir fanden es vorhin schon unwahrscheinlich, dass diese Schiffreisen nach Südarabien geführt haben, wohin, wie wir aus dem Besuch der Bilkis sehen, zu jener Zeit der begangene Handelsweg über Land führte. Jetzt fordert uns der Zeitraum von drei Jahren geradezu auf, unsere Blicke weiter schweifen zu lassen.

Als Fracht der Seefahrt werden neben Gold, Elfenbein, Ebenholz und Edelsteinen jetzt noch Silber, Affen und Tukkhiim genannt. Mit dem Elfenbein werden wir jedenfalls deutlich auf Afrika gewiesen. Die Tukkhiim sind umstritten. Nach den Einen (Ritter und Lassen) bedeuten sie Pfauen, meiner Ansicht nach sollen sie Perlhühner darstellen. In Elgumi am Oberen Nil heisst das Perlhuhn Tukka, und wenn die Römer das Perlhuhn mit Gallina Afra oder Ophir-Henne bezeichneten, so weist dies immerhin auf einen Zusammenhang mit den Ophirfahrten hin, und macht es wahrscheinlich, dass als das Ophir-Geflügel das Perlhuhn bei den Karthagern und durch diese bei den Römern bekannt war.

Tharsis.

Vor allem aber zwingen uns die letztaufgeführten Belegstellen jetzt bestimmt, zum Tharsis oder Tharshish-Problem Stellung zu nehmen.

Man beachte zunächst den Unterschied zwischen Königsbuch und Chronika auch in diesem Punkt. Das Königsbuch weiss nur von Tarsis-Schiffen, die Chronika dagegen erzählt, die Schiffe seien nach einem Ort oder Land Tarsis gefahren. Der Unterschied ist genau derselbe, den wir vorhin in Bezug auf die Schiffe des Königs Josaphat fanden. Der Verfasser der Chronika ist also durchweg der Meinung, dass es sich bei diesen Fahrten um ein Gebiet Tarsis gehandelt habe, welches dann identisch mit Ophir sein muss, während das Königsbuch nur von Tarsis-Schiffen als einer Gattung von Oceanbooten spricht, etwa wie wir von Indienfahrern reden. Ist die Chronika mit ihrer Auffassung im Irrtum, oder hatte sich der Begriff in den Jahrhunderten zwischen den Königsannalen, welche etwa 500 Jahre älter sind, und der Chronika verändert. Ich will vorweg erwähnen, dass die Septuaginta im Sinne des Königsbuches übersetzt.

Was ist Tarsis? Wo war es gelegen? Wir finden es im alten Testament mehrfach erwähnt. So in Genesis X, 4:

„Die Kinder von Javan sind diese: Elisa, Tharsis, Kithim und Dodanim."

Javan ist der hebräische Name für Jonier, und das hier erwähnte Tharsis lag in Cilicien (Tarsus am Kydnos, s. Keane, Note 42), während Kithim unser heutiges Cypern ist. Psalm 72, 10 heisst es: „Die Könige von Tharsis und von den Inseln werden Geschenke bringen. Die Könige aus Reich Arabien und Seba werden Geschenke zuführen."

Hesekiel cap. 27, 25: „Aber die Schiffe von Tharsis sind die vornehmsten auf deinen Märkten gewesen. Also bist du sehr reich und mächtig geworden, mitten im Meer."

Wenn wir diese Stellen, denen ich andere hinzufügen könnte, nüchtern betrachten, so finden wir, dass Tharsis in ihnen allen gewisse Beziehungen zur See hat. Es wird neben den Inseln genannt und als Handelsplatz gekennzeichnet. Ich mache ferner darauf aufmerksam, dass der Name in der Geschichte der phönikischen Handelspolitik an verschiedenen Stellen auftritt. Ich erwähnte bereits Tharsis in Cilicien. Ausserdem hatte Tunis in alter Zeit den Namen Tharsis. Es gab ein Promontorium Tharsis an der Küste von Oman, an

welchem die Flotte Nearch's, des Admirals Alexander des Grossen, vorbeifuhr. Das geschichtlich berühmtest gewordene Tharsis ist das spanische Tartessus der griechischen Welt, bekannt durch seinen Silberexport.

Wenn Namen in dieser Weise auftreten, und zwar immer für gewisse gekennzeichnete Lokalitäten, wie hier als Namen für bestimmte phönikische Handelsniederlassungen über See, so dürfen wir im allgemeinen annehmen, dass es sich nicht so sehr um einen individuellen Namen, als vielmehr um einen Gattungsbegriff handelt: etwa wie das lateinische Colonia oder Castellum, das in allen möglichen Ländern unter verstümmelten Formen wieder erscheint. Der Spezialname ist in solchem Fall aus einem ursprünglichen Begriff entstanden. Ich bin leider nicht Semitologe, um Tharsis philologisch auf seine Urbedeutung zurück verfolgen zu können, aber ich möchte annehmen, dass die Punier ursprünglich eine Handelsniederlassung über See ein Tharsis nannten, und Tharsis-Schiffe die Fahrzeuge, welche den Verkehr zwischen solchen Niederlassungen unterhielten. Wenn dies richtig ist, könnten Königsbuch und Chronika beide Recht haben. Salomo und Hiram bauten Tharsis-Schiffe, aber das Ophir, für welches sie bestimmt waren, war eins der Tharsis der sabäisch-phönikischen alten Zeit. Keane identifiziert das Tharsis der Bibel mit Sofala. Hiefür hat er durchaus keine historische Grundlage. Aber es könnte trotzdem sein, dass seine Auslegung zuträfe.

Es bleibt nur noch übrig, einige Stellen aus dem Alten Testament aufzuführen, in denen Ophir mehr nebenbei erwähnt wird, um alsdann meine Schlussfolgerungen aus unseren Quellen scharf und deutlich zusammenzufassen.

Hiob XXVIII., V. 12—16: „Wo will man aber Weisheit finden und wo ist die Stätte des Verstandes? Niemand weiss, wo sie liegt, und wird nicht gefunden im Lande der Lebendigen. Der Abgrund spricht: „Sie ist in mir nicht", und das Meer spricht: „Sie ist nicht bei mir." Man kann nicht Gold um sie geben, noch Silber darwiegen, sie zu bezahlen. Es gilt ihr nicht gleich Ophir'sches Gold oder köstlicher Onyx und Saphir" (16).

Hiob XXII, 24: „So wirst du für Erde Gold geben und für die Felsen die Bäche Ophir's."

Psalm XLV, 10: „In deinem Schmuck stehen der Könige Töchter. Die Braut steht zu deiner Rechten im Gold von Ophir."

Jesaias XIII, 12: „Dass ein Mann teurer sein soll als feines Gold und ein Mann werter als Goldstücke aus Ophir."

Schluss-folgerungen

Wenn man den Gesamteindruck all' dieser Belegstellen zusammen genommen klar erfasst, so treten zwei charakteristische Merkmale von vorn herein hervor. Zunächst war Ophir das Goldland der damaligen Zeit. „Gold von Ophir" ist ein ganz geläufiger Ausdruck; auch da, wo Gold schlechtweg gemeint ist, setzen die Dichter der Psalmen und des Hiob „von Ophir" gewissermassen mechanisch hinzu. Professor Keane meint, es sei nicht nötig, um eine derartige Façon de parler zu erzielen, dass das Gold thatsächlich in einem Lande Ophir gearbeitet zu sein brauche. Es genüge auch, dass es immer von einem bestimmten Hafen, der Ophir geheissen habe, ausgeführt sei. Aber ich möchte doch fragen, ob eine solche Auslegung alle unsere Belegstellen deckt. Zum Beispiel Hiob XXII, 24, wo von den Strömen Ophir's die Rede ist, passt doch wohl nicht unter die Keane'sche Hypothese. Wenn das Gold *nicht* aus Ophir, sondern irgendwo anders her, z. B. aus Hevilah kam, so würden wir doch wohl *irgend* eine Andeutung davon in unseren Quellen erwarten dürfen. Aber nicht die geringste Spur einer solchen. Thatsächlich fällt die Frage, ob Ophir das *Goldland* oder nur der Export-, beziehentlich Transithafen für das Gold war, zusammen mit der Frage, ob die Juden das Gold selbst minenmässig gewannen, oder ob sie es kauften. Wir werden später sehen, dass die letztere Auffassung unmöglich ist. Hier will ich nur darauf hinweisen, dass unsere Belegstellen, ungezwungen aufgefasst, Ophir als ein Gold*land* schlechtweg kennzeichnen.

Ophir tritt ferner durchweg als ein damals ganz bekanntes Gebiet hervor. Nirgends wird es für nötig befunden, irgend eine Erklärung für seine geographische Lage zu geben. Es wird im Alten Testament von Ophir gesprochen so, wie wir

etwa von Amerika oder Afrika sprechen. Also, wo immer es auch lag, Ophir war im vollen, hellen Gesichtskreis der damaligen semitischen Welt.

Von Ezeon-Geber fuhren die Schiffe Salomo's und Hiram's aus, um dieses Goldland aufzusuchen. Ihr Weg führte sie gen Süden in's Rote Meer. In diese Richtung haben auch wir unsere Blicke zu wenden, um das verloren gegangene Eldorado wieder zu entdecken.

Von der Betrachtung unserer Belegstellen kommend, werden wir an sich nicht geneigt sein, das Salomonische Ophir in Arabien zu suchen. Denn wir fanden aus der Reise der Königin Bilkis von Saba, dass die Handelsstrasse von Jerusalem nach Südarabien zu jener Zeit über Land führte. Wir können kaum annehmen, dass ein kontinentaler Fürst, wie Salomo, bahnbrechend als Seefahrer auftreten werde. Wenn die Flotten aber an Arabien vorbeifuhren, wohin wendeten sie sich alsdann?

Um dies zu beantworten, müssen wir uns an den Gestaden des Indischen Oceans nach alten Goldminen umsehen, welche bis in das Zeitalter David's und Salomo's zurückgelegt werden können. Zunächst aber müssen wir feststellen, wie die Welt um den Indischen Ocean um 1000 v. Chr. aussah. In was für einen politischen Kreis traten die Flotten von Salomo und Hiram ein, wenn sie an Bab-el-Mandeb vorbeigefahren waren?

* * *

Welt am Indischen Ozean.

Im dritten Jahrtausend vor Christi Geburt hatten am Indischen Ocean wichtige Völkerverschiebungen stattgefunden. In diesem Jahrtausend waren Arische Stämme von ihren Stammsitzen im östlichen Iran aufgebrochen und hatten, wahrscheinlich durch Kabulistan, und die westlichen Pässe des Hindukoh, nach Indien sich vorgeschoben, wo sie im Industhal und später auch am Ganges erobernd auftraten. Die Einzelheiten dieser grossen Völkerwanderungen liegen völlig jenseits unserer geschichtlichen Überlieferung. Um tausend vor unserer Zeitrechnung war der Norden Indiens im Besitz Arisch-Brahmanischer Stämme, der Khâcijas, der Hindustani, Bengalen, Mahratten und anderer. (Siehe hierzu Lassen, Indische Altertumskunde I, 468 ff.).

Arier.

Semitische Völkerwanderung.

Im selben dritten Jahrtausend, ob irgendwie in kausalem Zusammenhang mit dieser Arischen Wanderung ist völlig unbekannt, hatte auch eine Ausstrahlung semitischer Stämme vom persischen Golfe aus stattgefunden. Hier war die Urheimat der punischen Nation gewesen, welche von hier aus sich in zwei mächtigen Strömen nach Norden und nach Süden ergoss.[1]) Die nördliche Völkerwelle ergoss sich durch das Rote Meer in's Mittelmeer, wo sie um etwa 2000 v. Chr. eintraf, wo sie sich als Phönizier in Kleinasien, als Karthager in Nord-Afrika niederliessen, und von wo sie als Milesier bis nach den britischen Inseln vordrangen. Zu dieser Volksrasse gehörten auch die Ebräer, Aramäer, Nabatäer und Babylonier, welche auf dem Überlandweg gegen Norden vorgedrungen sind.

Südpuner.

Der zweite grosse Zweig der Puner, die „Südphönizier", gründeten Reiche in Südarabien und drangen erobernd über Ost-Afrika vor. Zu ihnen gehören die Himyariten, Minäer, Sabäer, Ausanier, Katabanen und Abessynier.

Sie beherrschten Ostafrika von Abessynien südwärts bis über Sofala hinaus.

Zur Zeit Salomo's bestanden in Südarabien die Reiche der Minäer (Mâ'in), der Sabäer, der Katabanen und der Ausanier. Das Gebiet der Königin Bilkis von Saba grenzte im Norden an die südlichste Provinz des Salomonischen Herrschaftsgebietes. Die Katabanen und ihre direkte Abzweigung, die Gabaniten und Himyariten, waren dauernd im Kampfe gegen die Sabäer. Sie wurden schrittweise von diesen aus Ostafrika verdrängt. Die Perioden in Ostafrika folgten nach Glaser folgendermassen.

1) die Ausanier, deren südlichster Hafen Rhapta, wie ich später nachweisen werde, mit dem heutigen Quelimane identisch ist.

2) Die Katabanen — Himyariten.

3) Die Sabäer.

---

[1]) Diese Darstellung basiert vornehmlich auf Dr. Eduard Glasers: „Punt und die südarabischen Reiche", „Skizze der Geschichte und Geographie Arabiens" etc. und „Das Weihrauchland und Socotra".

Die letzteren drangen augenscheinlich am weitesten gegen Süden vor. Ihr Mittelpunkt scheint der Sabifluss und sein Hinterland gewesen zu sein, wo viele Namensanklänge noch heute an die Sabäer-Epoche erinnern. (Rusapi, die vielen Massapas, Umsapa etc.)

Zum Kulturgebiete der Urpuner, der Himyariten und Sabäer gehörte auch Mashonaland mit seinen uralten Goldbergwerken und Ruinen. Der Nachweis hierfür wird von Glaser durch die Analogie der Mashonaland-Ruinen mit denen von Sokotra geführt. Es lässt sich nämlich schlechtweg darthun, dass die Bewohner von Sokotra den Urpunern ethnographisch heute noch sehr nahe stehen. In der That sind sie mit dem Mahritischen Stamm die einzigen reinen Überbleibsel dieser ältesten semitischen Völkerwelle. Nun sind die Ruinen von Sokotra in Anlage und Charakter denen von Mashonaland gleichartig. Es ist demnach zu folgern, dass auch die Mashonaland-Ruinen punische Stämme zu ihren Urhebern haben.

Baima.

Die punischen Elemente in Afrika sind zwar im Wesentlichen von den einheimischen Stämmen aufgesogen. Wahrscheinlich hat an der Küste niemals eine echte semitische Ansiedlung, sondern im Wesentlichen immer nur eine Beherrschung durch die Südaraber stattgefunden. Ich glaube aber, dass man die punische Einwanderung nach Ostafrika bis über den Viktoriasee und zum Tanganjika, ja bis zum oberen Kongo hin nachweisen kann. Hier finden wir den herrschenden Volksstamm der Baima[1]) oder Wawitu (Ba- und Wa sind Plural-Präfixe), welche dereinst ein grosses Reich am oberen Nil begründet hatten, und deren Stamm die herrschenden Familien von Uganda und im Westen des Nyansa bis zum Nordosten des Tanganjika noch heute angehören.[2]) Sie kamen dorthin mit dem geradrückigen Sanga-Rind, und man kann heute noch die Zone ihres Vordringens aus der Verbreitung des Sangarindes im Gegensatz zum Zebu-Rind bestimmen. Sie sind von heller Gesichtsfarbe und erinnern in ihrem Ty-

[1]) Ba-ima oder Ba-im ist vielleicht eine Korruption aus Mâ'in.

[2]) S. hierzu mein Buch: Das deutsch-ostafrikanische Schutzgebiet p. 184 ff.

pus durchaus an die Abessynier, auf welche sie sich in ihren sagenhaften Überlieferungen auch beziehen. Es ist derselbe Stamm, welcher Witu und dem alten Mombassa, Mwita seinen Namen gegeben hat. Es scheint, dass sie in anderen Teilen Ostafrikas Walindi oder Walundu genannt wurden. Ihre ethnographische Zugehörigkeit ist lange umstritten gewesen. Ich selbst habe den Baima oder Wawitu in meiner „Emin-Pascha-Expedition" und in meinem „Das Deutsch-Ostafrikanische Schutzgebiet" längere Ausführungen gewidmet, ohne zu einem abschliessenden Urteil über ihre Stammeszugehörigkeit zu gelangen. Nach den Ausführungen Glaser's bin ich überzeugt, dass sie den am weitesten gegen Westen vorgedrungenen Stamm der punischen Völkerwelle darstellen.

Rhapta. Ich sagte oben, der alte Hafen Rhapta, der südlichste Platz der Ausanier in Ostafrika, sei identisch mit unserem Quelimane. Diese Thatsache, wenn ich sie beweisen kann, ist deshalb von hoher geschichtlicher Wichtigkeit, weil sie darthut, dass Südafrika, wenigstens bis zum Zambesi, dem Erythräischen Kulturkreis angehörte. Der Nachweis ist aus der Darlegung des Periplus maris Erythräi und der ihn ergänzenden Nachrichten des Ptolemäus zu führen.

Periplus. Dieser Periplus gibt eine sehr anschauliche Darstellung der maritimen und politischen Verhältnisse um den Indischen Ocean herum im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung. Der Verfasser ist nach der scharfsinnigen Untersuchung Dr. Glaser's ein alexandrinischer Reisender, namens Basiles, welcher selbst Handelsunternehmungen am Roten Meer in Arabien und in Indien betrieb. Ostafrika, südlich vom Kap Guardafui scheint er nicht besucht zu haben, sondern er zog für diesen Teil des Indischen Oceans Erkundigungen in den nördlichen Häfen ein. Basiles schrieb seinen Bericht 54 bis 60 n. Chr.

Mit seinen Mitteilungen über Arabien und Indien haben wir es hier nicht zu thun. Seine Erkundigungen über Ostafrika leiden naturgemäss an den Mängeln, welche Mitteilungen auf Erkundigung hin daselbst noch heute anhaften. Wir dürfen nicht erwarten, ganz genaue Entfernungen angeführt zu finden. Der Verfasser sah an der Küste gewissermassen aus der Vogelperspektive hinunter. Er erhielt, vermutlich von arabischen

Schiffern, die Namen und eine allgemeine Kennzeichnung der Anlegeplätze und die ungefähren Distanzen. Mehr könnte ein Reisender in Ostafrika von den Eingeborenen auch heute nicht erfahren. Dennoch sind die Angaben des Periplus klar genug, so dass jemand, welcher, wie ich, die Küsten und die Plätze durch Augenschein kennt, sich an ihrer Hand recht klar orientieren kann.

Ich finde nun, und werde gleich darthun, dass die bisherigen Ausleger des Periplus den Bericht stets zu sehr zusammengepresst haben. Sie scheinen sich zu scheuen, die alten Seewege zu weit gegen den Süden vorzuschieben. Das soll sich alles möglichst um das Somaliland herum abgespielt haben. Der Abschluss wird in der Regel bei Zanzibar, höchstens bei Dar-es-Salaam oder Kilwa gemacht. Zwar haben Last, Glaser und Andere bereits darauf hingewiesen, dass die im Periplus erwähnte Insel Menuthias wahrscheinlich mit Madagascar identifiziert werden müsse. Aber sie zogen nicht die Konsequenz für das Verständnis des Ganzen aus dieser hingeworfenen Vermutung.

Ich folge Dr. Glaser in seiner Erklärung des im Periplus erwähnten Ras Girdif mit Guardafui und des Opone mit Ras Hafûn und stimme auch durchaus mit ihm überein, dass wir in diesem Namen eine Reminiscenz an die alte Puner-Epoche besitzen. Von Opone aus glaube ich mich selbständig zurecht finden zu können.

Drei Angaben des Periplus sind heute noch genau zu bestimmen, und sie geben ein festes Gerippe, um den ganzen Bericht einfügen zu können. Die erste ist der Aigialos, das Grosse und Kleine Küstenland. Dieses trägt noch heute seinen Namen in der „Benadir-Küste“, von den Arabern Zanzibar's auch „Sahil“-Küste schlechtweg genannt. Weshalb diese Küste „Benadir“, i. e. Häfen, genannt wird, weiss ich nicht. Häfen besitzt sie nicht, und der Grund könnte demnach nur der „lucus a non lucendo“ sein. Aber Araber haben mir wiederholt gesagt, dass „Benadir“ Küste als solche bedeute.

Die zweite Angabe ist M e n u t h i a s, eine Insel, gekennzeichnet durch Flüsse mit Krokodilen und mit einem ausgedehnten Schildkrötenfang in Reusen an den Flussmündungen.

In ganz Ostafrika gibt es keine Insel, auf welche diese Beschreibung zuträfe, ausser Madagascar. Zanzibar passt gar nicht, denn dort gibt es weder Flüsse, noch Krokodile, noch essbare Schildkröten. Gegen Madagascar sprechen scheinbar zwei Angaben des Periplus. Er sagt, Menuthias sei 300 Stadien vom Festland entfernt. Aber hierauf ist zu entgegnen, was ich oben über ostafrikanische Distanzen, aus Erkundigung erfahren, sagte. Jeder Afrikareisende wird mir zugeben, wie durchaus unzuverlässig solche Angaben immer sind. Es ist nicht möglich, von Arabern oder Suahilis genaue Entfernungen zu erkunden. Somit werden uns diese 300 Stadien auch nicht beirren können. 2. meldet der Periplus, Menuthias sei eine flache Insel. Madagascar nun hat flache Partien an seiner Ostseite. Gegen die Angabe der Flachheit im Periplus spricht aber auf der anderen Seite der berichtete Flussreichtum der Insel. Eine durchweg flache Insel würde keine Flussläufe bilden können. Somit fällt auch dieser Einwand gegen Madagascar fort.

Der dritte Punkt im Periplus, den ich festlegen kann, ist das schon erwähnte Rhapta. Rhapta lag an einem Vorgebirge Rhapton und an einem Fluss Rhaptos. Es lag indes nicht an der Mündung dieses Flusses, sondern ein Stück stromaufwärts. Nun liegt zwischen Mozambique und Quelimane heute noch der Hafen Parapat oder Parapato, dessen Name deutlich an das alte Rhapta anklingt, wenn wir ihn Pa-Rhapat- oder Rhapato schreiben. Indes trifft auf diesen Platz die Einzelbeschreibung des antiken Hafens Rhapta nicht zu, da Parapat weder an einem Vorgebirge, noch stromaufwärts an einem Fluss liegt. Nun ist der Name Rhapta nach Glaser aus dem arabischen Rhabd (genäht) abzuleiten, und zwar soll er entstanden sein aus der Sitte der Eingeborenen, in diesem Teil des Indischen Ozeans, ihre Kanoës und Boote nicht zusammenzunageln, sondern zu nähen. Ich erinnere hier an die vielen Fabeln der arabischen Märchenerzähler von Magnetbergen, welche die Eisennägel aus den Schiffen zögen, weshalb die Seeleute in der Nähe solcher Magnetberge ihre Schiffe zusammennähten. Solche Fabeln sind augenscheinlich zurückzuführen auf die starken Strömungen im Indischen Ozean an

der afrikanischen Küste, durch welche die Segelboote der antiken Seefahrer oft ganz geheimnisvoll versetzt worden sein müssen. Die Schiffer konnten sich solche Erscheinungen nicht erklären und fabelten deshalb von Magnetbergen und dergl. Wie dem auch sein mag, die Thatsache, dass in gewissen Teilen des Indischen Ozeans die Boote genäht waren, erregte die Verwunderung der alten Araber, wie wir aus solchen Erzählungen ersehen, und es mag demnach sehr wohl sein, dass sie einen Teil dieses Ozeans nach solcher Erscheinung Rhabd oder Rhapta benannten. Wenn diese Auslegung richtig ist, dann werden sie nicht bloss einen Hafen, ein Vorgebirge und einen Fluss mit Rhabd bezeichnet haben, sondern eher einen ganzen Küstenstrich. Es ist demnach sehr wohl möglich, dass dieser Name an Parapat haften geblieben ist, während er früher der ganzen Küste um die Zambesimündung eigen war.

Jedenfalls passt die Beschreibung des Hafens Rhapta des Periplus und des Ptolemäus durchaus auf unser Quelimane. Quelimane ist ein Kiswahiliname und heisst „am Berge" (Kilimani). Es liegt an einem vorgebirgsartigen Tafelaufsatz, etwa 25 Meilen flussaufwärts am Quelimanefluss, dem nördlichsten und früher dem Hauptmündungsarm des Zambesi. Auf keinen anderen ostafrikanischen Fluss treffen die gleichen Merkmale für das alte Rhapta zu. Dass die Suahilis den Platz von Rhapta in „am Berg" [1]) umgetauft haben, seit zwei Jahrtausenden, kann natürlich nicht gegen diese Identifizierung sprechen, insbesondere nicht, wenn Rhabd Name für die ganze Gegend war, wie wir für wahrscheinlich ansehen mussten. Da der Hafen Rhapta, nach Ptolemäos, an einem Vorgebirg gelegen war, kann die Umtaufung in Quilimane, d. i. „am Berge", nicht befremden.

Rhapta war, nach den alten Quellen, Hauptstapelplatz für Elfenbein, so ist Quilimane bis auf den heutigen Tag. Nach dem Periplus wohnten in seinem Hinterlande wilde Kannibalen. Solche fanden noch die Portugiesen daselbst in den Musimbas. Dies alles macht es noch deutlicher, dass unser heutiges Quilimane der alte Hafen Rhapta ist. Rhapta war

[1]) Kilimani ist „am Berg" in Kiswahili.

der südlichste Hafen Azania's, so ist Quilimane heute der südlichste Hafen der eigentlichen Zanzibar-Küste. Mit Chinde kommen wir in ein ganz neues ethnographisches Gebiet.

Ich halte diese Identifizierung demnach für bewiesen.

Somit steht unser Gerippe: Benadir, Madagascar, Quilimane also fest, und der Periplus führt uns vom Cap Guardafui aus an die Mündung des Zambesi. Wenn man mir dies zugibt, so hat die Einfügung der anderen Angaben des Periplus keine weitere Schwierigkeit.

Auf Opone (Ras Hafûn) folgt die steile Küste (Okopona), wo es keine Häfen, sondern nur Schiffsrheden gibt. Dies passt vorzüglich auf die Somaliküste mit den Rheden von Magdischu, Merka, Barava, Kismaju. Dann kommt die Grosse und Kleine Küste (heute Benadir genannt). Dies nahm sechs Tagereisen in Anspruch (natürlich bei Nord-Ost-Monsun), was ganz richtig ist. Sie führt uns bis Kwaihu-Bucht nördlich von Patta.

Wir laufen dann am Gebiet des Sarapionos an, augenscheinlich Lamu und Witu. Vielleicht war der Σαραπίανος der Stammvater der Wituherrscher. Darauf gelangen wir zum Reich des Nikonos, Malinde mit Mombassa, später das Sultanat der Masarui. Genau erkennbar ist die nun folgende Partie der Ostafrikanischen Küste: mehrere Flüsse (μετὰ ὅν ποταμοὶ πλείονες). Hinter Mombassa fährt man an den Mündungen des Pangani, Wami, Kingani, Rufidji, vorüber, und dann kommen sieben weitere Anlegeplätze (Kilwa, Lindi, Mikindani, Ibo, Mozambique etc., im Einzelnen nicht mehr genau zu bestimmen). Nach ihnen steigen die Inseln der Πυραλάοι aus dem Meer empor, der Feuerleute. Es gibt an der afrikanischen Seite des Indischen Oceans nur eine Inselgruppe, welche als Feuerinseln bezeichnet werden können, das sind die Vulkaninseln der Komoren, deren bedeutendster Vulkan auf Angasija (2600 m hoch) bis auf den heutigen Tag aktiv ist. Die Inseln der Pyralaoi sind also die Komoren. Sie führen uns in den vom Periplus erwähnten „Kanal", den Mozambique-Kanal, an dessen Eingang sie gelegen sind, und von hier aus geht die Fahrt, wie wir gesehen haben, über Menuthias-Madagaskar nach Rhapta-Quilimane.

Diese Auslegung des Periplus hat klaren Zusammenhang in sich selbst, und ich glaube, dass sie jede Kritik bestehen wird. Der Periplus kennt Pemba und Zanzibar nicht, voraussichtlich, weil deren kommerzielle Bedeutung damals noch nicht bestand.

Für unsere vorliegende Untersuchung ergibt sich als wichtigste Thatsache aus dieser Darlegung, dass der südlichste Hafen an der Mündung des Zambesi lag, also an einer Hochstrasse in das Ruinengebiet von Mashonaland.

Der Periplus sagt, von Rhapta wende sich die Küste gegen Südwesten, und der Indische Ocean vereinige sich schliesslich mit dem Atlantischen. Diese Angabe ist doppelt interessant. Einerseits bestätigt sie meine Auslegung im allgemeinen, da solche Kennzeichnung von Dar-es-Salaam oder Kilwa aus, wohin man bisher Rhapta legte, absurd sein würde. Andrerseits aber thut sie dar, dass die Gewährsmänner des Basiles auch die Küsten südlich des Zambesi bis zur Kapkolonie hin kannten. Es waren augenscheinlich auch diese Länder in altem Handelsverkehr mit Südarabien.

Umsegelung Afrika's.

Dass die Araber um Christi Geburt über die Beziehung des Indischen zum Atlantischen Ocean und über die Figuration der Südspitze Afrika's orientiert waren, kann nicht Wunder nehmen, wenn man sich vergegenwärtigt, dass König Necho oder Neku von Egypten den ganzen Erdteil bereits um 600 v. Chr. durch eine phönikische Expedition hatte umfahren lassen. Die Phöniker segelten von Suez ab und trafen im dritten Jahr durch die Strasse von Gibraltar wieder ein. So erzählt Herodot, und seine Erzählung ist durchaus glaubwürdig.

Nun wird man mir zugeben, dass König Neku, um einen solchen Plan fassen zu können, schon genaue Auskünfte über die Geographie Afrikas haben musste. Solche Auskünfte aber hatte er von den Phönikern, welche sie wiederum von ihren Stammesgenossen in Südarabien und Ostafrika hatten. Es lässt diese Nachricht also darauf schliessen, dass den punischen Völkern der Süden des Indischen Oceans schon vor 600 v. Chr. sehr genau bekannt war, und dies bestätigt wieder im

allgemeinen das Bild von den Zuständen in dieser Weltgegend, wie die obigen Darlegungen es uns bieten.

Madagaskar.

Zu seiner Vervollständigung müssen wir noch kurz einen Blick auf die Ergebnisse der Forschungen von Professor A. H. Keane werfen, welcher in Kap. 12 und 13 seines Buches „The Gold of Ophir" uralte punische Einflüsse auf Madagaskar nachweist. Keane nennt sie himyaritische Einflüsse, aber er bezeichnet im Gegensatz zu Glaser, mit Himyariten (den „Roten") die Gesamtheit der südarabischen Stämme (s. a. a. O. p. 72) und lässt demnach die Frage offen, welcher Zweig der Südaraber hier eingegriffen hat. Er bringt eine Reihe von linguistischen Thatsachen, um darzuthun, dass vormuhamedanische arabische Einwanderung auf Madagaskar stattgefunden hat, und dass der zu Grunde liegende mongolisch-malayische Sprachstamm manches von diesen urarabischen Elementen aufgenommen hat, z. B. das Zahlensystem. Keane führt auch in sehr geistreicher Weise aus, dass bei den heutigen Hovas noch manche Anklänge an altjüdische religiöse Anschauungen bestehen. So z. B. ist das stellvertretende Sühnopfer auf Madagaskar noch heute in Gebrauch. Er meint, dass auf Madagaskar, wie an der ostafrikanischen Küste, uralte südarabische Ansiedlungen bestanden haben, und ich glaube, er hat beachtenswerte Gründe für solche Annahme herbeigebracht. Wir können demnach Madagaskar den punischen Gebieten am Indischen Ocean, in welche Hirma's und Salomo's Flotten vom Roten Meer aus eintraten, zurechnen. Wenn wir die Ergebnisse aus diesen Ausführungen abschliessend zusammenfassen, so erhalten wir das folgende Bild von den politischen Verhältnissen im Indischen Ocean um's Jahr 1000 v. Chr.

Punt.

Der südpunische Völkerstrom hatte Südarabien und den ganzen Osten von Afrika, mit Madagaskar mehr oder weniger überflutet. Die ursprüngliche einheitliche Welle aber hatte sich im Verlauf der zwei Jahrtausende, welche seit dem Vorstoss vom Persischen Golf aus verflossen waren, in eine Anzahl bestimmter nationaler Gründungen krystallisiert.

In Südarabien waren zur Zeit Salomo's die Sabäer vorherrschend, und sie besassen damals auch die Goldgebiete

zwischen Zambesi und Sabi, wie die vielen Namensanklänge im Zusammenhang mit den alten Goldminen bis auf den heutigen Tag bekunden (Sabi-Fluss, Ru-Sapi, Massapa am Fura-Berg etc.). Der Zambesi schied die Sabäer von den Ausaniern, welche den Teil der ostafrikanischen Küste inne hatten, den wir heute noch mit Zanzibar-Küste bezeichnen, etwa bis 2° nördlich. Im Norden hatten die Abasier, Habesch-Pöner das grosse Axumitische Reich gegründet, genannt nach der Hauptstadt Axum, dem heutigen Axome, westlich von Adoa. Es ist das alte Reich Äthiopia und besteht bis zur Gegenwart in Abessynien fort. Wahrscheinlich als Sprengteile dieses Stammes sind die Baima oder Wawitu-Völker zu betrachten, welche mit dem Sanga-Rind bis über den Viktoria-See und Tanganjika vordrangen und dort ausgedehnte Reiche gründeten.

Dieses ganze punische oder Himyaritische Gebiet von Arabien an, und die ganze ostafrikanische Küste entlang, von Massauah bis über Sofala hinaus, nannten die Egypter Pwnt oder Punt oder Pön-at. Es ist aber wohl zu bemerken, dass dieser Name stets nur eine allgemeine ethnographische Bedeutung gehabt und niemals einen einheitlichen Staat bezeichnet hat. Auch sind die Egypter die Einzigen gewesen, welche diese ethnographische Bezeichnung für die gesamten, von den Südarabern besiedelten oder beherrschten Länder gebraucht haben. Die einzelnen Staaten dieser Rasse selbst kannten sich stets nur nach ihren Sondernamen: Ausanier, Abasier, Sabäer, Katabanen etc. Auch die übrigen Kulturländer der ältesten Zeit: Babylonier, Phönizier, Hebräer und Griechen kennen die ethnographische Einheitsbezeichnung der egyptischen Inschriften nicht, sondern wissen ebenfalls nur von den einzelnen bestimmten Staaten. Allein die Egypter haben jene Einheitsbezeichnung für die gesamte Welt der Südpuner. Dies ist wohl im Auge zu behalten, wenn man die Probleme, mit denen wir es zu thun haben, zu lösen hoffen will. Das alte egyptische Pwnt oder Punt also umschloss Hadramaut und Yemen, das alte Äthiopien mit der Hauptstadt Axum und die abasischen Kolonien bis über den Viktoriasee hinaus, die ausanischen Kolonien entlang der Zanzibar-Küste, die sabäischen Herrschaftsgebiete

zwischen Zambesi und Sabi mit Mashonaland und Manika und wohl auch Madagaskar. Dies alles war den Egyptern, und den Egyptern allein, Pwnt oder Punt oder Pön-at.

Neben diesen semitischen Staatengründungen im Westen des Indischen Oceans hatten Arier ihre Herrschaft in Indien, in den Indus- und Gangesflussgebieten aufgerichtet, und auch nach dieser Seite hin fanden damals lebhafte Beziehungen von Arabien aus statt.

Abschluss.

So, in grossen Zügen, sah die Welt aus, in welche Juden und Sidonier mit ihren Goldflotten um's Jahr 1000 hineintraten. Nach welcher Seite sie sich wendeten, das ist die lang umstrittene Frage. Wir werden sie beantworten müssen, indem wir in dem umschriebenen Gebiet uns nach urkundlichen Spuren von ihrer Anwesenheit umsehen. Mit anderen Worten, um feststellen zu können, woher Sabäer, Juden und Phöniker um's Jahr 1000 v. Chr. Geburt ihr Gold herholten, müssen wir Goldminen nachweisen, welche dieser Epoche deutlich angehören und charakteristische archäologische Merkmale von der Anwesenheit der drei beteiligten Nationen enthalten.

Wenn meine Leser mit mir einverstanden sind, dass der Besuch der Königin von Saba in Jerusalem in kausalem Zusammenhang mit den Goldexpeditionen der beiden verbündeten Könige stand, werden sie mit mir von vorn herein geneigt sein, anzunehmen, dass die Reise in ein Gebiet ging, welches zu den Dependenzen des Sabäerreiches gehörte. Es ist nicht anzunehmen, dass die Königin Bilkis ausser den Geschenken, welche sie Salomo persönlich brachte, und welche in den Königsannalen im Einzelnen aufgezählt werden, ihm auch noch das Gold der Ophir-Expeditionen direkt zum Geschenk machte. Denn sonst würde dies mitgeteilt sein. Aber vielleicht wies sie ihren Freund auf das Land hin, wo er sich selbst sein Gold suchen lassen könne, und sie gab ihm, was wir heute eine Minen-Konzession nennen würden.

* * *

Etymologie von Ophir.

Ich werde im Folgenden darthun, dass das Ziel der Hiram-Salomonischen Expedition nur das Sabäer-Gebiet zwischen Zambesi und Sabi gewesen sein kann.

Bevor wir zu unserer entscheidenden Untersuchung schreiten, haben wir einige etymologische Experimente zu unternehmen. Und zwar müssen wir versuchen, uns klar zu machen, was denn das Wort Ophir selbst für eine Bedeutung haben mag.

Da muss ich zunächst darauf aufmerksam machen, dass die Vokale in den semitischen Sprachen von keiner wesentlichen Bedeutung sind. Die Konsonanten als das eigentliche Gerippe des Wortes stehen fest, aere perennius; die Vokale fluktuieren. Der Konsonanten hat aber jedes Wort im allgemeinen drei. Die lebendige hebräische Sprache hatte keine Vokalzeichen. Sie starb im zweiten Jahrhundert vor Christi Geburt bereits aus, und an ihre Stelle trat das Aramäische. Die Vokalzeichen wurden erst im 7. Jahrhundert n. Chr. hinzugefügt, als das Hebräische zu einer reinen Gelehrtensprache, wie das heutige Latein erstarrt war. In dem hebräischen Namen Ophir dürfen wir demnach auf das o und das i kein zu grosses Gewicht legen. Das Wort wird in der Genesis אוֹפִר in den Königsannalen אוֹפִיר geschrieben, hat aber als Stamm einfach die drei Konsonanten א,פ,ר (aleph, phi, resch). Wie die Hebräer es ursprünglich ausgesprochen haben, können wir nicht wissen.

Wir müssen ferner beachten, dass Ophir für die Hebräer ein ausländisches Gebiet war, dessen Namen sie von den Himyariten oder Südarabern kennen lernten. Wenn wir den eigentlichen Namen des Landes erfahren wollen, müssen wir uns demnach bei den Südarabern umthun. Nun hatte Sprenger Ophir mit dem arabischen afir (südarabisch ofer) identifiziert, und eine Autorität wie Gesenius war ihm hierin gefolgt. Afir, ofer, aber sollte Rot bedeuten. Durch diese Auslegung, welcher auch ich in meiner Schrift: „Das Goldene Ophir Salomo's" gefolgt bin, ist die Ophir-Forschung für eine Zeit lang auf Abwege geleitet worden. Denn nach Eduard Glaser (Skizze der Geschichte und Geographie Arabiens, II, 378) ist sie falsch. Es gibt kein südarabisches Wort ofer, welches rot bedeutete. Rot in der Mahra-Sprache ist A'fur. „Zwischen Ophir und A'fur", aber, so schreibt mir Dr. Glaser am 30. Januar 1902, „kann kein Zusammenhang

bestehen, denn ersteres ist eine ganz ursemitische Form(אופיר) während letzteres אעפר ist, also einem ganz anderen Stamm angehört." Glaser leitet also die Nichtzusammengehörigkeit von Ophir und A'fur aus dem ajin hinter dem Aleph in letzterem Wort ab. Ich erkenne seine Autorität in dieser Frage an, und gebe demnach die von mir im „Goldenen Ophir Salomo's" versuchte Etymologie des Wortes Ophir aus „Rot" auf. Damit freilich fällt noch lange nicht die in derselben Schrift gegebene Ableitung unseres Wortes Afrika aus den Stammkonsonanten von Ophir, Aleph, phi, resch, über den Haufen, wie Professor Keane (a. a. O.) 65—66 behauptet „So bricht ein ganzer Erdteil zusammen," ruft er aus. Demgegenüber weise ich darauf hin, dass die Bedeutung des Wortes Ophir nicht das Geringste zu thun hat mit seiner Umbildung in das lateinische Africa. Bei dieser Gelegenheit möchte ich übrigens bemerken, dass Keane selbst Glaser's Einwendung augenscheinlich missverstanden hat, wenn er (S. 66) sagt: „Glaser zeigt noch überzeugender, dass das südarabische A'fur nicht das Geringste mit „rot" zu thun hat." Dies sagt Glaser, wie wir gesehen haben, keineswegs, sondern er behauptet, dass das südarabische A'fur = „rot", nicht das Geringste mit Ophir zu thun habe, was ungefähr auf das Gegenteil von Keane's Angabe hinausläuft.

Ein südarabischer Name für Ophir ist uns, nach Glaser, nicht bekannt. Aber Gesenius und Andere geben an, dass Ophir im Südarabischen Aphir ausgesprochen sein muss. Derselben Ansicht ist Glaser, wenn er das ostarabische Apir mit Ophir identifiziert (p=ph). Um den Unterschied zwischen o und a brauchen wir bei dem Gang unserer Untersuchung uns also nicht zu kümmern. Aber, da die Hebräer das Goldland sicherlich durch Vermittlung der Südaraber kennen lernten, werden wir die Aussprache dieser Letzteren auch als die für uns massgebende annehmen und demnach eher Anklänge an Afir als an Ophir in dem in Frage kommenden Gebiet erwarten dürfen. Es empfiehlt sich indes, bei der Flüssigkeit der Vokale uns im Wesentlichen an die Konsonanten des Wortes zu halten. Diese sind, noch einmal gesagt, aleph (im Hebräischen als Konsonant behandelt) phi, resch. Die Wurzel

des Namens, deutsch geschrieben, ist A.F.R. Dies wurde von den Semiten guttural ausgesprochen, was bei dem einen Stamm mehr auf a, dem anderen mehr auf o, bei dem dritten mehr auf u ausgeklungen haben mag. Beispiele von solchen verschiedenen Mitlautern in verschiedenen Gegenden kann man aus den lebenden semitischen Sprachen zu Hunderten herbeibringen. Es ist also unwesentlich, ob das Wort in einzelnen Gegenden Ophir, oder Aphir, oder Ophar, oder Aphar, oder Aphur gesprochen wurde. Dagegen entscheidend für seine Rekognoszierung sind immer die drei Stammkonsonanten: aleph, phi, resch. Wo dieses Land A. F. R. lag, gilt es für uns, festzustellen.

A. F. R.

Von grossem Interesse hierfür würde es nun sein, wenn es uns gelänge, eine klare Etymologie dieses Wortes A. F. R. zu finden. Die würde uns vielleicht einen Schlüssel zur Lösung unseres Problems liefern können. Leider ist solche Erklärung von den Semitologen bislang nicht gefunden. Es ist noch nicht einmal erwiesen, ob der Name ursprünglich semitisch, oder aus einer anderen Sprache übernommen ist. Dr. Glaser hat den geistreichen Einfall, das griechische ἄπυρος, (Attribut für Gold) von Apir abzuleiten, und empfiehlt Gelehrten des Griechischen zu untersuchen, ob das Wort ἤπειρος, Epirus, Strand, nicht irgendwie hiermit zusammenhängt. Da Apir, welches Glaser für das Ophir der Genesis hält, das Küstengebiet des Goldlandes Hevilah sei, würden wir auf diese Weise „Küste oder Strand" als die Bedeutung von Apir oder Ophir erhalten.

Professor Keane verwirft diese Erklärung. Er (a. a. O. 86—87) identifiziert vielmehr Ophir mit Sapphar, Sapphar mit Tafar, welches metropolis oder Hauptstadt bedeute. Ophir ist ihm also Hauptstadt schlechtweg. Indes sagt Keane selbst, seine Beweisführung für diese Auslegung sei nicht allzu stark begründet. Ich finde, sie widerspricht sowohl dem Sinn der Genesis, wo Ophir, als ein Landstrich zwischen Saba und Hevilah genannt ist, als auch allem, was wir aus den Königen und der Chronika über Ophir wissen. Niemals würden die Verfasser in Jerusalem gesagt haben, die Flotten fuhren nach der „Hauptstadt", ohne anzugeben, nach welcher „Haupt-

stadt" sie führen. Denn für die jüdischen Autoren war Jerusalem die Hauptstadt. Wir können demnach Keane's Erklärungsversuch auf sich beruhen lassen.

Ich glaube in der Lage zu sein, das Nachdenken der Semitologen auf eine besser begründete Theorie zu richten. Couto, ein portugiesischer Schriftsteller aus dem 17. Jahrhundert, spricht über die Goldminen in Zambesia und erwähnt dabei Folgendes: „Die reichsten Minen von allen sind die von Massapa, wo sie die Abessynische (Abasische) Mine zeigen, von welcher die Königin von Saba den grösseren Teil des Goldes nahm, welches sie König Salomo für den Tempel gab. Und es ist Ophir, denn die Kaffern nennen es Fur und die Araber Afur." Um die Tragweite dieser Notiz zu kennzeichnen, weise ich darauf hin, dass die Portugiesen diese und ähnliche Mitteilungen von den Arabern an der Küste und in Sena empfingen. Diese Araber waren die Nachfolger und wohl auch die Nachkommen der alten südarabischen Eroberer. Es scheint, dass sich eine Jahrtausend alte Tradition in Bezug auf diese Namen erhalten hat. Uns interessiert hier die Identifizierung des Namens Afur, in welchem wir unser A. F. R. wiedererkennen mit dem Negerworte Fur. Fur aber ist das Fura der Makalanga von heute, und die Mine, von welcher Couto spricht, ist der immer wieder erwähnte Berg Fura. Nun habe ich seiner Zeit erwähnt, dass Fura heute bei den Eingeborenen in Zambesia ein „Loch" oder eine „Mine" bedeutet. Sie bilden selbst ein verbum kufura, welches graben oder Metall schürfen bedeutet: kufura nangura = Eisen schürfen, kufura delama = Gold schürfen. Wenn Fura eine Negerverstümmelung aus dem arabischen Afur, unserm A. F. R. ist, so wird demnach A. F. R. ursprünglich ebenfalls Mine geheissen haben, und wenn dies kein ursemitisches Wort ist, so haben die Hymyariten es vielleicht zu sehr früher Zeit, jedenfalls lange vor Abfassung der Genesis, aus einer afrikanischen Sprache übernommen.

Ich werde in meiner Annahme bestärkt durch die höchst interessante Thatsache, welche ich Professor C. Le Neve Foster verdanke, dass nämlich in Cornwallis, und zwar ebenfalls auf

dem Grund alter phönikischer Minenarbeiten, heute noch der Name einer Mine „Wheal Vor“ ist. Augenscheinlich haben wir hier in Vor denselben Stamm wie in Fur, und mit derselben Bedeutung. Nun werden mir meine Kritiker zugeben, dass diese Übereinstimmung an zwei geographisch so weit getrennten Punkten altpunischen Herrschaftsgebietes im hohen Grade beachtenswert ist. Ich möchte Forscher in den alten semitischen Sprachen auffordern, sich nach weiteren Analogien in dieser Richtung umzusehen.

Der Name Afrika.

Ich habe im ersten Kapitel dieses Buches erwähnt, dass ich es für wahrscheinlich halte, dass unser Name Afrika die lateinische Umbildung aus dem altsemitischen A. F. R. ist. Dass das Adjektiv africus aus Afer entstanden ist, brauche ich nicht erst zu beweisen, da jeder Quartaner eines deutschen Gymnasiums dies weiss. Die Frage ist, ob das lateinische Afer identisch mit dem semitischen A. F. R. ist. Dies ist mehr als wahrscheinlich, da es sich um ein rein punisches Gebiet handelt, von dem die Römer dieses Wort entnahmen. Die Erweiterung des ursprünglich auf das südafrikanische Minengebiet beschränkten Namens auf den ganzen Erdteil hat nichts Wunderbares. Wenn die alten Südaraber Afrika des Goldes wegen aufsuchten, so ist es sehr nahe liegend, dass sie zunächst das Endziel ihrer Fahrten, das eigentliche Minengebiet, mit A. F. R. bezeichneten. Je mehr sie hernach von diesem Erdteil kennen lernten, um so weiteren Umfang gewann auch der Name, bis er endlich auch in Nordafrika erschien. Seine Etymologie wurde wahrscheinlich allmählich vergessen, wie dies gewöhnlich ist! Wer denkt z. B. bei Australien heute noch an „Südland“, bei „Florida noch an „Blumenland“, etc.

Ebensowenig widerspricht die Thatsache, dass die Römer mit Afrika ebenfalls zunächst nur ein bestimmtes Gebiet, die karthagische Provinz, benannten, dieser Ableitung von Afer aus A. F. R. Hier können wir positiv beweisen, dass der lokale Name im Verlauf einer Reihe von Jahrhunderten auf den ganzen Erdteil übertragen wurde, haben also ein geschichtliches Analogon für die Übertragung des altsemitischen A. F. R. von einem bestimmten Distrikt auf das Ganze.

Ich halte es nun aber nach wie vor, und trotz vieler Ein-

wendungen von den verschiedensten Seiten für sehr naheliegend, dass die Römer ihr Wort Afer, mit welchem sie die Afrikaner benannten, von den Karthagern erhielten, und dass es nichts als eine Lateinisierung des altsemitischen A. F. R. ist. Dass dann aus Afer africus, terra africa, Afrika wurde, das ist keine Hypothese mehr, sondern eine völlig bekannte, und von keinem bestrittene philologische Thatsache.

Was für eine Bewandtnis es mit dem Ophir der Genesis im Zusammenhang dieser von mir vorgenommenen Ableitung haben mag, ist aus den dürftigen Angaben, welche wir vor uns haben, nicht ersichtlich. Die Danakil, ein Somalistamm am Golf von Aden, nennen sich selbst Afar. Vielleicht ist es der in der Genesis genannte Stamm, der mit vielen anderen Poen seinen Wohnsitz nach Afrika verlegte. Vielleicht haben die Ophiriten in Arabien ihren Namen ursprünglich erhalten, weil sie sich auf Minenarbeit geworfen hatten. Die Nachbarschaft des goldreichen Hevilah und auch Saba's könnte die Veranlassung dazu gewesen sein. Hiervon jedoch wissen wir nichts. Dr. Glaser meinte in einem Privatbrief an mich, dass die Ophiriten ähnlich wie Ausanier oder Sabäer, vielleicht ebenfalls in Südafrika eine Kolonie gegründet hätten, und diese alsdann das Ophir der Salomonischen Epoche gewesen sei. Auch hierfür haben wir keinerlei geschichtlichen Beleg, und wir brauchen auf solche Hypothese nicht zurückzugreifen, wenn wir nachweisen können, dass A. F. R. oder Fura bis auf den heutigen Tag in Südafrika der Name für Mine schlechtweg ist. Dann bedeutete die Fahrt nach Ophir eben eine Expedition in das den Zeitgenossen völlig bekannte „Minengebiet" schlechtweg.

Übrigens stimme ich mit Professor Keane und Andern durchaus darin überein, dass es gefährlich ist, in solchen Fragen mit blossen Etymologien viel beweisen zu wollen. Wir alle wissen heute, was der „Rand" bedeutet. Wie bedaure ich die armen Gelehrten, welche nach vielen Jahrtausenden vielleicht versuchen müssen, aus der Etymologie des Wortes „Rand" herauszubekommen, woher das London, Berlin, Paris des zwanzigsten Jahrhunderts den Hauptertrag ihres Goldes bekommen haben.

Verlassen wir also diesen gefährlichen Grund, in welchem auch der vorsichtigste und scharfsinnigste Forscher Gefahr läuft, zu versinken, und begeben wir uns auf den festeren Boden archäologischer Thatsachen zurück.

* * *

Arabische Ophir-Theorie.

Während wir uns im allgemeinen am Indischen Ocean orientiert haben, sind die Flotten Hiram's und Salomo's das Rote Meer hinuntergefahren. Dass Hiram's Leute die Führung der Expedition hatten, geht aus der Überlieferung klar hervor. Ich finde einen weiteren Beleg hierfür auch in I Könige IX. 14—15, wo es heisst:

„Und Hiram hatte dem Könige gesandt hundert und zwanzig Kikkar Gold. Und dasselbe ist die Summe der Zinsen, die der König Salomo aufhob, zu bauen des Herrn Haus, und Millo, und die Mauern Jerusalem's, und Hazor, und Megiddo und Gaser."

Solchen Betrag an Gold konnte der König von Sidon also abgeben, lange bevor er an die Ophirfahrt mit Salomo ging. Augenscheinlich also hatten die Sidonier die Goldquellen schon vorher gekannt, vielleicht waren sie es auch, welche David's Minenleute hinaus geführt hatten. „Ruhig lebten sie", meldet bereits das Buch der Richter, „nach der Weise der Sidonier, sicher und wohlgemut im Besitz von Reichtum." (XVIII, 7.) Der Reichtum dieser alten phönizischen Handelsstadt war traditionell und sprichwörtlich.

Wohin führten diese Piloten nun die verbündete Flotte?

Dass die Expedition an der Südküste von Arabien ihr Ende gefunden habe, erschien uns im allgemeinen unglaubwürdig, weil die Handelswege von Jerusalem zum Lande der Königin von Saba über Land führten. Wenn die Fürstin Bilkis selbst, die Herrin eines überseeischen Kolonialgebietes, ihre Geschenke auf Kameelen durch die Wüste zur Residenz Salomo's brachte, ist kaum anzunehmen, dass dieser, ein rein kontinentaler Fürst, seinerseits den Seeweg zu ebendemselben Lande genommen hat. Von Ezeon-Geber musste er die Waren durch eine Kameel-Expedition nach Jerusalem befördern lassen. Ist es nicht mehr als wahrscheinlich, dass, wenn es sich

nur um eine arabische Expedition handelte, er sich überhaupt auf eine solche beschränkt haben würde?

Das Hauptprodukt der Ophir-Expedition war Gold. Nun hat neuerdings Eduard Glaser eine Reihe von Plätzen in Arabien nachgewiesen, an denen früher Gold gearbeitet worden ist (s. Geschichte und Geographie Arabiens, 340—353). Aber diese Goldausbeute beschränkte sich augenscheinlich auf kleine alluviale Arbeiten, und genügte nicht, die grossen Massen zu erklären, welche allein Salomo durch die Ophirfahrten erhielt. Auch die alten Arbeiten, welche Sir Richard Burton in Midiam, in Arabia Peträa nachgewiesen zu haben glaubte, werden von Professor Keane (s. a. a. O. Kap. IV) in das Land der Fabeleien verwiesen. Wir ersehen zwar aus Könige X, 15, dass arabische Händler Gold nach Jerusalem brachten. Aber dasselbe wird im Vergleich mit dem Ophir-Gold als nebenbei und als eine Bagatelle erwähnt, und gerade diese Gegenüberstellung liess uns darauf schliessen, dass Ophir mit seinem Gold nicht in Arabien zu suchen sei.

Der zweite grosse Ophir-Artikel, das Elfenbein, passt nun überhaupt gar nicht auf Arabien, auch das Ebenholz nicht und nicht die Tukkhiim, mögen wir sie nun als Pfauen oder als Perlhühner auslegen. Dies weist uns alles auf Afrika hin.

Keane's Theorie.

Nun hat Professor Keane in seinem Buch: „The gold of Ophir, whence brought and by whom" den Nachweis versucht, dass das Ophir-Gold zwar ursprünglich aus Rhodesia komme, dass aber der Hafen, von welchem die verbündeten Könige es geholt hätten, Ophir, in Südarabien gelegen gewesen sei; oder vielmehr, Ophir, im Westen vom Berge Sephar, war auch nicht der Hafen, sondern vielmehr die Hauptstadt, in welcher das Gold gehandelt wurde. Der Hafen wo die Flotten landeten, war Moscha, welches nach Keane Hafen schlechtweg bedeuten soll. Gegen diese Etymologie von Moscha wendet sich Dr. Glaser aus linguistischen Gründen. Gegen die Auseinanderreissung des Gold*landes* und des Hafens, von wo es geholt wurde, habe ich selbst eine Reihe von Einwänden.

Professor Keane behauptet, das heutige Rhodesia sei identisch mit dem alttestamentlichen Hevilah. Aber für diese überraschende Behauptung bringt er nicht einen einzigen sach-

lichen Beweis. Hevilah wird in der Eden-Tradition als ein Goldland erwähnt. Aber, wie Glaser nachgewiesen hat, lag dieses Eden-Hevilah im östlichen Arabien, und zwar gegen das Nordende des Persischen Golfes. Es ist nach Glaser der Gebirgsstock von Jemâma. Keane versucht zwar, diese Annahme Glaser's umzustossen. Aber er kann kein Argument herbeibringen, woraus sich ergäbe, dass dieses Hevilah nicht in der Nähe des unteren Stromgebietes des Euphrat zu suchen wäre. Was ihn veranlasst, es über den weiten Indischen Ocean nach Rhodesia zu verlegen, darüber spricht er sich nicht aus. Es ist wahr, Rhodesia ist ein Goldland, aber muss es deshalb Hevilah sein? Eine solche Behauptung ist doch mehr als kühn und entbehrt jeder wissenschaftlichen Grundlage.

„Gold von Ophir" ist nach Keane eine stereotypisch gewordene Redensart, die ebensowohl von dem Hafen, wo das Gold verladen wurde, als von dem Lande, aus dem man es gewann, entstanden sein könne. Ich frage meine Leser, ob die oben zusammengestellten Belegstellen in der That diese Auslegung basieren, ob sie nicht viel mehr das Ophir der Salomonischen Epoche als ein goldproduzierendes L a n d erscheinen lassen? Aber, wenn man die Keane'sche Interpretation auch daraus entnehmen könnte, so müssten wir doch irgend einen geschichtlichen haltbaren Grund haben, um solche Komplikation des Problems anzunehmen. Es genügt doch nicht, dass man eine Auffassung aus Geschichtsquellen herauslesen k a n n , wenn man keinen Grund vorzubringen vermag, weshalb diese Auffassung denn wahrscheinlicher sei als die einfachere Annahme. Einfacher ist aber ohne Frage das einzelne Ophirproblem, als die völlig unmotivierte Hineinziehung von Hevilah.

Indes ich brauche mich auch gar nicht einmal auf solche allgemeinen quellenkritische Gesichtspunkte zu beziehen. Ich kann die Keane'sche Hypothese direkt als unhaltbar beweisen. Sie spricht indirekt aus, dass die Juden ihr Gold im südarabischen Ophir von den Sabäern, welche es in Südafrika wuschen, gekauft haben. Denn es wird ausdrücklich von den Geschenken, welche die Königin von Saba ihnen brachte, gesondert erwähnt. Aber es wird auch abgesondert von dem

Gold, welches er von den arabischen Händlern kaufte. Indes sehen wir hiervon ab. Stellen wir uns einmal auf den Standpunkt, dass er Schiffe nach Südarabien schickte, um dort von den Sabäern südafrikanisches Gold einzuhandeln, so bleibt der alte, schon von Ritter betonte, Einwand, mit was für Waren konnte er so grosse Massen des edlen Metalls kaufen? Mit Silber nicht, „denn das war für nichts geachtet zu den Zeiten Salomo's". Auch nicht mit Edelsteinen oder Elfenbein, denn diese Güter erhielt er erst durch Ophir-Fahrer. Was konnte der König von Juda aus einem rein ackerbautreibenden Land wohl nach Arabien schicken, um Gold in grossen Mengen, Elfenbein, Edelsteine, Ebenholz etc. einzuhandeln? Die Antwort Professor Keane's, die Tharschisch-Leute (von Sofala) hätten das Gold durch Sklaven arbeiten lassen, trifft diesen meinen Einwand nicht, da es sich ja nicht darum handelt, wie die Sabäer das Gold erlangt haben, sondern womit die Juden es von den Sabäern eingetauscht haben. Hierauf bleibt Keane die Antwort völlig schuldig, und er muss sie schuldig bleiben, weil unsere Quellen keinerlei Andeutung darüber geben. Wir finden aber nichts darüber in den Quellen, einfach, weil das Gold der Ophirfahrten überhaupt nicht durch Handel, sondern durch Minenbetrieb erworben wurde, wie schon Eupolemos von der David'schen Zeit berichtete.

Und nun kommt die eigentliche Überraschung in Bezug auf Keane's Theorie. Nachdem er uns im 8. Kapitel hat überzeugen wollen, dass das Salomonische Ophir in Südarabien gelegen gewesen sei, und dass hier das Endziel der Schifffahrt für Hiram's und Salomo's Schiffe war, geht er im 12. und 13. Kapitel seines Buches in sehr klarer Weise daran, nachzuweisen, dass die Flotten keineswegs nur bis Südarabien gegangen seien, dass sie vielmehr bis Madagaskar kamen, wo sie dauernde Kultureinflüsse zurückliessen, und dass sie von Madagaskar zur gegenüberliegenden südafrikanischen Küste übersetzten. Ich stimme diesen Ausführungen völlig bei und nehme sie zur Unterstützung meiner eigenen Ansicht in Anspruch. Aber ich konstatiere, dass hiermit Professor Keane seine eigene Hypothese in die Luft sprengt. Wenn die Flot-

ten Hiram's und Salomo's bis Südafrika fuhren, so blieben sie also nicht in Südarabien, und nieder geht die Theorie, dass das Gold wohl aus Südafrika kam, von den Mittelmeervölkern aber in Südarabien in Empfang genommen wurde.

Ich fasse die Gründe zusammen, weshalb ich nicht glaube, dass die Flotte der Könige Hiram und Salomo ihr Endziel in Südarabien hatten.

Ich glaube nicht, dass der Beherrscher des kontinentalen jüdischen Reiches eine See-Expedition nach dem Sabäerland schickte, wenn die Königin der seefahrenden Sabäer eine Expedition über Land in die Hauptstadt des Judenlandes unternahm.

Es ist ausgeschlossen, dass die Juden Gold in Südarabien selbst gearbeitet haben. Auch war Arabien nicht goldreich genug, um die Massen zu liefern, welche durch die Ophir-Expeditionen nach Jerusalem kamen.

Es ist ferner ausgeschlossen, dass Salomo Gold in solchen Mengen, wie es vielleicht vom Ausland nach Arabien gekommen sein mochte, dort durch Tauschhandel erwerben konnte. Sein Land war nicht imstande, die erforderlichen Tauschartikel zu produzieren.

Arabien konnte auch das Elfenbein nicht liefern, welches als zweiter Artikel der Ophirfracht genannt wird.

Ebensowenig gab es in Arabien die Algumim (edlen Hölzer) und Tukkhiim (Pfauen oder Perlhühner).

Auch sprechen die drei Jahre, welche als Dauer der Ophir-Expeditionen genannt werden, dagegen, ihr Ziel in einem Hafen Arabiens zu suchen.

Parvaim-Gold.

Arabisches Gold neben dem Ophirgold fand seinen Weg nach Jerusalem (s. Kön. X, 15). Wahrscheinlich gehört das Parwaim-Gold, welches II. Chronika 3, 5—6, erwähnt wird, unter diese Klasse. „Das grosse Haus aber spündete er mit Tannenholz und überzog es mit dem besten Golde, und machte darauf Palmen und Kettenwerk. Und überzog das Haus mit edlen Steinen zum Schmuck, das Gold aber war Parwaim-Gold." Diese Erzählung bezieht sich auf den Tempelbau, welcher nachweislich stattfand, bevor Salomo Schiffe in Ezeon-Geber bauen liess. Ich bin daher der Meinung,

dass die bisherigen Ausleger, welche, wie auch Dr. Glaser, Parwaim-Gold mit Ophir-Gold identifizieren, im Irrtum sind. Ich möchte eher annehmen, dass Parwaim-Gold hier im Gegensatz zu Ophirgold genannt ist. Es mag sein, dass Dr. Glaser im Recht ist, welcher Parwaim in Sak-el-Farwain in Nordarabien wieder erkennt, und dieses Gold aus Hevilah stammen lässt, obwohl dem widerspricht, dass dieses Farwain nicht einmal als Minendistrikt aufgeführt ist. Es könnte jedoch sein, dass der Name, der sich früher auf einen grossen Distrikt bezog, nur an einer einzelnen Stelle haften geblieben ist.

Dass die Südaraber der Salomonischen Epoche Goldhandel im Grossen betrieben, geht aus unserer Überlieferung klar hervor. Dass aber Hiram und Salomo ihre Flotten nicht schickten, um solchen Zwischenhandel zu betreiben, haben wir gesehen. Wir müssen demnach annehmen, dass sie Expeditionen an die Quelle selbst schickten, woher das edle Metall gegen Norden strömte, wie schon David vor ihnen gethan hatte. Ihre Flotten waren also noch nicht an ihrem Ziel, als sie nach der Fahrt durch das „Thränenthor“ um die Südwestecke Arabiens herumgebogen waren, sondern sie hatten weiter in die geheimnisvollen Fernen zu segeln.

* * *

Indische Theorie.

Also fuhren sie vielleicht gegen Osten, auf Indien zu? Lange hat die Menschheit dies angenommen. Ophir wurde in Indien gesucht, seit die arabischen Muhamedaner das biblische Wort mit El-Hend = Indien übersetzten. Auch die Septuaginta und Flavius Josephus sind dieser Auslegung gefolgt. In neuerer Zeit aber waren ihre namhaftesten Vertreter Lassen und Karl Ritter.

Der Grund hierfür ist nicht schwer zu finden. Indien galt dem gesamten Altertum und auch dem Mittelalter als das geheimnisvolle Land des unerschöpflichen Reichtums. Auch war es frühzeitig bekannt, dass ein uralter Handel von Arabien, und durch dieses, vom Mittelmeergebiet mit der Indischen Halbinsel statt hatte. Doch wissen wir heute, dass Ostindien niemals zu den Goldländern unseres Planeten gehört hat. Es war niemals ein Gold produzierendes,

sondern von jeher bis auf den heutigen Tag ein Gold importierendes Land. Mit dieser Thatsache allein fällt sein Anspruch, das Ziel der biblischen Ophirfahrten gewesen zu sein.

Auch der zweite Artikel der Ophirfahrten, das Elfenbein, hat seine Heimat nicht in Indien. Der indische Elephant hat bekanntlich kleine Zähne, und sie haben zu keiner Zeit eine grosse Rolle im Welthandel gespielt.

Was wollen demgegenüber die philologischen Betrachtungen Lassen's bedeuten? Auch wenn er erwiesen hätte, dass die hebräischen Namen der Ophir-Artikel indischen Ursprunges seien, würde er damit noch nicht dargethan haben, dass auch diese Artikel selbst aus Indien gekommen sind. Denn die Beziehungen zwischen den beiden Sprachen sind uns viel zu unbekannt. Wir wissen nicht, in welcher Epoche sie auf einander eingewirkt haben. Aber Lassen hat seine Behauptung nicht bewiesen, wie ich bereits in meiner Schrift: „Das Goldene Ophir Salomo's" (S. 20—23) dargethan habe. Ganz hinfällig ist es, wenn er und Ritter die Abhira an der Indusmündung mit den biblischen Ophiriten identifizieren wollen. Denn Abhira heisst übersetzt „Kuhhirten", ist also gar keine Völkerbezeichnung. Nun können Kuhhirten an Fremde wohl Milch oder auch Fleisch und Häute verhandeln. Aber wo und wann haben wir gehört, dass Kuhhirten gleichzeitig Goldhandel getrieben hätten? Und noch dazu Goldhandel in dem Umfang, wie die Bibel dies voraussetzt? Sie würden wohl sehr bald aufgehört haben, Kühe zu treiben.

Wenn die Flotten nach Indien gegangen wären, um Gold von den kriegsstarken arischen Stämmen zu holen, so hätten sie es jedenfalls, wie in Arabien, kaufen müssen. Da bliebe denn dieselbe Schwierigkeit, welche Artikel sie dagegen auf den Markt gebracht hätten. Die Schwierigkeit ist aber hier noch grösser, weil einer Kuhhirtenbevölkerung noch weniger als den arabischen Städten mit den ackerbaulichen Produkten des jüdischen Reiches gedient war.

Entscheidend gegen die indische Theorie ist die Thatsache, dass dort keine Spuren alter Goldminenarbeit gefunden sind. Dort sind keine Ruinenketten, welche auf die Anwesenheit einer vorhistorischen Minenbevölkerung schliessen

lassen können. Für den Standpunkt, welchen wir bei dieser Untersuchung eingenommen haben, fehlt demnach jede Grundlage, das biblische Ophir an dieser Ostseite des Indischen Oceans zu suchen, und wir müssen aussprechen, dass die Alexandriner und Flavius Josephus, Lassen und Karl Ritter mit so vielen Anderen im Irrtum waren, wenn sie meinten, dass das Gold des Salomonischen Hofes seinen Ursprung in Ostindien gehabt habe.

* * *

Ophir in Afrika.

Wenn die Ophirfahrer sich also nicht gegen die Ostseite des Indischen Oceans gewendet haben, so bleibt nur dessen Westküste, d. h. Afrika für uns übrig, um die Spuren ihrer Anwesenheit zu suchen. Und hier werden wir sie allerdings tief eingeprägt finden.

Shasu.

In Ostafrika konnten Goldsucher, die von Norden kamen, sich zunächst zu dem oft genannten Goldland Sasu oder Shasu wenden. Dieses lag nach einer Beschreibung des Cosmas Indicopleustes etwa 50 Tagereisen hinter Axum. Wenn diese Angabe richtig ist, würden wir, die Tagereise zu 10 engl. Meilen gerechnet, das Gebiet etwa 500 Meilen von Axum entfernt suchen müssen. Dies würde uns, gegen Süden gerechnet, etwa in's nördliche Gallaland führen. Es ist mir nicht bekannt, ob in dieser Gegend alte Goldminen entdeckt sind. Glaser legte den Golddistrikt 1890 (Skizze der Geschichte und Geographie Arabiens p. 204) zwischen Ras Hafûn und Juba, 1899 (Punt und die südarabischen Reiche p. 4) in die Landschaften östlich vom Rudolphsee.

Wir können den Distrikt genauer aus der egyptischen Überlieferung bestimmen. Sos oder Shasu heisst Hirten oder Bedâwin (Beduinen). Das Wort tritt auf in dem bekannten Namen Hyksos (Hirtenkönige). Die Hyksos waren unfraglich Semiten und zwar kamen sie nach Ägypten aus den nordwestarabischen Steppen. Sie werden in ägyptischen Denkmälern als Amu bezeichnet (s. Papyrus Sallier II im britischen Museum, Inschrift der Hatschepsut im Felsentempel, bekannt als Spero-Artemidos südlich von Beni Hassan etc. — s. hierzu Flinders Petrie „A History of Egypt" vol. II).

Nun hatten die Ägypter mancherlei Beziehungen zu dem

Lande der Shasu, welches im Süden ihres Gebietes lag. König Thotmes III. nimmt von ihnen folgenden Tribut (Petri II, 121): 197 männliche und weibliche Sklaven, 229 Stuten, 2 Deben Gold-Schalen, 12 quent Goldringe, 30 Deben wirkliche Lasursteine, Silberschalen, einen Humpen, eine Vase in der Form eines Stierhauptes, 325 verschiedene Vasen mit Silberringen, einen Wagen, weisse wertvolle Steine und eine Reihe anderer Edelsteine aus diesem Lande. Ausserdem Weihrauch verschiedene Oele, Töpfe voll Honig, 1405 Krüge Weins, 84 Bullen, 1183 Stück kleines Rindvieh, Bronze etc. mit allem Produkt dieses Landes."

Wir sehen, der Tribut von Shasu besteht im Wesentlichen aus Edelmetallen und Edelsteinen, und zwar kunstmässig gearbeitet. Aber auch Pferde und Rindvieh sind dabei.

Ich glaube, wir dürfen nicht so weit südlich, als wie zum Rudolph-See gehen. Diese Beschreibung passt durchaus nicht auf jene öde Gegend. Dass es sich bei Sasu und Shasu um ein und dasselbe Gebiet handelt, ist selbstverständlich. Es ist nicht anzunehmen, dass es ein Goldland der Shasu und ein anderes der Sasu gegeben hätte. Mit Shasu aber hatten die Ägypter regelmässige Überland-Verbindungen. Es ist dies im Auge zu behalten im Gegensatz zu Punt, wohin man über See ging. Dass die Bewohner dem punischen Völkerstamm angehörten, geht aus dem Namen hervor. Sie waren einer Rasse mit den Beduinenstämmen der Hyksos, welche Ägypten 511 Jahre unter ihre Herrschaft knebelten. Ich möchte trotz der Notiz des Cosmas annehmen, dass es sich um Beduinenstämme in der Nubischen Wüste handelt. Hier sind alte Goldminen gefunden worden, hier haben wir heute noch eine viehzüchtende Nomadenbevölkerung = Shasu. Dann bleiben wir mit dem Goldland Sasu im Bereich des Roten Meeres. Zur Unterstützung dieser Annahme darf ich darauf hinweisen, dass der Name Nuba in Ägypten nicht das dort wohnende Volk bezeichnet, sondern ein an Gold reiches, südliches Land (Nub). Wie innig die Beziehungen zwischen Ägypten und Nubien waren, wird nicht nur bewiesen durch die Kette der alten Goldminen in der Nubisch-arabischen Wüste, sondern durch eine Reihe von anderen altägyptischen Denkmälern in diesem

Lande. Uralte Tempel mitten in der Sandwüste, mit einer Sphinxallee bei Sebuah, bei Assûan und anderen Orten thun dar, dass wir uns hier im Bereich der echten Pharaonenkultur befinden.

Der Hafen für dieses Gebiet ist Suakin. Nun hätten freilich hier die Flotten Salomo's und Hiram's anlegen können, um ihr Gold einzunehmen. War doch Salomo der Schwiegersohn des damaligen Pharaoh, Psusennes II. Aber für eine solche Annahme haben wir gar keine quellenkritische Grundlage. Hätten die Ophirfahrten irgendwie in Zusammenhang mit dem Reich der Pharaonen gestanden, so würden wir davon sicherlich eine Spur in unserer biblischen Überlieferung finden. Da dies nicht der Fall ist, haben wir auch nicht das Recht, eine solche Annahme auch nur hypothetisch aufzustellen. Auch treffen auf das unter ägyptischer Hoheit stehende Shasu-Land die Einwände zu, welche wir gegen Arabien und Indien geltend machen mussten. Die Juden konnten hier, inmitten einer hochentwickelten bergmännischen Bevölkerung nicht selbst nach Edelmetallen graben, mussten solche also kaufen. Womit konnten sie dieselben bezahlen?

Derselbe Einwand trifft auch zu, wenn wir das Land der Sasu südlicher suchen, etwa in Gallaland, oder, mit Glaser, gar am Rudolphsee. Immer bleiben wir im Bereich der ägyptischen Machtsphäre, und immer handelt es sich um eine gleichwertige Bevölkerung, welche nicht nur ihre Minen selbst bearbeitete, sondern auch die edle Goldschmiedekunst in hohem Masse beherrschte. Hier können wir demnach das Ziel der Salomonischen Ophirfahrt nicht suchen. An Sasu, oder besser dem Beduinenland mussten die kleinasiatischen Goldfahrer, wohl oder übel, vorbeisegeln.

* * *

Zambesia.

Dann aber konnte das Ziel ihrer Reise nur das Land zwischen Zambesi und Sabi sein. Denn ein weiteres nachgewiesenes antikes Goldminengebiet gibt es in Ostafrika nicht. Vom Kap Guardafui bis zur Mozambique-Küste haben wir keinerlei in Frage kommende Goldfunde aus dem Hinterland, und nirgendswo sind alte Goldminen und Ruinen entdeckt worden. Hier dürfen wir demnach auch nicht das Endziel

der Ophir-Expedition suchen. Aber südlich vom Zambesi finden wir alles, was wir nötig haben, wie ich jetzt darzuthun gedenke. Ich glaube, den Leser, welcher mir bis hierher gefolgt ist, endgiltig überzeugen zu können, dass hier, und nur hier, das A. F. R. der Südaraber gesucht werden kann.

Was ist denn nötig, um diesen Beweis zu führen? Zunächst müssen wir feststellen, dass in dem Gebiet, welches den Anspruch erhebt, für das alte Ophir zu gelten, wirklich eine klare und deutliche Goldformation vorliegt. Dazu genügt nicht, einzelne Belegstellen aus Schriftstellern herbei-



Felsblock, aus welchem die Alten Gold gewannen.

zubringen, dass hier oder da einmal Gold gewonnen sei, sondern wir wollen einen unanfechtbaren geologischen Beweis.

Sodann müssen wir darthun, dass in dieser Goldformation antike Nationen wirklich Gold gearbeitet haben, und zwar in einem solchen Umfang, dass sich die ungeheuren Massen, welche in der Bibel und anderswo genannt sind, ohne Zwang daraus erklären lassen. Es ist nicht genug, eine oder die andere alte Mine zu zeigen, sondern wir müssen einen ausgedehnten Minendistrikt mit alten Arbeiten in grossem Styl darthun.

Schliesslich müssen wir dort klare Reste ursemitischer Zivilisation finden, denn es handelt sich um alte semitische Unternehmungen, um das Herrschaftsgebiet südarabischer Stämme, um Expeditionen, welche Phöniker und Juden zusammen unternahmen.

Alles dies können wir in den Gebieten zwischen Zambesi und Sabi, aber nirgendwo sonst am Indischen Ocean nachweisen. Hier befinden wir uns in einer der reichsten und ausgedehntesten Goldformationen, welche es auf unserem Planeten gibt. Hier sind viele tausende von alten Minen gefunden, welche 50, 150, 400, 600, 900 bis 4000 Fuss tief hinuntergehen, und aus denen seiner Zeit Millionen tons von Golderz emporgearbeitet sein müssen. Hall und Neal in ihrem gerade erschienenen höchst nützlichen Buch „The ancient Ruins of Rhodesia" zählen über 240 moderne Minen auf, auf denen solche alten Werke in grosser Anzahl sich befinden. Vom Norden des Zambesi bis zu den Murchison-Bergen in Transvaal, vom Gorongoza und dem unteren Sabi bis über den Hanyati und nach Bechuanaland gegen Westen reicht diese Kette alter Goldminen. Auf 750,000 englische Quadratmeilen schätzen Hall und Neal dieses Gebiet, in welchem sie an 75,000 alter Minenwerke berechnen. Hier haben wir endlich die alten Ruinen, ganze Städte, Festungen und Tempel, deren 500 geschätzt werden, durchweg mit dem Charakter der südarabischen, himyaritischen Kultur und mit den Symbolen des alten Baal-Ashera Dienstes.

Ich frage, welch' anderes Land auf der ganzen Erde kann gegen diese Thatsachen in die Schranken treten?

Wenn ich dazu noch darthun kann, dass selbst der ehemalige Name A. F. R. an verschiedenen Stellen dieses Gebietes, wenn auch verstümmelt, haften geblieben ist, so habe ich meinen Fall nicht nur indirekt, sondern auch positiv klar und deutlich erwiesen.

Es sei mir gestattet, zunächst kurz das Beweismaterial zusammenzufassen, welches eigener Augenschein mir auf meinen Expeditionen in diesen Gebieten geliefert hat.

Fura.

Am Zambesi, östlich von der Lupata-Enge, gegenüber dem Rufumbo-See, fanden wir den alten, halb sagenhaften Distrikt Fura wieder mit uralten Trümmerhaufen, welche aber deutlich ihre Zugehörigkeit zum altsemitischen Kulturkreis noch zeigen. Der Wall um die Mitte des Hügels, die Betylae, der eine Phallus, den ich zufällig auffand, sind typisch für punische Bauten. Um diese alten Ruinen, aus denen über Jahr-

tausende hinüber die Figur des Baal zu uns herniederblickt, wohnt die Nation der Makalanga, welche in der Verehrung des Kabulu Kagoro die altsemitische Naturreligion bis auf den heutigen Tag beibehalten hat. Wie vor Jahrtausenden wird dem Baal hier noch heute auf Höhen und Hügeln geopfert, immer noch wird der Feuergottesdienst geübt, immer noch stehen Steine, wie die Säule von Sherele, in religiöser Verehrung. Im Macombeland haben die Überlieferungen der punischen Urzeit ununterbrochen bis zur Gegenwart hin sich entwickelt. Gleichzeitig wird die Gewinnung des edlen Goldes ebenfalls von den Zeiten der Altvordern her hier auch jetzt noch immerfort betrieben.

Makalanga.

Die Makalanga halte ich für die eigentliche Bastardbevölkerung aus den punischen Einwanderern und der afrikanischen Urbevölkerung. Hall und Neal (a. a. O. 121—139) geben viele interessante Mitteilungen über diese Rasse. Aber sie kommen nicht ganz zu denselben Schlussfolgerungen, wie ich selbst, weil sie sich auf Schilderungen von Reisenden stützen, welche nur die Makalanga unter fremdem Joch kennen gelernt haben; die Makalaka in Matabeleland und die Mashona, nicht aber das unabhängige Volk im Macombereich. Bent, Sir John Willoughby, Selous, der Missionar G. Cullen, H. Reed, sie alle beschäftigen sich nur mit den zersprengten Bruchstücken im Westen, während die nationalen Sitten und Gebräuche naturgemäss in dem unabhängigen Reich des Osten am reinsten erhalten geblieben sind. Die Beobachtung dieses Teiles der Makalanga musste mir demnach auch klarere Ergebnisse liefern, wie sie vornehmlich in der Aufdeckung des Kabulu-Dienstes vorliegen.

Freilich, der Schwerpunkt der alten Besiedlung lag nicht in der tieferen Osthälfte, sondern auf den gesunderen Hochplateaus im Westen, und dort finden wir noch die eigentlichen Trümmer der himyaritischen Baudenkmäler, auf welche wir unsere Auffassung dieser geschichtlichen Epoche im Wesentlichen begründen.

Wenn wir uns von Macombe's Land gegen Westen wenden, haben wir den Gavaresi und Ruënje zu überschreiten, in denen die Makalanga regelmässig Gold waschen, und von

deren Ufer manche alte Goldmine, viele Steinumwallungen und Wasserleitungen an die Epoche der antiken südafrikanischen Geschichte erinnern.

Inyanga. Im Süden davon ragen die Trümmermassen von Inyanga wie ein geheimnisvolles Fragezeichen aus grauer Vorzeit herüber. Ich habe in meiner Reisebeschreibung eine Schilderung dieser Ruinen versucht, die, wie ich sehe, in wesentlicher Übereinstimmung mit den Berichten ist, welche Hall und Neal in ihrem Buch abdrucken (a. a. O. 350—367). Sie bestehen aus kreisrunden oder quadratförmigen Steinumwallungen, welche in ungeheurer Anzahl über das ganze Land verstreut sind, und an mehreren Stellen den Charakter grosser Stadtniederlassungen annehmen, mit einem Durchmesser bis zu 6 Meilen. Diese Wälle sind bis zu 5 Fuss hoch. Unter ihnen befinden sich Anlagen, welche ganz augenscheinlich Opferplätze waren, der Altar gegen Osten blickend. Die Steine bei diesen Bauten sind ganz genau so bearbeitet wie die, welche wir bei den Fura-Ruinen fanden, und von denen ich mehrere Proben nach London gebracht habe. Augenscheinlich ist dasselbe Volk hier wie dort an der Arbeit gewesen. Auch ist der Sonnengottesdienst nachweisbar auch in Inyanga betrieben. Wie in Macombe's Land haben hier die Höhen eine Rolle in der Religion gespielt, und überall findet man den Phallus, das Symbol der unzüchtigen Verehrung Baals. Unter den Ruinen im Inyangathal sind allen Reisenden wie auch mir, die brunnenartig in den Boden getriebenen Bauten, mit Cyklopenwällen ausgemauert, und mit verdeckten Seitenzugängen versehen, als besonders bemerkenswert aufgefallen. Wie ich aus der Zusammenstellung von Hall und Neal ersehe, sind alle übrigen Forscher der Meinung, dass wir hier Sklavenzwinger der alten Zeit vor uns haben. Ich halte demgegenüber auch heute an meinen an Ort und Stelle gewonnenen Bedenken gegen diese Theorie fest. Zur Regenzeit waren solche Brunnen unbewohnbar. Auch stehen manche von ihnen unverkennbar in Zusammenhang mit alten Wasserleitungen. Die Sklaven konnte man schliesslich auch in jenen alten Zeiten ebenso sicher wie heute durch die Kette festhalten. Für die Theorie spricht freilich, dass die Römer

von den Puniern in Nordafrika ebenfalls die Anlegung solcher unterirdischen Sklavenzwinger erlernten, dass sie also unfraglich eine altsemitische Erfindung darstellen. Ich muss demnach die Erklärung dieser merkwürdigen Erscheinung einstweilen auf sich beruhen lassen. Eigentümlich ist, dass solche unterirdischen Bauten nur in Inyanga und Manicaland vorkommen, nicht aber im Umfang der sogenannten Simbabwe-Kultur weiter südlich.

Dass in Inyanga — und wie ich hinzufügen kann, Fura — die Ruinen überhaupt durchaus verschieden sind vom Simbabwe-Typus, wie Mauch, Bent, Hall und Neal und Andere ihn uns vorgeführt haben, ist von allen Reisenden in Inyanga bemerkt worden. Ich habe, seit ich in diesen Gegenden war, die Überzeugung gehabt, dass wir es hier mit zwei verschiedenen punischen Einwanderungen zu thun haben. Die eine benutzte den Zambesi als Eingangsthor, drang über Inja-ka-Fura gegen Westen vor, überschritt den Ruënje und nahm schliesslich Inyanga und Manicaland in Besitz. Die andere zog durch Sofala ein, stützte sich für ihr Vordringen gegen Westen auf den Sabi und drang von dort aus in das südliche Mashonaland und nach Matabeleland. Die erstere war die ältere, und hat die roheren Cyklopenruinen hinterlassen. Die zweite war ohne Frage die mächtigere und stand auf einem viel höheren Kulturgrad. Ein Vergleich zwischen den Simbabwe-Bauten und den rohen Trümmern von Fura-Inyanga macht dies auf den ersten Blick klar. Beide aber hatten die ursemitische Naturreligion, beide kamen aus Südarabien.

Dies ist unbezweifelbar. Vielleicht liegt eine Erklärung für die Verschiedenheiten in der Thatsache, dass Rhapta, der südlichste Hafen der Ausanier, an der Mündung des Zambesi bei dem heutigen Quelimane lag, während Sofala, der Eingangshafen der südlichen Einwanderung, den Sabäern gehörte. Dass die nördliche Einwanderung älter ist, lässt sich nicht nur aus dem ausgesprocheneren Charakter der Cyklopenbauten schliessen, sondern vielleicht auch aus der grösseren Schiffbarkeit des Zambesi und der grösseren Nähe von Rhapta an Südarabien. Den Zambesi fuhren, in gewissen Jahreszeiten, Araber noch zu Beginn dieses Jahrhunderts mit

ihren Oceandhows aufwärts bis zur Lupata-Enge. Der Platz am linken Ufer des Zambesi vor der Lupata-Enge heisst bis auf den heutigen Tag Bandera oder Bander, ein rein arabischer Name. Dort ist jetzt eine portugiesische Telegraphenstation. Den Sabi hat man niemals mit solchen Booten befahren können. Hier werden die Verkehrsstrassen voraussichtlich stets am Fluss entlang gegangen sein. Ein Strom wie der Zambesi musste demnach eine seefahrende Nation viel früher als ein kleiner Fluss, einladen, das Vordringen landeinwärts zu wagen. Ich halte es demnach für wahrscheinlich, dass die unternehmenden Südaraber sich ursprünglich dieser Hochstrasse zu den Minengebieten bedienten, und glaube, dass die Ruinen von Fura und Inyanga der ersten Epoche altsemitischer Einwanderung entstammen.

Wenn die Inyanga-Brunnen Sklavenzwinger sind, wurden sie jedenfalls von Semiten und nicht von Negern gebaut. Die Haussklaverei bei den Negern hat niemals Härten angenommen, dass solche Vorsichtsmassregeln nötig wurden. Bei den Semiten aber waren sie allgemein, wie die Geschichte der phönizischen, besonders der karthagischen Ansiedlungen in Nordafrika und Sicilien uns belehrt.

Terrassenbauten.

Als bemerkenswerteste Eigentümlichkeit der Inyanga-Ruinen treten dem Reisenden die gewaltigen Terrassenbauten an den Abhängen und Bergen entgegen, welche ich oben beschrieben habe. Mr. Edwards (s. Hall und Neal p. 356) berechnet, dass diese Terrassen einen Raum von 150 engl. Quadratmeilen, oder 27,878,400 Quadratfuss bedecken, und dass 261,773,750 tons Gestein nötig waren, um sie auszuführen.

Auch in diesen Terrassen stehen wir einem dunklen Rätsel gegenüber. Dr. Schlichter, der Inyanga freilich nur flüchtig gesehen hat, möchte einen wesentlichen Unterschied zwischen diesen Berg- und den Thalruinen feststellen. Die Terrassen hält er nicht für antik. Ich möchte demgegenüber fragen, wo sonst in Afrika Neger ein solches Riesenmass von Arbeit geleistet haben. Ich habe in keinem Negergebiet von derartiger Terrassierung der Höhen etwas gesehen oder gehört. Solche Leistung erinnert mehr an die Erbauer der Pyramiden, als an die Gewohnheiten der Negerseele.

Alle Reisenden, welche Hall und Neal zu Worte kommen lassen, meinen, die Terrassen seien für agrikulturelle Zwecke angelegt, um mehr Raum für die Gewinnung von Getreide zu gewinnen. Dies war mein erster Eindruck auch, als ich sie sah. Aber demgegenüber mache ich darauf aufmerksam, dass man zu diesem Zweck vielleicht wohl Terrassen an den Höhen abgesteckt haben würde. Nun und nimmermehr aber würde man diese Höhen mit Felsmauern überzogen haben. Meinen Schlichter, Edwards und die Anderen denn, dass die Eingeborenen glaubten, Mapire oder Mais auf Steinmauern bauen zu können? Auch möchte ich erst einmal sehen, ob auf dieser kalten und windigen Bergumrandung Inyanga's Getreide überhaupt wächst. Selbst im Thal ist das Klima dem Getreidebau keineswegs günstig, wie Herr Grimmer und Norris auf Rhodes' Farm mir bestätigen werden. Die Theorie, dass Inyanga vor Jahrtausenden eine Kornkammer Südafrikas gewesen sei, scheitert an der Thatsache, dass heute dort so wenig günstige Bedingungen für Kornbau sind. Es wird im Wesentlichen stets ein Weideland gewesen sein.

Ich stimme mit Edwards und Anderen überein, dass es einmal eine Epoche gab, wo Inyanga sehr dicht bevölkert war. Aber ich glaube nicht, dass hier eine dichte Negerbevölkerung sass. Wohin wäre solche denn fortgegangen? Demnach kann ich auch nicht glauben, dass die Bergterrassen von Negern gemacht sind. Wenn wir dazu auch nicht annehmen, dass sie ackerbaulichen Verhältnissen dienten, dann verliert sich allerdings alles in geheimnisvolles Dunkel.

In Inyanga lassen sich einzelne Spuren antiken Minenbetriebes nachweisen, aber sie sind gering und erklären unter keinen Umständen die Ansammlung einer so ungeheuren Menschenmasse, wie die quadratischen und kreisrunden Steinwälle andeuten.

Wo volkswirtschaftliche Gründe für die Erklärung von vorgeschichtlichen Ruinenmassen fortfallen, werden wir in der Regel auf religiöse Anschauungen und Gebräuche zurückgewiesen. Ob dies auch auf Inyanga zutrifft, das wage ich nicht zu entscheiden. Vielleicht war es der religiöse Mittelpunkt der ältesten semitischen Besiedlung von Südafrika. Den

Umfang dieser Terrassen berechnet, wie gesagt, Edwards auf 150 englische, nicht ganz 10 deutsche Quadratmeilen. Thatsächlich liegt die Hauptzone etwa 15—20 engl. Meilen südlich von Nhani, wo wir auch am Fuss der terrassierten Höhen die Trümmer der grössten Ansiedlung fanden. War hier vielleicht der Sitz der Hohenpriester der alten Bevölkerung und der Mittelpunkt ihrer religiösen Feier? Und standen die Terrassen im Zusammenhang mit dieser wesentlichen Seite semitischen Volkslebens?

Inyanga heisst „Mond" in der Sprache der Eingeborenen, und dieser Name hat überall eine gewisse übernatürliche Nebenbedeutung. Ist er möglicherweise eine Rückerinnerung an eine Geschichtsepoche, wo dieses Land der Mittelpunkt der Anbetung der Gestirne war, wie sie die Ursemiten über alle Zonen unseres Planeten trugen? Ich weiss es nicht, und lasse diese Frage für weitere Untersuchungen offen. Es genügt hier, festgestellt zu haben, dass wir auch in Inyanga die Ruinen einer alten semitischen Vergangenheit finden, verschieden vom Simbabwe-Typus, aber augenscheinlich älter als dieser, und dass der Inyanga-Typus derselbe ist, den wir am Zambesi fanden.

Die Ruinen neueren Datums in Inyanga interessieren uns im Zusammenhang dieser Untersuchung nicht. Eine portugiesische Epoche ist hier klar nachzuweisen, wie schon Dr. Schlichter bemerkt hat. Ich persönlich bin durch die Güte von Mr. Birch in Umtali in den Besitz einer grossen Anzahl von Münzen gelangt, welche in diesem Lande gefunden wurden. Darunter befindet sich eine portugiesische Goldmünze aus dem Jahre 1598, augenscheinlich an Ort und Stelle aus Inyanga-Gold geprägt, 3 Silbermünzen und 36 Kupfermünzen verschiedenster Nationalität. Das alles beweist, dass Inyanga noch bis zur Neuzeit das Ziel lebhaften Handelsverkehrs gewesen ist. [1])

Manicaland.

An die Inyanga-Ruinen schliessen sich die Überbleibsel in Manicaland an. Nur haben wir hier einen ausgesprochenen Goldminendistrikt vor uns, mit Arbeiten aus verschiedensten

---

[1]) Siehe hierzu Anhang F.



Alte Mine mit charakteristischen Steinen.

Zeitaltern. Dass Inyanga und Manicaland zur selben Klasse der alten Ruinen gehören, geht daraus hervor, dass wir hier denselben Stil der unterirdischen Bauten, ebenso auch alte kreisrunde oder viereckige Steinmauern wie dort finden. Zwei derartige „Brunnen" oder „Sklavenzwinger" fand Mr. Levan östlich von unserer Mine „Graf Moltke" im Inyamkarara-Thal.

Die alten Goldarbeiten waren wesentlich alluvialer Art. Hier sind viele schnellfliessende Bäche, und viel Gold wird demnach in die Tiefe getragen. Im Revuë, Inyamkarara, Chimezi, Mudza, überall liegt alluviales Gold, und aller Orten findet man auch alte Arbeiten. Auf dem „Graf Moltke" allein haben wir nicht weniger als dreihundert. Die Portugiesen, als sie unter Homem im Jahre 1570 diesen Distrikt zum ersten Mal sahen, fanden die Eingeborenen eifrig mit Goldwaschen beschäftigt. Dies ging bis auf unsere Tage herunter. Bei den alluvialen Gruben kann man sehr deutlich die verschiedenen Epochen unterscheiden. Wo man Schächte in die Tiefe von über 50 Fuss findet, kann man im allgemeinen darauf rechnen, dass nicht Neger die Urheber waren. Diese beschränken sich in der Regel auf das Waschen des Flusssandes.

Es ist zu hoffen, dass unter der Leitung des einsichtigen und energischen Captain D'Andrade, des Minendirektors von Massikessi, alsbald eine Sammlung der Manica-Altertümer veranstaltet werden wird. Hier finden wir noch deutliche Reste sehr alter südarabischer Kultur, so z. B. mehrere Grabsteine. Ich besitze die Photographie eines solchen Grabsteines, welcher im Besitz von Captain D'Andrade ist. Er ist deutlich himyaritischen Charakters. Diese Linien, welche in ihn eingeschnitten sind, und die lochartigen Punkte kreisartig angeordnet, stellen alte symbolische Mitteilungen dar. Man findet sie auf dem ganzen Gebiet der punischen ältesten Besiedlung. Von anderen merkwürdigen Grabsteinen im Manica-Distrikt erzählte mir Monsieur Pacotte. Ich werde diesem Gegenstand meine besondere Aufmerksamkeit nach meiner Rückkehr in jenes Gebiet zuwenden.

Die Manica, genau wie die Mashona und die Bewohner von Inyanga gehören zu der grossen Nation der Makalanga, und Macombe geniesst auch bei ihnen noch einer gewissen religiösen Autorität.

Sabigebiet.

Wenn wir uns von Massikessi und Umtali gegen Süden wenden, so finden wir am oberen Umbvumvumbvu, im Stromgebiet des Sabi, gerade an der Grenze zwischen Rhodesia und Portugiesisch-Ostafrika eine Reihe von alten Werken auf edle Steine, wahrscheinlich indes nur Halbedelsteine. Hier prospektiert zur Zeit ein Syndikat aus Umtali. Mir wurden Proben von Mr. Howard und Myburgh in Umtali gezeigt, aber ich weiss nicht, ob wirkliche Diamanten sich darunter befanden. Wie dem auch sein mag, es ist für uns immerhin interessant, dass in diesem Gebiet alte Werke auf Edelsteine überhaupt nachgewiesen sind. Wir wissen nicht, was für eine Klasse von edlen Steinen durch die Ophir-Fahrer nach Jerusalem gebracht wurden. Vielleicht waren es eben nur Halbedelsteine. In dem Sabi-Gebiet sind solche nachweislich abgebaut worden, und von hier konnten Salomo's Leute sie also holen.

Am oberen Sabi kommen wir in Ruinen vom Simbabwe-Typus hinein, wie wir gesehen haben, und weiter sehen werden. Dort habe ich im Sommer 1901 alte Kupferminen in



Simbabwe, Konischer Turm.

einer Ausdehnung von gegen 40 Kmtr. festgestellt und damit den Nachweis erbracht, dass auch dieser wichtige Artikel thatsächlich schon vor Jahrtausenden abgebaut wurde. Dies ist immerhin eine bedeutungsvolle Ergänzung zu der Entdeckung der antiken Goldbergwerke in Südostafrika.

Zusammenfassung.

Meine eigenen Entdeckungen haben demnach dargethan, dass die Zone der altsemitischen Ruinen sich bis zur Lupata-Enge am unteren Zambesi ausdehnt, und dass die Trümmer dort zum Inyanga-Typus gehören. Sie haben Reste südarabischer Gebräuche, vor allem unverfälschten Baaldienstes, bei den Makalanga von heute nachgewiesen. Sie haben, wie ich meine, neues Licht auf die Ruinenmassen von Inyanga geworfen und alte Kupferminen am Sabi festgestellt. Hiermit glaube ich einen Beitrag zur Aufdeckung der himyaritischen Epoche der südafrikanischen Geschichte geliefert zu haben, aus welchem in Besonderem die Thatsache, dass der Zambesi im Bereich dieser Unternehmung stand, von Interesse sein dürfte. Dieser Fluss war augenscheinlich eine Hochstrasse für die sehr alte semitische Einwanderung nach Südafrika. Diese Semiten kamen aus Südarabien und verehrten den Baal und die Ashera. Dies dürfen wir nunmehr als nachgewiesene Thatsachen betrachten.

Simbabwe.

Allerdings kann ich diese Thatsachen nur als eine Erweiterung des schon lange vor meinen Expeditionen in Südafrika durchforschten Beweismaterials für eine himyaritische Geschichtsepoche betrachten. Dieses Beweismaterial hat zu seinem Mittelpunkt die Ruinengruppen von Simbabwe in Südostmashonaland und die vielen anderen Ruinen desselben Charakters in der ganzen oben näher bestimmten Zone. Über diese Masse von Funden breitet jedes Jahr neues Licht aus. Seit Karl Mauch im Jahre 1871 die Grosse Ruine von Simbabwe entdeckte, und Theodore Bent mit Mr. Swan sie im Jahre 1891 im Einzelnen durchforschten, haben eine Reihe von Gelehrten und Reisenden das vorliegende Material in den verschiedenen Richtungen gesichtet und erklärt. Ich erwähne von diesen nur Sir John Willoughby, Dr. Schlichter, Professor A. H. Keane und vor allen Anderen Messrs. Hall und Neal. Es bleibt mir nur übrig, die Thatsachen kurz

zusammenzustellen, welche durch die Arbeiten dieser Männer aufgedeckt worden sind, soweit sie in den Rahmen der vorliegenden Untersuchung gehören. Ich kann mich hierauf beschränken und den Leser im Übrigen auf das ausführliche Werk von Hall und Neal verweisen.

Simbabwe ist ein Bantuwort und heisst „Haus von Stein".

Simba (Kiswahili nyumbwa) Plural von imba, bwe verstümmelt aus mabwe — Stein.

Das Wort ist demnach kein besonderer Name für einen besonderen Platz, sondern ein allgemeiner Begriff. Thatsächlich werden alle Residenzen von Häuptlingen im Makalanga-Gebiet, z. B. das Misongwe des Macombe heute noch Simbabwe's genannt. Es war demnach Simbabwe sicherlich nicht der Name der berühmten Ruine, als die Himyariten dort hausten, sondern die Neger von heute benennen den Platz so.

Jedenfalls haben wir in ihr die bedeutendste Ruine aus Himyaritischer Periode in ganz Südafrika vor uns. Simbabwe war die Residenz und der religiöse Mittelpunkt der alten Kolonie. Hier sass der Gouverneur, hier war der Mittelpunkt des nationalen Gottesdienstes. Alle die anderen Ruinen, von denen nach Hall und Neal über 200 bis heute durchforscht worden sind, sind kleinere Bauten im Styl dieser gewaltigen Trümmer.

Als bewiesen für die Erklärung dieser südafrikanischen Ruinen können wir nun Folgendes annehmen:

1. Sie gehören durchaus zum System des himyaritischen und phönikischen Kulturkreises. Sie sind analog den altsemitischen Ruinen von Südarabien, von Sokotra, von Phönikien, von Sardinien, von Korsika etc. Sie weisen alle die Kennzeichen des Naturgottesdienstes auf, wie er den Ursemiten eigen war. Sonne, Mond und Sterne wurden verehrt; Baal und Ashera waren die Hauptgottheiten der Herren dieser Plätze.

2. Professor Keane (a. a. O. p. 162) weist nach, dass das Fragment einer von Theodore Bent in Simbabwe gefundenen Inschrift in altarabischen, himyaritischen Lettern geschrieben ist, und zwar in denen der Minäer-Sabäer.

3. Dr. Schlichter hat aus dem sogenannten Simbabwe-Zodiac, welcher im Besitz von Cecil Rhodes ist, nachgewiesen, dass zur Zeit der Simbabwe-Kultur zum Jahresanfang die

Sonne im Zeichen des Stieres stand. Dies bringt uns bis auf 1100 v. Chr. als die Epoche, in welcher dieser Zodiac gültig war, zurück. Um jene Zeit wurde voraussichtlich der grosse Tempel von Simbabwe gebaut. Meine Leser erinnern sich, dass etwa ein Jahrhundert später die Ophirfahrt von Salomo und Hiram unternommen wurde.

4. Aber Hall und Neal belehren uns in Kapitel XII ihres Werkes, dass die südafrikanischen Ruinen keineswegs aus einer einzigen Periode stammen. Sie unterscheiden vielmehr vier Epochen und geben (p. 168—171) die verschiedenen Merkmale der einzelnen. Die erste ist die vollkommenste in Styl und Ausführung, die zweite ist weniger massiv und weniger ausgeschmückt, die dritte ist noch plumper, und die vierte, die der Decadenz oder Nachbildung durch einheimische Rassen. Dass der grosse Tempel von Simbabwe nicht der erste Bau der südarabischen Eroberer war, liegt auf der Hand. Dagegen spricht schon seine weite Entfernung von der Küste. Jahrhunderte seit dem ersten Auftreten punischer Goldsucher werden vergangen sein, bevor sie Sabi aufwärts kommend, sich auf den Hochplateaus von Mashonaland festsetzten. Wir dürfen demnach ohne Frage bis weit in's zweite Jahrtausend zurückgehen für den Beginn dieser geschichtlichen Epoche.

5. Alle diese Bauten stehen im Zusammenhang mit Goldminen Die Goldschmuckgegenstände, sowie die Gerätschaften, welche unweit Simbabwe's und anderer Ruinen gefunden wurden, gleichen völlig den phönikischen Funden in anderen Teilen der Erde. Die alten Goldminenwerke werden, wie wir gesehen haben, von Hall und Neal auf die ungeheure Anzahl von 75,000 geschätzt, und Millionen von Tonnen Golderz ist hier vor Urzeiten geschürft worden. Ohne jede Frage war hier das eigentliche Eldorado der Himyaritischen Epoche. Ohne Frage ist auch das meiste Gold, welches durch Vermittlung seinen Weg in's Mittelländische Meer, ja bis nach Rom fand, hier gewonnen worden. Von hier holten es die Südaraber, welche es weiter gegen Norden verhandelten. Dass die kaufenden Nordländer diese eigentliche Goldquelle nicht kennen lernten, lag an der eigenartigen Handelspolitik der punischen Völker, welche ihre Bezugsquellen auf das Eifersüchtigste ver-



Simbabwe. Gebrochene Mauer.

heimlichten. In dieser Beziehung unterschieden sich die Himyariten des Südens in nichts von den Phönikern des Nordens.

Die fünf Thatsachen, welche ich hier zusammengestellt habe, sind keine Hypothesen, sondern es sind Bekundungen der Ruinen von Südafrika selbst, und stehen so fest begründet da, wie die urkundliche Überlieferung aus dem Pharaonen-Land, oder aus Niniveh und Babylon. Es bleibt mir nur noch übrig, die Schlüsse für die vorliegende Untersuchung zu ziehen.

Welches war denn nun wohl der Name, den dieses alte

gewaltige Minengebiet trug? Dieses Eldorado, welches den semitischen Völkern der alten Geschichte so genau bekannt gewesen sein muss, wie den Gebildeten von heute der Rand oder Klondyke?

Ophir-Sofala.

Als im Jahre 1505 der portugiesische Kommandant Alvarez de Cahal als erster Europäer in Sofala eintraf, hiess das ganze gekennzeichnete Gebiet vom Zambesi hinunter bis zum Limpopo das Königreich von Sofala, dessen Herrscher der Monomotapa war. Der Name Sofala war damals nicht beschränkt auf den heutigen Hafen gleichen Namens, sondern er umfasste das ganze antike Minengebiet selbst. Dies war der Name, welchen die Araber der 15. Jahrhunderts für den Distrikt kannten und den Portugiesen nannten. Aber er kommt bei den arabischen Geographen schon Jahrhunderte früher vor.

Masoudi (890—947 n. Chr.) schreibt: „Sofala ist das Ziel der Seeleute von Oman und Sylaf." . . . „Es ist ein Land, voll von Gold und reich an wundervollen Sachen und sehr fruchtbar." Dies bezieht sich nicht auf die Umgebung von Sofala, denn sie hat weder Gold, noch ist sie sehr fruchtbar, sondern es umfasst die Goldländer des Innern. Ein Goldland nennen auch Edrisi (1100 n. Chr.), Ibn Sayd (1250 n. Chr.) und andere arabische Schriftsteller Sofala.

Der Name Sofala für das antike Minengebiet geht demnach in der arabischen Literatur viele Jahrhunderte zurück. Schon um 900 können wir ihn nachweisen. Es kann kaum eine Frage sein, dass er den Arabern aus Masoudi's Epoche von den Urzeiten her überliefert war.

Dieser Name Sofala oder Sofara ist schon zur Zeit der Septuaginta der angenommene Name für das Ophir der Salomonischen Epoche. Die Septuaginta übersetzt Ophir mit: Σουφίρ, Σουφείρ, Σωφίρ, Σωφείρ, Σωφηρά, Σωφαρά. Die letztere Form ist identisch mit Sofala, da l und r fluktuieren. Sofala wird auch bei den Makalanga heute noch Sofara ausgesprochen. Gesenius, unsere grosse Autorität für das Hebräische, sagt, dass diese gräzisierte Form für Ophir aus dem ägyptischen Präfix Sa entstanden sei, der „Land" bedeute. Sofala heisst demnach wörtlich „Ophir-Land".

Es nannten also die Araber des neunten Jahrhunderts

dieses Minengebiet in Südostafrika Ophirland. Eine Umgrenzung von Sofala gibt uns De Barros (1496—1570) in „Asia", erste Decade, cap. 1.[1]): Alles Land, welches wir in das Königreich von Sofala einschliessen, ist das grosse Gebiet, welches durch den heidnischen Prinzen Benomotapa beherrscht wird. Es ist eingeschlossen wie eine Insel durch zwei Arme eines



Alte Mauern mit Resten eines Schornsteins.

Flusses, welche aus dem grössten See von ganz Afrika entspringen" . . . „Der Fluss, welcher gegen Sofala fliesst, nachdem er aus diesem See kommt und einen langen Lauf hat, teilt sich in zwei Arme. Der eine erreicht die Küste diesseits vom Kap Corrientes und ist der Fluss, den wir früher Rio da Lagoa nannten, und jetzt Rio do Espirito Santo (Limpopo), zuletzt festgelegt durch Lourenço Marques, der ihn 1545 entdeckte, und der andere Arm mündet 25 Lieues über Sofala

[1]) Nach der englischen Übersetzung von Professor Keane.

und heisst der Cuama, obwohl andere Völker im Innern ihn Zambere nennen (Zambesi). Dieser Arm ist der weitaus mächtigere, schiffbar über 250 Lieues, und in ihn ergiessen sich 6 grosse Nebenflüsse: Panhanes (Hanyani?), Luamgua (Oangwe) Arruya (Ruia oder Luia), Manjovo (Majova), Inadire (?) (Muïra) und Ruenia (Ruënje), welche alle Benomatapa's, Land entwässern, und von denen die meisten viel Gold herunter bringen, welches aus dem Lande genommen wird. So formen diese beiden Flussarme mit der See an der anderen Seite das Königreich von Sofala in eine Insel um, welche einen Umfang von über 750 Lieues haben mag."

Dies schrieb De Barros auf Grund arabischer Quellen. Ich erinnere hier noch einmal an die früher angeführte Mitteilung des Eupolemos, wonach König David Minenleute nach der Insel Urphe oder Upher gesandt habe. Vermutlich war die Vorstellung, dass Sofala eine Insel sei, uralt.

Dass in diesem Minenland von Sofala noch eine Reihe von Namensanklängen an eine Sabäer-Epoche bestehen, habe ich wiederholt erwähnt. Der Sabifluss, der in seinem Oberlauf Ru- oder Lu-Sapi genannt wird, Massapa bei Inja-ka-Fura, Massapa südlich von Sena, Umsapa in Melsetter, sie alle klingen wie eine dumpfe Erinnerung aus grauer Vorzeit zu uns herüber, an eine Geschichtsepoche, da Sabäer hier herrschten und das Gold des Landes verarbeiteten.

Fura.

Ein unmittelbarer Namensrest aus dem A. F. R.-Zeitalter dieses Gebietes ist in den verschiedenen Furas haften geblieben. Wir haben gesehen, dass Fura bei den Makalanga „Mine" bedeutet, und dass nach Couto die Araber es „Afur" nannten. Es ist bezeichnend, wenn Couto sagt: „und es ist Ophir, denn die Kaffern nennen es „Fur" und die Araber „Afur"." Die Identität des Wortes Afur und Ophir zu beweisen, scheint ihm nicht nötig. Auch Couto hatte arabische Mitteilungen zur Unterlage. Seine Ausführungen beweisen also, dass die Araber seiner Zeit Ophir und Afur und Sofala für identisch hielten. Couto's Auffassung wird bestätigt durch den von mir gefundenen Atlas vom Jahre 1705, der meldet: „Bei diesem Ort (Massapa) ist der grosse Berg Fura, sehr reich an Gold, und es gibt Leute, welche behaupten, dass dieser Name Fura durch



Insiga-Ruine.

Verstümmelung aus Ophir entstanden ist." Ohne die Einschiebung des arabischen Afur wäre diese Ableitung etwas gezwungen. Ich kenne nun im Zambesi-Gebiet ein Fura: Inja-ka-Fura an der Lupata-Enge, ein anderes Inja-kafura gegenüber Tete, Fu-Fura am östlichen Abhang der Randberge des Gavaresi, Fura: identisch mit Berg Darwin in Ost-Mashonaland. Ich bin überzeugt, dass man solche Anklänge in Zambesia noch mehr finden wird. Sie sind haften geblieben an einzelnen Punkten aus einer Epoche, wo das Gebiet für die Himyariten noch A. F. R., und noch nicht Sofala war.

Auf diese linguistischen Thatsachen würde ich wenig Gewicht legen ohne den gewaltigen Untergrund der Ruinenmassen und archäologischen Funde, auf welchen das Gebäude meiner Beweisführung ruht, wie auf einem „rocher de bronze". Mit diesem zusammen aber sind sie endgiltig entscheidend. Ich sehe nicht ein, wie jemand noch wird zweifeln können, dass das Ophir-Problem nunmehr seine wissenschaftliche Lösung gefunden hat

Fassen wir zusammen:

Abschluss.

Es ist erwiesen, dass in Südafrika, seit tief in's zweite Jahrtausend v. Chr. zurück eine himyaritische Kolonie bestand, welche einen Umfang hatte von etwa 750,000 englische

□Meilen. Es ist erwiesen, dass der grosse Tempel von Simbabwe um 1100 v. Chr., also etwa ein Jahrhundert vor der Ophir-Fahrt Salomo's gebaut ist. Es ist erwiesen, dass die Sabäer, die Bundesgenossen Salomo's, damals hier vorherrschend waren. Es ist erwiesen, dass in diesem ganzen Gebiet damals intensiv auf Gold gearbeitet wurde, dass aber auch edle Steine, Kupfer und Zinn gewonnen wurde. Alle anderen Produkte der Ophirfahrt: Elfenbein, Ebenholz, Affen, Gummi (Algumim) und Perlhühner waren ebenfalls hier zu haben.

Man blicke sich an den Gestanden des Roten Meeres und des Indischen Oceans um. Wo in diesem Gebiet ist ein anderes Land, welches sich gegen diese Thatsachen stellen könnte?

Nun kommt dazu, dass dieses alte himyaritische Minengebiet im 9. Jahrhundert n. Chr. bei den Arabern den Namen trug, in den das Wort Ophir nachweislich bereits zur Zeit der Septuaginta-Übersetzung umgewandelt war: den Namen Sofala, welchen die Portugiesen noch im 16. Jahrhundert vorfanden, und der in einer Küstengegend bis auf den heutigen Tag erhalten geblieben ist. Dass der Übersetzer der Septuaginta den Namen nicht willkürlich in Sofara umwandelte, sondern einen zu seiner Zeit als identisch mit dem Ophir der Salomonischen Epoche bekannten geographischen Distrikt damit bezeichnen wollte, ist klar aus der Thatsache, dass er das Ophir der Genesis mit Οὐφείρ, das Ophir Salomo's mit Sophira oder Sophara bezeichnete. Damit hebt er beide deutlich als verschieden von einander ab und weist auf das uns bekannte Sofala-Gebiet hin.

Hiermit schliesst sich meine Beweiskette. Sie ist schon heute unzerreissbar, aber ich bin sicher, dass jedes Jahr weiterer Forschung ihre einzelnen Glieder fester zusammenschmieden wird.

Es bleibt nur noch übrig, uns klar zu machen, wie das Eintreten der jüdisch-phönikischen Unternehmung in diesen Kreis himyaritischer „Interessensphäre" geschichtlich zu erklären ist. Zum Verständnis hierfür haben wir jedenfalls auf die Verbindung hinzuweisen, welche durch den Besuch der Bilkis in Jerusalem gekennzeichnet ist. A. F. R. war nicht eigentlich eine himyaritische Besiedlungskolonie, als vielmehr



Insiga-Ruine. Zweite Ansicht.

eines jener punischen Ausbeutungsfelder, wie wir sie in allen Teilen der damaligen Welt finden. Wie heute in Südafrika, war auch damals Raum für Goldsucher verschiedener Völker dort. Was die Königin von Saba den beiden Alliierten gewährte, war sicherlich nicht, dass sie ihnen Gold durch ihre Leute graben liess, welches sie nur abzuholen brauchten, sonst würden wir dies aus unserer Überlieferung wissen. Sondern, sie duldete, dass auch ihre nördlichen Grenznachbarn in das von den Südarabern eröffnete Minengebiet gingen und ihre eigenen Goldgruben anlegten. Sie gab ihnen, was wir heute mit einer umfassenden Minenkonzession bezeichnen würden. Wenn wir dies nicht annehmen, würden ja auch hier alle die Einwände, welche wir anderswo gegen ein etwaiges Einkaufen von Gold erhoben haben, zutreffen. Oder meint man, dass die Sabäer den Juden und Phönikern ihr Gold in Südafrika etwa umsonst gegeben hätten? Die werden auch vor dreitausend Jahren ihr Gold nicht fortgeworfen haben.

„Die Flotte des Königs kam in dreien Jahren einmal.“ Hierin liegt der Schlüssel zum letzten Verständnis der interessanten geschichtlichen Episode. Der Weg von der Küste in's eigentliche Minengebiet muss damals völlig begangen gewesen sein, wie die grossen Ruinen in Simbabwe beweisen, welche über ein Jahrhundert vor Eintreffen der Juden gebaut waren. Alle diese semitischen Völker besassen Wagen,

und in Südafrika war der Ochse von jeher zu Haus. Unter allen Umständen gab es die erforderlichen Transportmittel, wie der Goldstrom beweist, welcher unausgesetzt von hier aus nach Arabien floss.

Sicherlich haben auch die Juden unter Salomo an der Goldgewinnung selbst sich aktiv beteiligt, wie dies von David geradezu überliefert ist. Sie hatten ihre eigenen Minen, und alle drei Jahre schafften Salomo's Schiffe den Ertrag mit anderen Produkten des Landes nach Jerusalem.

Ob sie bei ihrem Zug landeinwärts den Zambesi-Weg, oder die Sofala-Manica-Route genommen, ob sie also mehr



Alte Ruine bei Bulawayo.

die nördlichen oder die südlichen Minen bearbeitet haben, darüber lässt uns unsere Überlieferung natürlich völlig im Stich. Wir können nur sagen, dass die Araber des 16. Jahrhunderts der ersteren Meinung waren, welche wir demgemäss als Niederschlag in der Literatur der portugiesischen Conquistadorenzeit finden. Die Fabeleien über den Fura-Berg am Zambesi, mit der „Abessynischen Mine", aus welcher die Königin von Saba ihr Gold erhielt, und an dem die Steinwohnungen der Bergleute Salomo's waren, zielen in dieser Richtung. Ich muss dies dahingestellt sein lassen. Dass wir zur Entscheidung dieser Frage unsere Aufmerksamkeit nicht auf Reste von Jehovahdienst lenken dürfen, ist klar, da Salomo, als er diese Unternehmungen betrieb, selbst völlig zum

Baalkultus zurückgekehrt war, wozu ihn wahrscheinlich die Verbindung mit den Phönikern und Sabäern, überhaupt die Grossmachtspolitik der zweiten Hälfte seiner Regierung anregte. Der Jehovahdienst war damals noch ein blosser lokaler Geheimkult der Juden, während Baal-Aschera und ihr Hofstaat die punische Welt beherrschten, zu der auch die Juden gehörten.

Auf welchem Wege auch immer sie landeinwärts gegangen sein mögen, die Kiele der Schiffe Hiram's und Salomo's, nachdem sie an Socotra vorbei waren, richteten sich, mit dem Nordostmonsun gegen Südwest; sie fuhren entlang der ostafrikanischen Küste und landeten an einem der Häfen, von wo aus sie zu den Goldminen zwischen Zambesi und Limpopo gelangen konnten, dem Ophir der alttestamentlichen Überlieferung.

---

8. Kapitel.

Das Ziel der Puntfahrten.

Punt identisch mit Ophir?

Brugsch sprach 1896 die Vermutung aus, dass Ophir und Punt ein und dasselbe Gebiet gewesen sein möge. Beides war ein überseeisches Eldorado, und die Rückfracht der altägyptischen Puntexpeditionen ist den Gütern der Salomonischen Ophir-Fahrten sehr gleichartig.

Nun hat Glaser, dem ich hierin folge, nachgewiesen, dass das Punt, Pwnt oder Pönat der ägyptischen Inschriften kein einzelnes Land bezeichnet, sondern ein ethnographischer Begriff ist, welcher die ganze punische Welt am Indischen Ocean umfasst, vom Persischen Golf über Bab-el-Mandeb bis über Abessynien gegen Westen und die Küste Ostafrika's entlang bis über das Cap Corrientes hinaus. Dies habe ich im vorigen Kapitel auseinandergesetzt.

Die Frage, welche der berühmte deutsche Ägyptologe angeregt hat, bedeutet also nicht, ob etwa Ophir im Bereich dieses allgemeinen Puntgebietes gelegen war, sondern die bestimmte Untersuchung, ob die Ägypter im sechszehnten Jahrhundert vor Christi Geburt ihr Gold aus demselben Distrikt in Punt holten, aus welchem 5—6 Jahrhunderte später das gelbe Metall nach Jerusalem gelangte.

Wir haben gesehen, dass die Pharaonen jener Zeit ihr eigenes Goldgebiet hatten im Lande der Shasu, der Beduinen, im Süden ihres Reiches. Aber die Verbindung dorthin ging über Land, und dieser Distrikt wird klar unterschieden von dem Ziel der berühmten Puntfahrt unter der Königin Hatschepsu, welche eine Unternehmung zur See war,

und zwar mit einer Flotte von acht oceantüchtigen Segelschiffen. Wohin war diese Oceanexpedition gerichtet?

Standpunkt der Forschung.

Bevor ich zur Untersuchung über diese Frage übergehe, bemerke ich, dass ich aus dem Studium des Punt-Problems zu der Überzeugung gelangt bin, dass die ägyptische Überlieferung in den verschiedenen Jahrtausenden nicht immer ein und dasselbe Einzelgebiet versteht. Sondern bald ist diese, bald jene Gegend aus dem weiten Rahmen der Glaser'schen Kennzeichnung gemeint gewesen, und wiederholt handelt es sich ohne Frage um Gebiete am Roten Meer. Ich will mich hier darauf beschränken, zu untersuchen, ob die Expedition, welche (nach Petrie) um 1500 v. Chr. von der Königin Hatschepsu nach Punt gesandt wurde, zu den Landschaften sich wendete, welche wir im vorigen Kapitel als das Ziel der Salomonischen Ophirfahrt festgestellt haben. Dass dieses Gebiet ein Teil des ägyptischen Pwnt war, wissen wir durch Glaser. Auch ist es an sich wahrscheinlich, dass das ägyptische Amu-Gold dieser Punt-Expeditionen aus Mashona- oder Manicaland kam, und nicht aus Shasuland, welches mehr oder weniger eine Provinz Ägyptens war, während bei Punt ausdrücklich bemerkt wird, dass die Ägypter dort zum ersten Mal erschienen. Ein drittes Eldorado aber gab es damals in Ostafrika nicht. Es ist sehr bequem zu sagen, die Reise ging nach Somaliland. Aber man weise nach, wo und wie die Ägypter aus Somaliland ihre verschiedenen Puntfrachten zusammenbringen konnten. Auch für das Puntproblem gilt der Standpunkt, den wir für die Behandlung der Ophirfrage feststellten. Wir müssen archäologische Beweise verlangen, und können uns nicht mit allgemeinen Räsonnements begnügen.

Doch ich will den Gegenstand von Grund aus behandeln, und dazu haben wir zunächst zu untersuchen, wie bei Ophir, welche Merkmale von Punt uns die ägyptische Überlieferung selbst an die Hand gibt.

Quellen.

Die erste Erwähnung des Landes Punt ist eine Notiz, dass unter König Assa (3580—3536 v. Chr.) durch Baur dedu ein Deng oder Zwerg von dort nach Ägypten gebracht sei (s. Petrie a. a. O. I, 100). Diese Mitteilung besagt für unsere Zwecke nichts, da keinerlei geographische Angabe damit verknüpft ist.

Sankhkara.

Dann folgt die Überlieferung der bekannten Punt-Expedition unter König Sankhkara (um 2786—2778 v. Chr.), welche auf der Inschrift im Felsthal von Hammamat dargestellt ist. Der Kommandant der Expedition war ein gewisser Henu. Er marschierte durch die lybische Wüste zu einem Hafen am Roten Meer, der Seba genannt wird. Hier liess er Schiffe für die Seefahrt bauen. Ob im Namen Seba eine Andeutung liegt, dass dieser Hafen eine sabäische Ansiedlung war, vermag ich nicht zu entscheiden. Nach Brugsch ist Seba das leukos limen der Römer, das heutige Quosseir.

Auch diese Inschrift gibt keine geographischen Fingerweise über das Ziel der Expedition. Die Rückfracht wird nicht genannt. Es heisst nur, dass Henu alle Arten von Erzeugnissen zurückbrachte, welche er vorgefunden hatte in den Hafenstädten des heiligen Landes. Von Quosseir aus wurde eine Seefahrt unternommen, um dorthin zu gelangen. Aber, wenn wir zu Anfang der Inschrift lesen, dass Henu entsendet wurde, um für den König wohlriechende Spezereien zu holen, dürfen wir annehmen, dass die Reise in das eigentliche Weihrauchland der antiken Welt, an die Küsten von Arabien ging.

Hatschepsu.

Bestimmtere Anhaltspunkte gibt die erwähnte Darstellung der Punt-Expedition unter der Königin Haschop oder Hatschepsu (1503—1481 v. Chr. nach Petrie), mit welcher diese Untersuchung es im Besonderen zu thun hat. Sie befindet sich auf den Wänden des berühmten Stufentempels von Deir-el-Bahri, unweit Theben, der alten Residenzstadt.

Brugsch gibt den Inhalt dieser Darstellung von Deir-el-Bahri folgendermassen wieder (a. a. O. 281 ff.):

„Durch ein Orakel des Thebanischen Hauptgottes Amon dazu aufgefordert, entschloss sich die Königin Ägyptens, eine Entdeckungsreise nach dem unbekannten Balsamlande Punt unternehmen zu lassen. Vom Hörensagen waren die Ägypter von den Wundern dieser weit entfernten Gegend an den Küsten des Roten Meeres und des Indischen Oceans unterrichtet worden, der Heimat des für den Tempeldienst viel begehrten echten Weihrauches und vieler anderer köstlicher Schätze des Bodens.

Eine grosse Zahl von Meerschiffen war für die lange und beschwerliche Reise zugerüstet, dieselben mit tüchtigen Seeleuten und Kriegern bemannt, und mannigfache Freundschaftsgabe nicht vergessen. Ein hoher Hofbeamter begleitete als königlicher Sendbote den Zug, und edle Fürsten und Herren, im Dienste ihrer Herrin und Königin, schlossen sich dem kühnen Führer an.

Wie lange die Meerfahrt auf der See währte, melden die Inschriften nicht. Nachdem die Flotte, mit Hilfe Amons, das Ziel erreicht hatte, landete man an der Küste der „Weihrauchstufenberge". Wunder über Wunder offenbarten sich den erstaunten Augen der neuen Ankömmlinge, denen eine unbekannte Welt in allen Erscheinungen entgegentrat. Nie gesehene Menschen, die Bewohner dieser „göttlichen Erde", zeigten sich an der Küste nicht minder verwundert, wie die Ägypter ihrerseits, über das nie geahnte Schauspiel der Landung fremder Männer. Sie wohnten auf Pfahlbauten in kleinen kuppelförmig gestalteten Hütten, zu deren Eingang eine Leiter den Weg bahnte, im Schatten der fruchtbeladenen Kokosnusspalmen und herrlicher Weihrauchbäume, in deren Ästen sich seltsame Vögel wiegten und an deren Fuss stattliche Rinderherden friedlich lagerten.

Nachdem das erste Erstaunen vorüber, wurden zunächst mit den Fürsten des fremden Landes Friedensversicherungen ausgetauscht und Gaben der Gastfreundschaft gewechselt. Denn, wie die Inschrift es wörtlich aussagt: „Angekommen ist der königliche Sendbote mit den Kriegern, welche in seinem Gefolge sind. Ein Jeder von den Fürsten des Landes Punt naht sich mit reichen und köstlichen Gaben als Huldigung der Heiligkeit der Hathor, der Herrin von Punt, deren lebendes Bild die ägyptische Königin ist." Das zugehörende Bild zeigt uns den königlichen Sendboten in Begleitung seiner Krieger, wie er eben im Begriffe steht, eine Zahl goldener Ketten, Ringe, Beile und Dolche in Empfang zu nehmen, die Geschenke des Fürsten von Punt, „Parihu", welcher in Begleitung seiner Gemahlin Ati, seiner beiden Söhne und seiner jungen Tochter den königlichen Gesandten mit erhobe-

nen Armen begrüsst. Ein Esel diente der dickwanstigen fetten Gemahlin als Reittier. Die beigeschriebenen Worte lauten in Übersetzung: „Es sind angekommen die Fürsten des Landes Punt, indem sie sich verneigen zum Gruss, um zu empfangen die Krieger der Königin. Sie loben und preisen den Herrn der Götter, Amon-ra.“ Wie es aus der weiteren Fortsetzung der Inschrift erhellt, drückten sie ihr gerechtes Erstaunen aus, wie es möglich gewesen sei, dass die fremden Männer ein so fernes und unbekanntes Land haben erreichen können, nicht ohne daran die Bitte zu knüpfen, dass die Königin, die mächtige Herrscherin Ägyptens, ihnen Frieden und Freiheit gewähren möge.

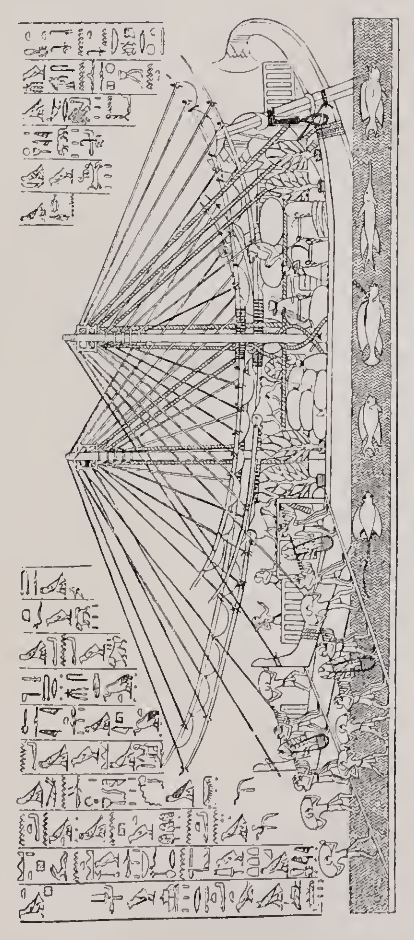
Der königliche Sendbote, bereit, den friedlichen Wünschen der Fürsten von Punt Rechnung zu tragen, forderte seinerseits als Bedingung Unterwerfung des Landes Punt unter die Herrschaft der Königin von Ägypten, so wie Lieferung von Erzeugnissen des Landes, besonders von Weihrauch, als Schatzung an den königlichen Hof.

Der Gesandte und die ihn begleitenden Männer hatten inzwischen ihr Lager am Ufer des Meeres aufgeschlagen. Dass dies zu dem friedlichen Zweck geschah, die Fürsten von Punt, deren bejahende Antwort sicherlich eingetroffen sein musste, als Freunde der ägyptischen Königin zu empfangen und zu bewirten, lehrt auf's Deutlichste die der betreffenden Darstellung beigefügte Inschrift, also lautend:

> „Aufgeschlagen worden ist das Lagerzelt des königlichen Sendboten und seiner Krieger in der Gegend des Balsam-Stufenberges des Landes Punt, am Gestade des grossen Meeres, um zu empfangen die Fürsten dieses Landes. Angeboten ward ihnen Brot, Meth, Wein, Fleisch, getrocknete Früchte und alles sonstige aus dem Lande Tomer (Ägypten), gleich wie es befohlen hatte der königliche Hof.“

Der Hauptvertreter der Fürstenschar von Punt, der obenerwähnte Parihu, begleitet von seiner Zentnerschweren fettwanstigen Gemahlin, liess nicht auf sich warten. Denn „der Fürst von Punt kam, mit sich bringend die Schatzung, zu dem Gestade des grossen Meeres.“ Goldene Ringe, Elfenbein und ein ganzer Haufen kostbaren Bal-

sams wurden vor dem Zelt aufgespeichert. Belastete Bewohner von Punt und Treiber, ihre beladenen Esel führend, Viehherden hinterdrein, zeigten am besten die Bereitwilligkeit der Eingeborenen sich der ägyptischen Doppelkrone zu unterwerfen. Der Gesandte „der Königin nahm die Gaben des Fürsten von Punt in Empfang“, Friede und Freundschaft war hiermit geschlossen und alles zur Heimkehr vorbereitet.“ Die reichen Schätze aus dem Stein-, Pflanzen- und Tierreich, welche Punt gern u. freudig den Ägyptern geboten hatte, wurden durch eine seltsame Beigabe vermehrt, welche den ersten und ältesten nachweisbaren Versuch der Übersiedelung eines Baumes auf einen fremden Boden darstellt. Wohl bewahrt in Kübeln wurden von den Eingeborenen 31 Weihrauchbäume herbeigeschleppt. Je sechs Mann plagten sich an der Last eines jeden einzelnen Baumes. Als sämtliche Erzeugnisse des Landes



Schiffe der Puntfahrt (aus Petrie's Buch: History of Egypt).

zur Einschiffung bereit standen, begann das schwierige Werk des Verpackens und Verladens. Treu und lebendig zeigt uns das Bild die Arbeit der Schiffer und Eingeborenen. Die Inschrift daneben erklärt des Weiteren die mehr als deutliche Vorstellung auf der Steinwand.

„Beladen werden die Lastschiffe auf's Schwerste mit den wunderbaren Erzeugnissen des Landes Punt, und den verschiedenen Nutzhölzern des göttlichen Landes und mit Haufen vom Harze des Weihrauchs, mit frischen Weihrauchbäumen, mit Ebenholz, (Gegenständen) auf Elfenbein, eingefasst mit lauterem Golde vom Lande Amu, mit Süssholz, Chesit-Holz, mit Ahem-Weihrauch, heiligem Harze und Augenschminke, mit Hundskopfaffen, Meerkatzen und Windhunden mit Pardelfellen, und mit Einwohnern des Landes samt ihren Kindern. Niemals ward ähnliches gebracht zu irgend einem Könige (Ägyptens), seitdem die Welt steht."

Rückkehr.

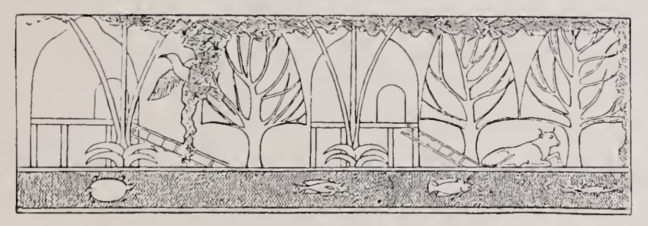
Bald setzten sich die Schiffe in Bewegung. Segel und Ruder mussten abwechselnd helfen. Die Weihrauchbäume standen auf Deck zwischen Kasten und Säcken, zur grossen Erheiterung der Meerfahrer sprangen in voller Freiheit die Affen auf Schiffsseilen hin und her. Die der betreffenden Abbildung beigefügte Inschrift belehrt uns, dass sich unter dem mitreisenden Volke auch die Fürsten des Landes Punt befanden. Man höre nur die Worte selber:

„Es bewegen sich zu Schiffe, es kehren glücklich heim, es schlagen den Weg nach Theben in Herzensfreude ein, die Krieger des Landesherrn. Die Fürsten sind mit ihnen, aus diesem Lande. Was sie bringen ist der Art, wie zu keinem anderen Könige ähnliches gebracht worden ist."

Die Rückkehr der Meerfahrer und ihre Ankunft in Theben musste selbstredend als grosses Ereignis gefeiert werden. Ägypten hatte in der friedlichsten Weise sich ein neuentdecktes Ländergebiet im Osten zu eigen gemacht und damit sich die Erwerbung der kostbarsten Bodenerzeugnisse dieses Eldorado gesichert. In feierlicher Sitzung empfing die Königin die Stammfürsten jenes fremden Gebietes, welche sich ehrfurchtsvoll vor ihrer nunmehrigen Herrin zu Boden warfen, und in der üblichen Hofsprache in ihrer feierlichen Anrede sie

als „die Königin von Tomera und die Sonne, welche strahlt wie die Himmelsscheibe" bezeichneten, nicht ohne sie zu gleicher Zeit als ihre „Königin" und als „Gebieterin von Punt" zu benennen. „Sie sind nunmehr Unterthanen Ihrer Heiligkeit" geworden. In langem Zuge wurden die Tiere und sonstigen Naturerzeugnisse der Königin vorgeführt und selbst die schwerwiegenden Weihrauchbäume vor dem Angesicht der Herrscherin vorübergetragen.

Infolge des glücklichen Ausganges der ägyptischen Meerfahrt, welche den ägyptischen Namen bis zu den ostafrikanischen Küstenländern im Osten getragen hatte und neue Quellen des Reichtums eröffnete, war es angemessen und natür-



Häuser der Puntleute (aus Petrie's Buch).

lich, dem ersten Urheber des Zuges, dem Orakel gebenden Amon, die heimgebrachten kostbaren Schätze zu weihen und grossartige Festaufzüge zu Ehren des Gottes zu veranstalten. Neue Bilder und Inschriften lassen darüber nicht den mindesten Zweifel bestehen.

Im vollsten Königsschmuck erschien Frau König, geehrt durch die vornehmsten Bezeichnungen ihrer Würde, vor dem grossen Gotte, um ihm den königlichen Dank zu bezeugen, und denselben thatsächlich durch die Weihe und Schenkung sämtlicher heimgebrachten Schätze der fernen Südwelt darzuthun. Gruppenweise wurden die Erzeugnisse Punt's aufgehäuft und die Weihrauchbäume in den ägyptischen Boden eingesenkt. Giraffen, Pardel, Jagd-Pardel, Rinder, Pardelfelle, Gold, Kupfer, Ebenholz und sonstige Nutzhölzer, die sogenannten Amu-Stöcke, Elfenbein, Augenschminke, Kasch (?) und ganze Berge köstlichen Weihrauch-Harzes wurden

dem Gott dargebracht und Zahl und Mass in die Tempelbücher eingetragen. Die letztgenannte Handlung wird in sinnbildlicher Weise auf der Darstellung dadurch angedeutet, dass Thut, der göttliche Tempelschreiber, und die Göttin der Büchersammlungen die vom „Hor" abgewogenen und gezählten Stücke auf eine Bücherrolle niederschreiben.

„Die genaue und richtige Wage des Thut, welche die Königin für ihren Vater, den thebanischen Amon, hatte anfertigen lassen, um abzuwägen Silber, Gold, Blaustein, Grünstein und alle sonstigen Edelsteine". So lauten die Worte über dem Bilde der Wage.

Auf der einen Schale ruhen 31 Ringe edlen Metalles, auf der anderen Schale die Ten- oder Pfund-Gewichte, die in Gestalt von liegenden Stieren, und die kleineren Gewichte in Form von Stierköpfen und Steinziegeln. Das augenblickliche Geschäft des „Hor", des Wächters der Wage, wird bezeichnet als das „Abwägen des Goldes und Kupfers und der Arbeiten der Bewohner des Südens für den thebanischen Gott Amon."

In einer Darstellung darunter erblickt der Beschauer zwei mächtige Haufen köstlichen Weihrauch-Harzes. Vier Männer sind beschäftigt, dieselben mit einem Hohlmass der Zahl nach näher zu bestimmen. Eine Inschrift darüber sagt aus: „Sehr rüstige Vermessungen des frischen Weihrauches für den thebanischen Amon, des Wunderbarsten der Länder von Punt, des Herrlichen des Gotteslandes."

Mit den oben beschriebenen Handlungen, nach dem Inhalt einer längeren daneben stehenden Inschrift, wurde ein grosses Fest zu Ehren des Amon verbunden. Die Königin selbst hatte sich auf das Herrlichste geschmückt, ein geflecktes Pardelfell mit kupfernen Hafteln deckte ihre Schultern, und ihre Glieder dufteten von Wohlgerüchen wie frisch gefallener Morgentau. Alle Bewohner äusserten durch Gesang, Musik und Freudengeschrei ihre festliche Stimmung.

Der Bruder der Königin, mit seinem derzeitigen Hofnamen als König Man-cheper-kara bezeichnet, hatte die Ehre, eine Gabe des besten Weihrauchs der heiligen Amonsbarke, welche auf den Schultern dienender Priester in feierlichem Zuge getragen wurde, darzubringen. Ein langer Zug

von Priestern, Hofbeamten, Kriegern und Volk nahte sich dem Heiligtum des göttlichen Schutzherrn von Theben, die heiligen Männer mit Opfergaben, die Krieger mit Friedenszweigen in den Händen. Speise- und Trankopfer wurden hergerichtet, und lauter Jubelruf ertönte von den Lippen der freudig erregten Menge."

Petrie, welcher viel kürzer ist als Brugsch, nennt den Bruder der Königin, welcher dem Amon opfert, mit seinem geschichtlichen Namen: Tahutmes (oder Thotmes) III. Betreffs der Fettheit der Königin und ihrer Tochter bemerkt Petrie, dass sie wahrscheinlich eine Folge des Schönheitsideals der Afrikaner sei, wie heute in Südafrika. Die Genauigkeit der Darstellung im Detail erklärt er durch die Thatsache, dass Künstler den Zug begleitet haben, weil die Seefische neben den Schiffen ganz genau gezeichnet sind, auch die Königin und ihr Esel, die Häuser und Bäume, alles von einem Augenzeugen skizziert zu sein scheint. (s. a. a. O. 82—84.)

Geographisches Ergebnis.

Fassen wir alle diese Angaben scharf zusammen, so haben wir in der That in ihnen Anhaltspunkte, um gewisse geographische Schlussfolgerungen ziehen zu können.

Die Expedition wird auf 8 Segel-Ruderbooten unternommen, welche ihrer Bauart nach seetüchtiger waren, als die Dhows, mit denen die Araber heute den Indischen Ocean befahren.

Wie lange die Schiffahrt, wie lange überhaupt die ganze Expedition gedauert hat, das wird nicht gemeldet. Aber wir erfahren, dass das Land, welches sie erreichten, für den Ägypter eine nie gesehene Welt war, welche ihm Wunder über Wunder offenbarte, und dass seine Eingeborenen ihr Erstaunen aussprechen, wie es möglich gewesen sei, dass die fremden Männer ein so fernes und unbekanntes Land erreichen konnten.

Diese Eingeborenen sind in ihrer Barttracht den Ägyptern selbst ähnlich. Sie wohnen in kleinen, auf Pfählen errichteten kuppelförmig gestalteten Hütten, zu deren Eingang eine Leiter führte. Charakteristisch für die Weiber ist ihre Fettwanstigkeit, „wie sie heute noch in Südafrika als Schönheit gilt."

Das Ufer, an welchem die Expedition ihr Lager aufschlägt, ist beschattet von üppigen Bäumen, in deren Zweigen niegesehene Vögel hoch sich wiegen, und unter denen Rinderherden weiden.

Ich frage einen jeden Reisenden, welcher, wie ich, die Somaliküste kennt, ob diese Schilderung auch nur in einem einzigen Zug auf jene sonnverbrannten, öden und wüstenartigen Gestade passt. Nur Jemand, der niemals in Nordostafrika gewesen ist, oder welcher der Darstellung in Deir-el-Bahri jeden realistischen Wert abspricht, kann sie auf Nordostafrika beziehen. Dagegen trifft sie völlig zu auf gewisse Gebiete Südostafrika's, z. B. auf Quelimane und die Zambesimündung, aber auch auf Teile der Zanzibar-Küste. Die Eingeborenen gehören ihrer Kopfbildung nach augenscheinlich den punischen Stämmen an, aus denen auch die Ägypter stammten. Aber die Fettwanstigkeit ihrer Weiber, welche durchaus der der Hottentotten entspricht, die Bauart ihrer Häuser lassen darauf schliessen, dass wir es hier bereits mit negrisierten Puniern oder aber mit Bastarden zu thun haben.

Die Welt, in welche die Ägypter kamen, war ihnen ganz neu. Wenn man von den westlichen Gestaden des Roten Meeres nach Somaliland fährt, kommt man nicht in eine ganz neue Welt, sondern da ist überall dieselbe trostlose, sonnverbrannte Küste.

Ich glaube demnach nicht, wie die bisherigen Ausleger meinen, dass die in der Inschrift erwähnten „Weihrauch-Stufenberge“ in der Nähe von Kap Guardafui gelegen waren, da dem jeder einzelne Zug der Gesamtdarstellung widerspricht.

Produkte.

Und was brachten denn nun die ägyptischen Seefahrer aus dem Lande, zu dem sie gereist waren, nach Theben zurück?

In erster Linie ist eine Giraffe in der Rückfracht und geradrückige Rinder, ein klarer Beweis, dass es sich um eine Expedition nach Afrika, und nicht nach Arabien handelte, denn diese Artikel gibt es in Arabien nicht. Dann aber werden als wichtigste Produkte: Goldene Ringe, Goldstaub, Kupfer, Ebenholz und andere Nutzhölzer, Elfenbein und Haufen köstlichen Balsams, Augenschminke etc. aufgeführt. Ausserdem 31 in Kübeln eingepflanzte Weihrauchbäume. Ferner bringt die Expedition

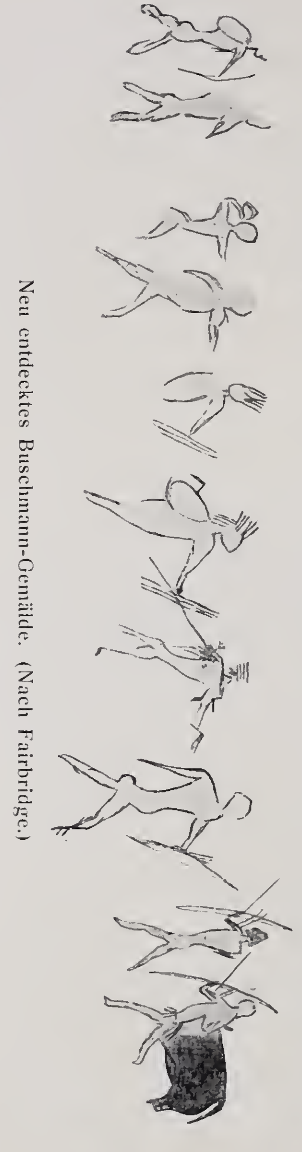
zurück Süssholz, Chesit-Holz, mit Ahem-Weihrauch, und schliesslich befanden sich Leoparden und Leopardenfelle, Jagdpardel, Hundskopfaffen, Meerkatzen, Windhunde und Einwohner in der Beute. Die verschiedenen Weihrauchartikel dieser Darstellung sind, wie ich sehe, noch nicht alle genau bestimmt (s. Glaser „das Weihrauchland und Sokotra" p. 7 ff.). Aber das können wir von vornherein feststellen, dass sie allesamt von Afrika geholt werden konnten, und zwar vom Zambesi ebensogut, wie aus Somaliland. Das Gold und Kupfer jedoch weist uns viel mehr auf Südafrika als auf Nordostafrika.

Wenn jemand jetzt diese Artikel sich besorgen wollte, würde er dann an die Somaliküste fahren? Wer fährt an diese Küste ausser dem Zanzibar-Händler, welcher Kuhfelle aufkaufen will? Alle die edleren Handelsartikel werden von Südafrika geliefert, und zwar war dort vor 3500 Jahren sicherlich auch erheblich mehr Elfenbein zu haben als heute. Dass im zweiten Jahrtausend v. Chr. Gold und Kupfer dort gearbeitet ward, und von punischen Männern gearbeitet ward, das haben wir gesehen. Wer kann dasselbe von Somaliland nachweisen? Wenn die Ägypter ihre Artikel aber nicht in Somaliland bekommen konnten, nützte es ihnen auch nichts, irgendwo anders nördlich von der Zambesi-Mündung zu landen. Denn auf der ganzen Strecke sind keine antiken Werke entdeckt worden. Dann mussten sie schon mindestens bis zum alten Rhapta gehen, dem nördlichsten Eingangsthor in das himyaritische südafrikanische Goldgebiet.

Somit stehen wir mit dieser Untersuchung also auf demselben Punkt, wie es uns seinerseits mit der Ophirfrage ging. Wir haben einen indirekten Beweis dafür, dass die Punt-Expedition nach Südafrika ging, weil wir nicht sehen, wohin sie sonst für die Beschaffung ihrer Fracht gegangen sein könnte. Für die Anwesenheit der Ophir-Fahrer in Südafrika fanden wir aber ausser solchem indirekten Beweis noch weitere Spuren. Die Frage wird sein, ob wir auf Beziehungen mit den alten Ägyptern ebenfalls derartige Urkunden aufdecken können.[1])

---

[1]) Selbstredend heisst diese Frage nicht, ob Südafrika ein antikes südarabisches oder ein antikes ägyptisches Kulturgebiet gewesen sei, wie Prof. Keane zu meiner Überraschung mich behaupten lässt. Ich



Neu entdecktes Buschmann-Gemälde. (Nach Fairbridge.)

Dies können wir nun allerdings. Es ist bekannt, dass Livingstone einen Bantustamm unweit des Rovuma fand, welcher eine Tättowierung hatte, die ihn an altägyptische Hieroglyphen erinnerte. Nun ist dieser Stamm von keinem sonstigen Reisenden wieder aufgefunden worden. Auch war Livingstone in solchen Fragen nicht sachverständig. Die Beweiskraft dieses Livingstone'schen Fundes für unser Problem ist demnach gering, und ich erwähne diese Thatsache auch nur nebenbei, ohne besonderes Gewicht auf dieselbe zu legen.

Bemerkenswerter erscheint mir die Umbildung des Namens Ophir in Sofara, wie sie bereits in der Septuaginta vollzogen

---

habe niemals eine solche Alternative gestellt. Denn es ist mir seit Bent's Forschung bekannt, dass die Masse der südafrikanischen Ruinen altsemitisch ist. Auch berichtet die ägyptische Überlieferung ja gerade, dass die Hatschepsu-Expedition in ein punisches Gebiet gegangen sei. Ich verstehe nicht, wie Hall und Neal dazu kommen (s. a. a. O. p. 44), mich durch Keane von der ägyptischen zur himyaritischen Theorie bekehrt sein zu lassen. Es handelt sich hier nur darum, zu untersuchen, ob das Punerland, zu welchem die Puntfahrt ging, in Süd- oder Nordafrika lag, und diese Untersuchung haben wir mit ethnographischen und archäologischen Thatsachen zu führen.

war. Wie ich bemerkte, ist sie entstanden durch den altägyptischen Präfix Sa = Land. Wir haben sie in dem Wort Sofala bis auf den heutigen Tag erhalten. Dies ist doch kaum anders zu erklären, als dass direkte ägyptische Beziehungen zu dem südafrikanischen Goldland stattfanden, aus denen solche Ägyptisierung des Namens hervorging. Theodore Bent (the ruined Cities of Mashonaland, p. 36 bis 37) erwähnt bereits, dass die Kopfstützen der Makalanga eine bemerkenswerte Ähnlichkeit zu den hölzernen Kopfstützen der alten Ägypter tragen, wie wir solche z. B. im Britischen Museum finden. Zum Beweis hierfür stellt er zwei Abbildungen neben einander. Ganz dieselbe Wahrnehmung habe auch ich 1899 in Misongwe gemacht. Nun hat auch diese Thatsache keine sehr starke Beweiskraft für unsere Frage, um so weniger, als ähnliche Kopfstützen über ganz Afrika gefunden werden. Immerhin thut sie dar, dass gemeinschaftliche Kunstfertigkeiten vom Nil bis über den Zambesi reichten.

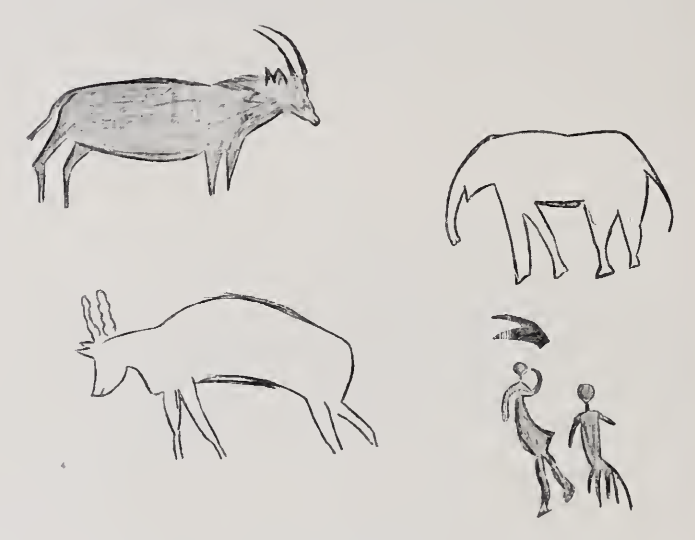


Buschmann-Gemälde mit ägyptischer Haartracht. (Nach Fairbridge.)

Buschmann-Gemälde.

Von unfraglich grösserer Tragweite ist die überraschende

Ähnlichkeit mancher Buschmann-Gemälde mit altägyptischen Wanddarstellungen. Zur Veranschaulichung veröffentliche ich beistehend mehrere solcher neuentdeckter Buschmanngemälde aus Südostafrika, von denen ich vier Copien der Liebenswürdigkeit von Mr. Fairbrigde in Umtali verdanke. Wer mit ägyptischen Wanddarstellungen vertraut ist, wird den gleichen Charakter in der Stellung der Figuren auf diesen südafrikanischen Gemälden wiedererkennen. Insbesondere ist auch die Haar-



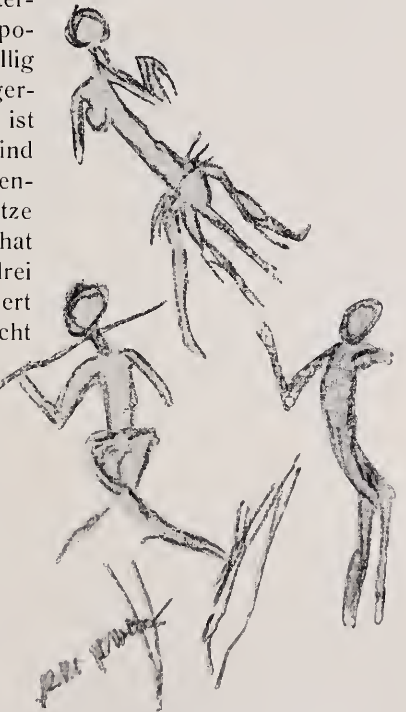
Buschmann-Gemälde bei Tsunguesi in Mashonaland.
(Nach Fairbridge.)

tracht in der Zweiten meiner Illustrationen völlig identisch mit der altägyptischen. Dies aber ist erheblich massgebender als die Analogie in der Form der Kopfstützen, als solche Gemälde nicht über ganz Afrika gefunden werden, sondern nur im Süden vom Zambesi. Hier also ist nicht an eine Überland-Verbindung, sondern vielmehr an überseeische Beziehungen zu denken, und da nicht anzunehmen ist, dass die Südafrikaner nach Ägypten gegangen sind, um dort die Malkunst zu erlernen, müssen wir umgekehrt vermuten, dass die alten Ägypter nach Süd-

afrika vorgedrungen sind, und sie den Eingeborenen dort beibrachten. Dann aber liegt es nahe, für solche Beziehungen an die Puntfahrten zu denken, denn andere grosse Seefahrten sind uns nicht überliefert.

Hottentotten.

Und damit kommen wir auf die Hottentottenfrage im allgemeinen. Bekanntlich sind die Hottentotten eng verwandt mit den Buschmännern, unterscheiden sich aber anthropologisch und linguistisch völlig von den umwohnenden Negerstämmen. Ihre Hautfarbe ist gelblich fahl, die Schädel sind platystenokephal. Die Hottentottensprache, im Gegensatze zu den Negersprachen, hat die Unterscheidung in drei Geschlechter, sie dekliniert und konjugiert die Worte nicht wie die Bantu durch Präfixe, sondern wie in semitischen und kaukasischen Sprachen durch Suffixe, d. h. sie setzt die Formveränderungen der Substantive und Verben nicht an den Anfang, sondern wie wir an das Ende der Wörter. Kein anderer als der berühmte Ägyptologe Lepsius hat die Verwandtschaft der Hottentottensprache mit der altägyptischen zuerst betont. Die Unterscheidung in drei Geschlechter ist im Hottentottischen ganz ähnlich wie bei den kuschitischen Sprachen des mittleren Nil.



Buschmanngemälde in Ostmashonaland. (Nach Fairbrigde.)

Diese Verwandtschaft tritt auch noch in den religiösen Anschauungen der Hottentotten hervor. Die Mondanbetung steht im Mittelpunkt, wie die Isis-Verehrung im

Nilthal. Ferner geniesst ein grüner, halbfingerlanger, unsern Schrötern verwandter Käfer bei den Hottentotten religiöse Anbetung, dem zu Ehren, wenn er in ein Dorf fliegt, Schafe geschlachtet werden. Dies ist analog dem Skarabäus-Dienst der alten Ägypter.

Das Begräbnis der Toten ist eine heilige Pflicht, wie im Nilthal. Die Leichen der Angehörigen werden in Gräbern und in Höhlen beigesetzt. Auch dies erinnert an die alten Gebräuche in Ägypten.

Eine fernere eigentümliche Ähnlichkeit zwischen Hottentotten und Ägyptern ist die physiologische Thatsache, dass sie beide äusserst empfindlich gegen feuchte Klimate sind. Sie suchen trockene Gebiete auf. Die Hottentotten haben im übrigen alle physiologischen Eigentümlichkeiten von Bastarden an sich. Hände und Füsse sind klein. Sie sind listig und sehr sinnlich, haben viel lebhaftere Phantasie als die Negerrassen.

Für uns, welche wir die alte Inschrift von Deir-el-Bahri auslegen wollen, kommen besonders zwei Merkmale bei den Hottentotten in Betracht. Das erstere ist die Fettsteissigkeit ihrer Weiber, welche wir als höchst bemerkenswert auf der ägyptischen Punt-Darstellung fanden. Sie entsteht dadurch, dass die Fettpolster des Gesässes oben stark vorspringen. Das zweite Merkmal ist die bienenkorbartige Form ihrer Häuser, welche ebenfalls auf der Darstellung von Deir-el-Bahri als typisch in die Augen springt. Beide Charakteristika fallen für die eigentlichen punischen oder arabischen Stämme ganz fort. Nun heisst der Fürst der Pun in der Überlieferung zwar Parihu und seine Frau heisst Ati. Beides sind rein semitische Namen. Aber jeder Reisende, welcher in Afrika arabische Händler besucht hat, weiss, dass dies mit der ethnographischen Zuteilung der Familienmitglieder nichts zu thun hat. Der Südaraber heiratet die Töchter des Landes und gibt ihnen arabische Namen. So wird es vor vier Jahrtausenden gewesen sein, so ist es noch heute. Aber, wenn wir uns in Ostafrika umthun, wo solche eingeborene Frauen, wie sie in der ägyptischen Inschrift gekennzeichnet sind, zu Haus sind, so finden wir keine Spuren davon in Nordostafrika, welches

von Somalis bewohnt wird, und wo die Semitisierung viel intensiver gewesen ist. Wohl aber ist dasselbe Volkstum in Südafrika, in den Hottentotten, oder den Khoikhoin, wie sie sich selbst nennen, bis auf den heutigen Tag erhalten geblieben. Dass diese Rasse früher, d. h. vor dem Einbruch der Bantu-



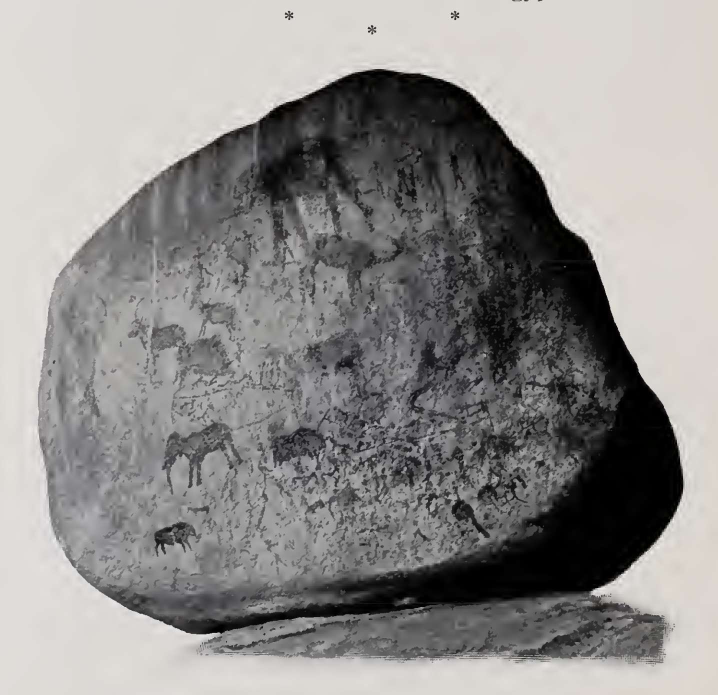
Buschmann-Gemälde an einem Felsen des Odzi-Flusses.

Stämme, auch in Südostafrika ansässig gewesen ist, das ist eine allgemein anerkannte Thatsache. Auch sprechen die Buschmanngemälde in Ost-Rhodesia und in Portugiesisch-Ostafrika dafür. Da dies so ist, weist die ägyptische Tempelinschrift mit ihren bemerkenswerten Details ganz deutlich auf diesen Teil des schwarzen Erdteils.

Ich möchte mich zur Hottentottenfrage hier nicht autoritativ äussern, denn dazu habe ich keine Berechtigung. Aber

ich will als meine persönliche Vermutung aussprechen, dass ich die Hottentotten für den Zweig der Buschmannstämme halte, welcher in direkte Berührung mit den alten Ägyptern kam, und eine Blutbeimischung von diesen erhielt. Damals aber bestanden schon himyaritische Ansiedlungen in Südostafrika, und dies war also ein Teil des ägyptischen Punt.

* * *



Buschmann-Gemälde am Fünfmeilenbach in Nord-Salisbury.

Ich finde, alle die Thatsachen, welche ich hier zusammengestellt habe, sind doch ernster Beachtung wert. Sie sind ohne die Annahme direkter Beziehungen zwischen dem alten Ägypten und Südafrika kaum zu erklären.

Uschebti-Figur in Zambesi.

Zu ihrer Ergänzung bin ich nun in der Lage, wenigstens einen archäologischen Fund aus dem Süden des Zambesi herbeizubringen, welcher uns unmittelbar auf die Epoche von

Tahutmes III, also auf das Zeitalter der grossen Punt-Expedition selbst hinweist. Es ist dies die ägyptische Figur, welche ich im Mai 1901 durch Mr. Birch in Umtali erhielt, und welche etwa 17 ⁰ s. Br. und 32 ö. L., also im nordwestlichen Winkel des Makalanga-Landes gefunden worden ist.

Professor Flinders Petrie, dem ich sie vorlegte, erklärt sie für eine Grabfigur von Thotmes III. oder eines seiner Höflinge und gibt folgende Beschreibung:



Ägyptische Uschebti-Figur.
Gefunden südlich vom Zambesi.

„Oberer Teil einer Uschebti-Figur aus Thon, in einer Form gepresst. Auf dem Kopf ist eine durchgearbeitete Perrücke, in jeder Hand eine Geisel, nicht eine Hacke. Auf der Brust ist die „Cartouche“ von Tahutmes III. (ungefähr 1450 v. Chr.). Drei Linien Inschrift sind darunter, so sehr verwischt, dass nur der Titel Osiris gesehen werden kann; aber es ist keine Spur von einer Cartouche dabei. Die Perrücke und die Geiseln in den Händen weisen darauf hin, dass dies eine Figur des Königs selbst ist; aber sein Name kann in der unteren Inschrift nicht aufgefunden werden. Was ihren Ursprung anlangt, so ist die Figur sicherlich echt antik, und nach ihrem Geruch ist sie in feuchter Erde (nicht in einem ägyptischen Grabe) bestattet gewesen. Auch war sie nicht lange bei einem Araber. Alles dies stimmt mit dem Bericht über ihre Auffindung überein.“

Meine Leser werden sich erinnern, dass Thotmes oder Tahutmes III. eine der Hauptfiguren in der Punt-Darstellung am Tempel von Deir-el-Bahri ist. Es ist der Prinz, welcher das Opfer dem Ammon darbietet. Seine Grabfigur findet sich

etwa 300 engl. Meilen stromaufwärts an der Südseite des Zambesi. Professor Keane meinte, sie könne dorthin durch viele Kanäle gelangt sein, und brauche uns nicht auf unmittelbare ägyptische Beziehungen schliessen zu lassen. Aber ich möchte fragen, welcher Händler ein derartiges Objekt in's Innere von Afrika tragen würde. Auch sagt Petrie geradezu, dass sie nicht lange in den Händen eines Arabers, auch nicht in der trockenen ägyptischen, sondern vielmehr in feuchter Erde bestattet gewesen sei. Also augenscheinlich hat sie dort geruht, wo sie gefunden wurde, ist also der urkundliche Beweis für ein altägyptisches Grab südlich vom Zambesi in Nordostmashonaland. Dann aber stellt sie ein Dokument von höchstem geschichtlichem Wert dar.

Ich sehe in ihr einen ersten archäologischen Beweis dafür, dass die Puntexpedition unter der Königin Hatschepsu in diesen Teil von Ostafrika gegangen ist, und erkenne darin eine sehr wünschenswerte Bestätigung der allgemeinen Argumente, welche ich oben zusammengestellt habe. Ich bin überzeugt, dass weitere Funde in derselben Richtung nachfolgen werden. Wie wir aus den Überlieferungen der Listen aus der Regierung von Thotmes III. selbst sehen, bestanden die Tributlieferungen aus Punt auch nach der grossen Expedition fort (s. Petrie, a. a. O. II, 117 und 121; Brugsch a. a. O. p. 314—321), und Gold, Elfenbein, Ebenholz, Pantherfelle sind immer unter den Abgaben. Es ist demnach mehr als wahrscheinlich, dass der Pharao einen Gouverneur in diesem einträglichen Gebiet hielt. Die Ushebti-Figur am Zambesi ist aber ein sehr beachtenswerter Fingerweis, um herauszufinden, wo dieser Gouverneur gesessen haben mag. Es scheint, dass er seinen Amtsbezirk nicht fern von Tete gehabt hat. Dort scheint er gestorben und begraben zu sein.

Punt Tribut-Land.

Dieses Verhältnis zwischen dem Goldland Punt und Ägypten hat augenscheinlich, wenigstens während der Herrschaft der ganzen XVIII. Dynastie, bestanden. Unter Horemhib (1332 bis 1328 v. Chr.), dem letzten König dieses Hauses, erscheint eine Gesandtschaft aus Punt, welche eine Anzahl schwerwiegender Säcke voll Gold bringt. Sie sprechen folgendermassen:

„Heil Dir! König von Ägypten, Sonne der neun Fremdvölker. Bei deinem Namen! Wir haben nicht gekannt Ägypten. Unsere Väter haben es nie betreten. Schenke uns die Freiheit aus deiner Hand; wir wollen dir unterthan sein." (Brugsch p. 445.)

Hier wird demnach, genau wie bei der Hatschepsu-Expedition, die weite Entfernung des Gebietes betont. Hier ist wiederum von Säcken voll von Gold die Rede. Ein Land im Süden, wohin die Ägypter zu jener Zeit wiederholt Kriegsexpeditionen unternahmen, ist also sicherlich nicht gemeint. Und wenn man Somaliland vorschlägt, so soll man mir zunächst dort die Stellen zeigen, aus denen die Säcke voll Gold genommen worden sind.

Schluss-folgerung.

Ich bin mit meiner Ausführung zu Ende. Wir haben gesehen, dass die ägyptische Tempeldarstellung selbst uns auf Süd- und nicht auf Nordafrika hinweist. Die dort abgebildeten Häuser, sowie die weiblichen Typen lassen auf Hottentotten als die Eingeborenen Punt's schliessen. Wir haben gesehen, dass die Schilderung der Landschaft nicht auf Somaliland, wohl aber auf Zambesia passt. Wir fanden Spuren altägyptischen Kultureinflusses im Süden vom Zambesi. Vor allem aber haben wir gesehen, dass, wenn das Punt-Gold nicht aus dem Shasu-Gebiet kam, die ägyptischen Seefahrer wohl oder übel nach Mashonaland gehen mussten, um es zu holen. Aus diesen Gründen nehme ich an, dass da, wo von Punt als einem Goldland die Rede ist, auch das antike Goldminenland zwischen Zambesi und Limpopo gemeint war.

Ich denke also, dass die Flotte der Königin Hatschepsu bis zum heutigen Quelimane, dem damaligen Rhapta, gefahren ist, und von hier aus Beziehungen mit den Zambesistämmen anknüpfte. Der Balsam-Stufenberg, welcher in der Inschrift erwähnt wird, war dann nicht das Cap Guardafui, sondern das Promontorium Rhapton. Unter diesem gingen die Schiffe vor Anker. Wie ich früher erwähnt habe, bedeutet der heutige Kiswahili-Name Quelimane jetzt noch: „am Berge".

Ich nehme an, dass von Quelimane aus die Ägypter eine Station stromaufwärts, im eigentlichen Goldland selbst gegründet haben. So erkläre ich mir die Tributlieferungen unter

Thotmes III. und bis Horemhib. Die Ushebti-Figur, welche ich 1901 aus Südafrika mitgebracht habe, und welche aus Nordost-Mashonaland stammt, ist wahrscheinlich aus dem Grabe eines Kommandanten dieser Minenstation unter Thotmes III. Es wird sich empfehlen, in dieser Gegend genaue Nachforschungen nach weiteren archäologischen Funden aus der Ägypterzeit anzustellen.

Um die Beziehungen der Nordländer zu diesem alten Dorado zu verstehen, dürfen wir uns dasselbe nicht als einen eigentlichen punischen Staat vorstellen. Denn sonst würde wohl nicht jeder, dem es beliebte, haben hingehen können, um sich Gold von dort zu holen, wie dies hernach auch Hiram und Salomo thaten. Es war Südafrika das Minengebiet der Südaraber. Aber neben ihren eigenen Goldminen war auch Raum für andere. Und die Eingeborenen selbst hatten augenscheinlich keinen Begriff von dem Wert des gelben Metalles. Deshalb gaben sie davon so viel an die Fremden.

Wenn unsere Untersuchung also zu dem Ergebnis geführt hat, dass die Ägypter so früh als 1500 v. Chr. den Indischen Ocean bis wenigstens zur Mündung des Zambesi befuhren und direkte Handelsbeziehungen mit dem Hinterland anknüpften, verliert auch die Umsegelung Afrikas, welche König Necho um 600 v. Chr. ausführen liess, ihren fremdartigen Charakter. Denn die Ägypter müssen die Gestalt des afrikanischen Festlandes damals seit vielen Jahrhunderten im Wesentlichen gekannt haben.

Somit ergibt sich uns ein sehr verschiedenes Bild von den Handels- und Kulturbeziehungen an den östlichen Gestaden des Indischen Oceans von dem, welches wir bislang gewohnt gewesen sind. Bis zur Einführung von Dampf und Elektrizität in den Erdteil in unserem Zeitalter hat sich seit 3—4000 Jahren so sehr viel dort nicht verändert. Das afrikanische Reiseleben zu jener Zeit muss sich genau so bewegt haben, wie eine afrikanische Expedition mit Trägern bis zur Gegenwart, nur dass es erheblich bequemer war, weil das Altertum über eine ungezählte Menge von Sklaven verfügte. Die Schiffahrt auf dem Indischen Ocean um 1500 v. Chr. unterschied sich in nichts von dem Dhow-Verkehr, welcher

Arabien, Indien, Madagaskar und Zanzibar bis auf den heutigen Tag verbindet. Südafrika aber war das Goldland für Theben und Memphis, Sidon und Jerusalem, wie es heute das Gold für London und New-York, Berlin und Paris, im Wesentlichen liefert. Damit rückt es ein für allemal in die grossen Beziehungen der ältesten Kulturgeschichte ein.



9. Kapitel.

Gegenwart und Zukunft des alten Ophir.

Moderne Entwicklung.

Der Leser, welcher mir bis in die älteste Epoche südafrikanischen Minenbetriebes gefolgt ist, wird vielleicht geneigt sein, auch einen Blick in die zukünftige Entwicklung der durchreisten Ländergebiete zu thun. Die europäische Unternehmung hat sich diesem Teil der Erde in den letzten Jahrzehnten mit besonderer Energie zugewendet. Die Britisch - Südafrikanische Kompagnie auf der einen Seite, auf der anderen die Mozambique Co., haben die gewaltigen Kräfte der



Salisbury, die Hauptstadt Rhodesias.

modernen Technik in Bewegung gesetzt, um der weissen Rasse einen Weg zu bahnen und Grundlagen für die europäischen Zivilisation dort zu schaffen.

Cecil Rhodes.

Auf der englischen Seite war Cecil Rhodes der leitende Kopf, welcher im Wettkampf mit Holländern und Portugiesen seinem Volk hier Ellbogenraum verschaffte. Vom Limpopo bis zum Tanganjika-See, vom Randabfall des Mashonalandes bis über die Kalahariwüste hinaus liess er die Flagge Grossbritanniens emporsteigen und nahm damit die eigentlichen Hochplateaus von Südafrika im Norden des Transvaal für England in Besitz. Cecil Rhodes gehörte zu der Gattung der Alexander und Napoleons, jener seltsamen Träumern, welche lebhaftes Spiel der Phantasie mit rücksichtsloser, ja brutaler Willenskraft verbinden, und durch diese Verbindung zu revolutionären Welteroberern auf unserm Planeten werden. Aber, während die Alexander und Napoleon mit Phalangen und Armeekorps über die Völker dahinstürmten, verstand es Cecil Rhodes, die modernen Machtmittel des Kapitals und der europäischen Börsen in seinen Dienst zu stellen und hiermit ein Gebiet zu erobern, welches an Ausdehnung etwa Britisch-Indien gleichkommt. Sein kühnes Wollen und geniales Planen fand in seinem Volk das erforderliche Verständnis und die Unterstützung, ohne welche auch die genialste Individualität keine dauernden Erfolge in den brutalen Gegensätzen der Völker zu erreichen vermag. England hat ihn stets gedeckt, auch da, wo er irrte, und deshalb wird Südafrika dauernd britisch Zeiten ein grosses Feld für seine Bethätigung haben.
bleiben, und der englische Unternehmungsgeist hier für alle

Charakter Rhodesia's.

So ist Rhodesia entstanden durch die Genialität eines Einzelnen und die Mitwirkung seines Volkes, aber es ist eine Schöpfung des modernen Kapitalismus, und diese Eigenart gibt ihm durchaus seinen Charakter. In wenigen Jahren wurden Städte aus der Erde gestampft: Bulawayo, Gwelo, Salisbury, Umtali, Melsetter etc.; eine Bahn von mehr als 1500 Meilen Länge verband Kapstadt mit Gwelo; ein anderes eisernes Verkehrsband wurde durch die Buschsteppen von Portugiesisch-Ostafrika auf das Hochplateau von Mashonaland hinauf gearbeitet, von Beira bis nach Salisbury. Dabei ward von

Anfang an das Angelsächsische Prinzip der Selbstverwaltung in diesen Gebieten eingeführt. Jede Stadt hatte für ihre eigenen Bedürfnisse zu sorgen, und auch das ganze Land erhielt seine eigene Repräsentationsvertretung, in welcher freilich die Chartered Company von Südafrika vorläufig noch überwiegend war. Minen- und Landkonzessionen wurden in liberalster Weise erteilt. Ein Jeder, welcher geeignet schien, Kapital und nützliche Arbeit in's Land zu bringen, welcher Nation er auch immer angehören mochte, wurde mit offenen Armen aufgenommen.

Neger-Behandlung.

Das Land ward alsbald vermessen und mit den Tafeln privater Eigentümer für Land und Minen überzogen. Breite Fahrwege ergänzten das neu geschaffene Eisenbahnnetz, und allerorten entstanden weisse Ansiedlungen. Den Negern wurde ein Recht auf Privateigentum nicht zugestanden. Mit dem Tage der Einverleibung war Grund und Boden das Eigentum der British South Africa Company. Auch die Privatfarmen der Neger wurden eingezogen; ebenso wurde ihnen die weitere Ausbeutung von Gold- und anderen Minen verboten, und eine ziemlich hohe Hütten- und Viehsteuer dem Lande auferlegt.

Es ist bekannt, dass es hierüber zu dem grossen Matabeleaufstand im Jahre 1896 kam, dem die Mashonas sich alsbald anschlossen. Die Rebellion wurde niedergeworfen, und dann die Verwaltung der British South Africa Co. über das ganze Gebiet durchgeführt. In den grösseren Städten wurden Kommissare eingesetzt: ein Minenkommissar, Zivilkommissar, Eingeborenenkommissar, ferner ein Magistrat bestellt und Gerichtshöfe beschafft. Auf dem flachen Lande wurde die Herrschaft durch Polizei-Lager von weissen Truppen aufgerichtet, während schwarze Polizisten in den Dienst der eigentlichen Kriminalpolizei gestellt wurden.

Nachteile d. Systems.

Grossartig auf den ersten Anblick wirkten alle diese Resultate, welche der europäische Kapitalismus mit einem Schlage in Südafrika schaffte. Auf den Nachteil dieses ganzen Systems habe ich früher hingewiesen. Er besteht darin, dass Kapital-Gruppen, welche nicht direkt an der Entwicklung des Landes arbeiten wollen, sich auf grösseren Land- und Minenrechten

festsetzen, und dadurch kleinere Unternehmer von der wirklichen Bearbeitung abhalten.

Ein anderer entschiedener Nachteil in der Verwaltung von Rhodesia ist die Thatsache, dass eine Compagnie, welche einerseits die Interessen von Aktionären wahrzunehmen hat, auf der anderen Seite eine Staatsverwaltung durchführen soll. Dies ist ein Widerspruch in sich selbst, denn die Interessen der Aktionäre verlangen möglichst hohe Dividenden, welche nur zu erzielen sind, wenn die Auslagen für die Verwaltung möglichst beschränkt werden, während das Land auf der anderen Seite Zuschüsse von Europa nötig hat, welche nur auf Kosten der Aktionäre geleistet werden könnten. Aus diesem Grunde ist in Rhodesia ein Zoll- und Besteuerungssystem eingeführt, welches die eigentlichen Ansiedler in hohem Masse bedrückt und der Entwicklung eines gesunden Handels, ja auch dem Aufschwung von Ackerbau und Minenwesen direkt im Wege steht.

Im Interesse der Kolonie kann demnach nur gewünscht werden, dass sie alsbald in eine Kronkolonie umgewandelt werde. Man kann von neuen Ansiedlern schlechterdings nicht verlangen, dass sie letzten Endes, die doch nur mit einem geringen Betriebskapital kommen, aus diesem alle die ersten hohen Verwaltungsaufwendungen zu leisten haben, von denen alle später Kommenden mitprofitieren. Das Geld, welches hierfür aus ihren Taschen abfliesst, entgeht natürlich der eigentlichen wirtschaftlichen Arbeit. An diesem Punkt wird die weitere Entwicklung von Rhodesia organisatorisch reformiert werden müssen. Daneben wird eine Reform der Arbeiterverhältnisse einzutreten haben, wie ich sie früher ausgeführt habe.

Ich veröffentliche im Anhang den letzten Census aus Rhodesia und eine Aufstellung über die verschiedenen Minenrechte in dieser Kolonie. Der Leser wird aus ihnen unter allen Umständen entnehmen können, mit welcher Energie sich die europäische Unternehmung bereits heute schon auf diese Länder geworfen hat. Süd-Rhodesia allein hat 14,000 weisse und etwa eine halbe Million schwarze Eingeborene.

Minen.

Rhodesia wird dauernd in erster Linie Minengebiet bleiben. Mit der weiteren Entwicklung der Verkehrsverhältnisse und vor allem der Arbeiterfrage werden eine Anzahl von

Minen, welche bislang nicht erträglich waren, bearbeitet werden können. Wie wir gesehen haben, war die antike Goldausbeute hier eine ungeheuerliche. Man braucht nur die Zusammenstellungen von Hall und Neal, welche ich im 7. Kapitel mitgeteilt habe, sich anzusehen, um sich ein ungefähres Urteil über die Ausdehnung des alten Goldbetriebes zu bilden. Die Alten aber haben nur selten an den eigentlichen Goldreichtum in der Tiefe des Bodens gerührt. Diese Schätze liegen demnach bis auf den heutigen Tag ungehoben. Die moderne Technik mit ihrer deep level-Bearbeitung hat hier ein unübersehbares Feld vor sich. Zu diesem Goldreichtum kommen, wie wir gesehen haben, Kupfer, Kohle, und, sobald Südafrika wirtschaftlich mehr aufgeschlossen sein wird, auch Eisen bester Qualität, dazu Diamanten und andere Edelsteine, z. B. Rubine. Auf diesen Werten beruht die eigentliche Zukunft Rhodesia's.

Landwirtschaft.

Aber, obwohl der Grund und Boden in diesem Lande nicht die Tiefe hat, wie z. B. in Gebieten Westafrikas oder Südamerikas, so sind doch auch, besonders in den Flussthälern, weite Landstriche vorhanden, wo Ackerbau jeder Art betrieben werden kann, sobald die Arbeiterfrage in verständiger Weise reguliert sein wird. Insbesondere wird Weidewirtschaft in grossem Masse möglich sein. Rinder und Schafe, Pferde und Esel werden sich schnell vermehren, nachdem unsere moderne Hygiene es gelernt haben wird, die verschiedenen Mikrobenkrankheiten erfolgreich zu bekämpfen. Mr. Weissenborn bei Umtali und Mr. Colenbrander bei Bulawayo neben vielen Anderen haben den Beweis geliefert, dass daneben alle Arten von Gemüse und Obst auf das Herrlichste in diesem Lande gedeihen. Herr Blöcker, selbst ein deutscher Forstmann, welcher über die Waldungen in Rhodesia für die Chartered-Company berichtete, ist der Meinung, dass auch die Forstkultur bei rationellem Betriebe ausserordentlich ausgedehnt und rentabel gemacht werden kann. Hierzu kommt, dass das Klima angenehm und kühl ist, und der Wasserreichtum ein ausserordentlich hoher. Ich erinnere an meine Beschreibung von Inyanga und Melsetter. Dieselben Verhältnisse treffen auch auf die meisten anderen Teile des eigentlichen Rhodesia zu. Cecil Rhodes hatte immer ein lebhaftes Interesse gerade nach der

landwirtschaftlichen Entwicklung seiner Schöpfung hin, und er hat noch in seinem Testament diesem Interesse einen praktischen Ausdruck gegeben. Zwei Musterfarmen werden dauernd als Vorbild für die Ansiedler in Betrieb sein, eine in Inyanga, die andere bei Bulawayo, und eine Ackerbauschule soll aus seinem Nachlass eingerichtet werden. Ich glaube, dass Rhodesia, falls, wie gesagt, die verschiedenen Hemmungen, welche ich erwähnte, beseitigt werden, in absehbarer Zeit seinen eigenen Bedarf an Fleisch, Getreide und Gemüse wird liefern können. Ich würde empfehlen, in diesem Lande, wie bei King William's Town in der Kapkolonie zunächst einmal einen Stock sorgfältig ausgewählter deutscher Bauern anzusiedeln, welche, wie in Nordamerika, Brasilien und Australien, sich bislang auch in Südafrika als die tüchtigsten und erfolgreichsten Pioniere der ackerbaulichen Entwicklung erwiesen haben. Mit ihnen zusammen müssten gleichzeitig Handwerker hinausgeschickt werden.

Handel. Heute leidet das Land an dem Missstand, dass es gar keine Exporte hat, und der Handel sich eigentlich ausschliesslich auf Importe stützt. Mit anderen Worten, dass die ganze Geschichte im letzten Grunde mit europäischem Geld bezahlt wird, und von diesem Geld nimmt die Regierung einen übertrieben hohen Prozentsatz in der Form von Zöllen und Steuern.

Wie hoch die Besteuerung für die Geschäftsleute ist, dafür will ich einige statistische Mitteilungen geben:

Zölle. Ale, Bier und Cider und alle Arten von Spirituosen, welche 2 $^0/_0$ Spiritus überschreiten, per Flasche 1 s. 6 d., Liqueure und Getränke, welche 2 $^0/_0$ Spiritus überschreiten, sowie Methyl spiritus 15 sh. per Gallon, Liqueure £ 1; Tabak 3 sh. 6 d. per 1 b., Cigaretten 4 sh. per 1 b., Cigarren 6 sh. per 1 b., Rotwein 6 sh. per Gallon, andere Weine 9 sh. per Gallon.

Eine Besteuerung auf derartige Luxusartikel wird man verstehen können, aber was soll man sagen zu einer Besteuerung auf Cacao, Chokolade, Honig, konservierte Früchte, Gelées und alle andere Arten von Konserven, welche mit Zucker gemacht sind, auf den Zentner 18 sh. 6 d., ebenso auf alle konservierte Früchte in Flaschen 18 sh. 9 d. per



Bei Umtali.

Zentner? Jeder Lauf einer Doppelbüchse oder eines Doppelschrotgewehres kostet £ 1.— einzeln, für den Doppellauf 15 sh. je; Pistolen, Revolver 5 sh., Eingeborenen-Hacken und Picken 6 d. Dann wird verlangt 20 % ad valorem für Wolldecken und Laken, für Bonbons, für Wagen, Karren, Equipagen und alle Räderfuhrwerke, welche für die Beförderung von Personen und Gütern bestimmt sind, ebenso für Einzelteile solcher Fuhrwerke; 20 % für Medizinen, Parfümerien, Färbereien, Pulver, Seifen und andere Toilettenartikel, Shawls, Halstücher etc., $7\frac{1}{2}$ % ad valorem, für alle persönliche Kleidung, für Leinen und wollene Stoffe oder gemischte Stoffe, für Chemikalien (soweit sie nicht präpariert sind, wo sie 20 % zu bezahlen haben), Möbel, Teppiche, Glasartikel, Haushaltgegenstände, Lampen, musikalische Instrumente, Uhren, Taschenuhren, Juwelen und Schmuckgegenstände etc., — so geht die Liste weiter. Es ist natürlich klar, dass der Handel durch solche abnorme Steuerverhältnisse ausserordentlich zu leiden hat, aber auch die Industrie und die Landwirtschaft. Die Tauschartikel sowohl wie die Instrumente unterliegen denselben drückenden Bedingungen. Dies ist die natürliche Folge von der Regierung einer Handels-Kompagnie, die ihre Betriebskosten nehmen muss, wo sie sie finden kann. Infolgedessen machen auch die Firmen in Umtali und Salisbury kaum ein gesundes Geschäft. In Zeiten des „boom" wird viel verdient, in anderen Jahren geht die Sache flau. Von einem Farmer in Rhodesia habe ich aber überhaupt noch nicht gehört, dass er Geld verdient hat.

Hier pflegte Rhodes persönlich einzugreifen, indem er Vorschüsse machte, auch viel Geld in die Unternehmungen hineinsteckte als stiller Teilhaber. Es lag ihm eben daran, das Land wirtschaftlich emporzubringen. Viele der rhodesischen Ackerbauer werden demnach sein frühes Ende tief empfinden.

Gesellschaft. In Umtali war ein grosser „boom", als er die Stadt von Alt-Umtali nach Neu-Umtali verlegte. Damals bewilligte er, wenn ich mich recht erinnere, £ 50,000 Entschädigung für die den Einzelnen entstehenden Verluste und Mühen. Diese £ 50,000 waren ein willkommenes Spekulations-Objekt für

die Rhodesianer in Umtali. Bauplätze wurden gekauft, eine Börse wurde begründet, der Champagner floss in Strömen, das Geld ging von Hand zu Hand, aber man vergass, dass der ganze Gewinn denn doch schliesslich aus den von Rhodes bewilligten Entschädigungen kam, dass aus dem Boden, aus dem Geschäft selbst keine Profite entstanden. So war eine flotte Zeit in Umtali um 1897 herum. Alle Welt lebte in dulci jubilo. Als dann der Goldstrom versiegt war, sassen die einzelnen Besitzer der Bauplätze, Land- und Minenkonzessionen auf ihren Titeln, wie die Henne auf ihren Eiern. Sie warteten, bis der „boom" käme, um von Neuem eine so flotte Episode herbeizuführen. Statt des „booms" kam der Krieg. Die realen Werte, anstatt zu steigen, sanken mehr und mehr. Neues europäisches Kapital war einstweilen nicht geneigt, sich in Rhodesia zu engagieren, und an die Stelle des Wohllebens trat alsbald eine allgemeine Notdurft, ja Armut. Wer die Mittel hatte, zu einem anderen Erdteil überzusiedeln, that so. Was zurückblieb, war ein zum Teil sehr wenig wünschenswertes Menschenmaterial. Dies war der Stand von Rhodesia im Sommer 1901. Aus dieser Zeit erinnere ich mich eines sehr charakteristischen Vorkommnisses, welches für die Rhodesianer in ihrem Verhältnis zu Rhodes kennzeichnend ist.

Ein deutscher Farmer von Inyanga hatte vor einigen Jahren von Cecil Rhodes ein Darlehen von 1000 £ empfangen, zu jener Zeit, als der Himmel voller Geigen hing. Nach einiger Zeit hatte er von diesen £ 1000 £ 200 an Rhodes zurückbezahlt. Als nun die mageren Jahre einsetzten, und Rhodes wieder einmal Umtali berührte, ging unser Freund zu ihm und sagte: „Sie haben mir vor einigen Jahren £ 1000 geliehen, und ich habe Ihnen in ehrlicher Weise davon £ 200 zurückbezahlt. Darf ich Sie nun bitten, mir die £ 200 wiederzugeben." Rhodes sah ihn ein wenig amüsiert an und sagte dann: „Finden Sie nicht, dass Ihre Bitte ziemlich unverfroren ist? Ich bin hergekommen, um Sie zu ersuchen, mir die anderen £ 800 auch zurückzubezahlen." Unser Landsmann erhielt weder seine £ 200 zurück, noch hat Rhodes jemals etwas von seinen £ 800 gesehen.

Natürlich ist der gegenwärtige Niedergang des Ge-

schäftes in Rhodesia ebenso vorübergehend, wie die Stagnation des geschäftlichen Lebens in Südafrika überhaupt. Die natürlichen Hilfsmittel des Landes müssen bei richtiger Entwicklung zum Aufschwung oder „boom“ führen, den der echte Rhodesianer an der Bar eines „Public Hauses“ in Bulawayo, Salisbury oder Umtali zu erwarten beliebt. Dieses Warten auf den „boom“ ist so naiv, dass es beinahe amüsant ist. Bei einer öffentlichen Unterhaltung in Umtali trat auch ein Gedankenleser auf, welcher Fragen von den anwesenden Damen und Herren sammelte. Fünf von den Fragen an dem ersten Abend, wo ich zugegen war, lauteten: „Wann wird der „boom“ kommen?“ Als ob der „boom“ etwas Individuelles sei, welches mit der Eisenbahn oder auf dem Ochsenwagen erscheinen werde, wo doch ein neues Landgebiet nur mit der Axt, mit der Picke oder mit der Schaufel sich seinen Wohlstand in heisser Arbeit erzwingen kann.

Diese Epoche wird für Rhodesia so sicher heranziehen, wie sie in den Vereinigten Staaten und den Buschsteppen Australiens heraufgezogen ist. Aber nicht das „public house“ muss der Pionier der modernen Zivilisation in Südafrika sein, sondern der Viehzüchter, der Landwirt und der Minenmann müssen den Weg bahnen. Alle Bedingungen für eine erfolgreiche Thätigkeit dieser Elemente sind dort auf den Plateaus, welche sich von 4—7000 Fuss hoch erheben, in einem wasserreichen Lande, in einem herrlichen, nervenstärkenden Klima gegeben, und ganz bestimmt wird die europäische Rasse in absehbarer Zeit hier eins ihrer grossen Kulturgebiete sich aufbauen. Dann wird noch einmal lebendiges wirtschaftliches Leben in dem alten Ophirlande sich entwickeln. Wo die Sklavenarbeit fehlt, wird die moderne Technik mit Dampf und Elektrizität einzusetzen haben, um der Allmutter Natur ihre Gaben abzuzwingen nach dem uralten Gesetz, dass der Mensch im Schweiss seines Angesichtes sein Brot zu verdienen hat.

Kap zu Kairo-Bahn.

Von grossem Interesse in der Richtung dieser Entwicklung wird die Frage sein, ob die Chartered Co. nach dem Ableben von Cecil Rhodes stark genug ist, das Projekt der Kap zu Kairo-Eisenbahn weiter durchzuführen. Diese Durch-

führung würde zunächst einen weiteren belebenden Strom europäischen Kapitals nach Rhodesia bringen, sodann aber direkte Handelsbeziehungen zwischen Zentral- und Südafrika schaffen. Zentralafrika ist für die Länder im Süden in doppelter Beziehung seit Jahren wichtig gewesen. Einerseits haben die Minen aus diesen dicht bevölkerten Gebieten regelmässige Kontraktarbeiter bekommen, andrerseits aber ist der Viehmarkt bis nach Johannesburg hinunter schon seit lange durch Ochsen, Schafe und Ziegen vom Nyassa und Tanganyika-See versehen worden. Natürlich würde dieser Austausch durch einen Bahnbau gewinnen. In diesem Sinne würde ich auch die Fortsetzung der südafrikanischen Nordbahn bis nach Zentralafrika für durchaus gerechtfertigt halten.

Anders steht die Frage mit der Kap zu Kairo-Bahn im Ganzen, wenn man sie als eine Verbindung der Kapkolonie mit Ägypten auffasst. Eine solche Bahnlinie führt durch die gesamte tropische Regenzone von Norden nach Süden und wird demnach unaufhörlichen Betriebsstörungen ausgesetzt sein. Schon die Bahnen, welche von Osten nach Westen in das tropische Afrika hineingelegt werden, sind während der eigentlichen grossen Regenzeit kaum zu benutzen. Immerfort treten Abwaschungen, Dammbrüche, Wegschwemmungen ein, und für Wochen ist der Betrieb thatsächlich aufgehoben. Die grosse Regenzeit für die Mashona-Beira-Bahn dauert nur 2—3 Monate. Für eine Bahn, welche die Regenzone im ganzen von Süden nach Norden durchschneidet, aber ist sie auf einer Strecke von etwa 15 geogr. Breitengraden ununterbrochen das ganze Jahr. Man rechnet die Fahrgeschwindigkeit vom Kap zu Kairo aus und die Zeitdauer der Reise und vergleicht dies mit der Dauer einer Schifffahrt um den Erdteil herum. Dies ist thöricht, denn die Schifffahrt erleidet keine Störungen durch den Wechsel der Jahreszeiten, während der Bahnverkehr irgendwo immer darunter leiden wird. Durchgehende Züge vom Süden nach dem Norden wird es in diesem Erdteil der ausgesprochen trockenen und ausgesprochen nassen Zone niemals geben.

Der natürliche Verkehrsweg von Norden nach Süden wird sich noch für absehbare Zeiten an die von der Natur

gegebenen Wasserstrassen halten müssen. Wenn die Bahn den Zambesi erreicht hat, wird der Transportverkehr naturgemäss flussabwärts, dann den Shire aufwärts zum Nyassa, dann über Land zum Tanganyika und vom Nordende des Tanganyika wieder über Land zum Viktoria-See und zum Nil sich bewegen und dann nilabwärts gehen. Hier werden lokale Eisenbahnbauten die Überlandwege verbinden, eventl. Stromschnellen umgehen. Ich kann mir nicht denken, dass eine theoretische Eisenbahnlinie mit diesem von Gott gegebenen Wasserwege wird konkurrieren können, und halte es aus diesem Grunde für angebrachter, dass die Energie und das Kapital, welche für die Durchführung der Kap zu Kairo-Bahn erforderlich sein würden, sich auf westöstliche Bahnlinien an den zentralen Seen-Verkehrsweg werfen mögen.

Eine Bahn von Ostafrika an den Nyassa, von der Zanzibarküste aus an den Tanganyika und ebenso von Porte Alexandre im Westen aus an den Nyassa, sowie vom oberen Kongo an den Tanganyika werden der wirtschaftlichen Entwicklung des Afrikanischen Kontinents ohne Frage wirksamer dienen, als das Riesenprojekt Cecil Rhodes'. Indes will ich nicht leugnen, dass die Ausführung dieses Planes möglicherweise meine Bedenken zu Schanden machen könnte, und ich selbst würde mich am meisten freuen, wenn dies eintreffen würde.

Bahn-system.

Für Rhodesia ist zunächst die Fortführung der Südbahn von Gwelo bis nach Salisbury, ferner von Gwelo aus in die Kohlen- und Kupfergebiete am Zambesi eine Lebensfrage. Nur dadurch wird man die Mineralschätze im Norden wirklich erschliessen. Eine Abzweigung dieser Bahn sollte von Gwelo über Fort Charter und Viktoria an den oberen Sabi gelegt werden, um die von mir im Sommer 1901 erforschten Kupferfelder zu eröffnen. Vom oberen Sabi sollte sie an die Beira-Bahn, etwa bei Chimoio anschliessen. Gleichzeitig müsste die Fahrstrasse von Umtali, welche heute nur bis Mrs. Webster's Farm reicht, den Plateau-Abfall zum Sabi hinabgeführt werden, um eine genauere technische Untersuchung der Lagerstätten zu ermöglichen.

Dies alles sind Pläne, welche viel europäisches Kapital,

Energie und Arbeit erfordern. Die Männer, welche an der Spitze der Chartered Compagnie stehen, geben jedenfalls Gewähr, dass es an dem ernsten Willen, diesen Nachlass Cecil Rhodes' zu übernehmen, nicht fehlen wird. Earl Grey und seine Freunde hier in London, Mr. Milton und Mr. Orpen in Salisbury werden sicherlich ihr Bestes thun, den Aufgaben gerecht zu werden. Die Frage wird nur sein, wie weit sie noch imstande sind, das internationale Kapital zu kommandieren.

Zukunft Rhodesia's.

Fassen wir das Bild der Kolonie also zusammen, wie es sich uns aus den aufgeführten Einzelheiten ergibt. Die schnelle Besiedlung eines Landgebietes wie Rhodesia, welches nirgends eine eigene Küste hat, demnach für seine Zufuhren von allen Seiten auf weit ausgestreckte Eisenbahnlinien angewiesen ist, muss als eine grossartige Leistung angesehen werden, welche das Genie Cecil Rhodes' mit der Macht des modernen Kapitalismus durchgeführt hat. Das Entstehen von vier lebenden Städten, in welchen eine rege Bevölkerung sich niedergelassen hat, fernab von den Gestaden der völkerverbindenden Meere, steht vielleicht in dieser Form einzig in der Weltgeschichte da. Aber, indem eine regierende Gesellschaft von Aktionären gezwungen ist, die Unkosten der Verwaltung dieses Gebietes im Wesentlichen den Kolonisten aufzubürden, und demnach die Steuer- und Zollschraube ganz übermässig anzuziehen hat, tritt ein hemmendes Moment in dieser Entwicklung ein. Hier kann nur das direkte Eingreifen des Staates helfen. Der Staat hat ein Interesse daran, diese Teile des Britischen Reiches aufblühen zu sehen, weil sie alle Grundlagen für eine Steigerung der britischen Volkswirtschaft und damit der britischen Macht in sich enthalten. Entweder sollte die englische Regierung der Chartered Company starke Subventionen zu Teil werden lassen, oder aber die staatliche Verwaltung selbst in die Hand nehmen. Dann wird das europäische Kapital sich nach wie vor für diese Länder interessieren, das Eisenbahn- und Strassensystem wird ausgebaut und vielen Hunderten wird die Gelegenheit für die Schaffung unabhängiger Lebensstellungen und Vermögensbildungen eröffnet werden. Alsdann werden wir in Rhodesia eine ähnliche Entwicklung er-

warten dürfen, wie wir sie in Transvaal schon vor uns haben, und das antike Ophir wird einen Teil der Bedeutung, welche es in der grauen Vergangenheit hatte, zurückzugewinnen vermögen.

Cecil Rhodes sagte einmal, nachdem die englisch-portugiesische Grenzregulierung im allgemeinen bestimmt war, Grossbritannien habe bei der Teilung die fruchtbaren und gesunden Hochplateaus sich gesichert, und Portugal dagegen die unfruchtbaren und ungesunden Tiefländer überlassen. So einfach ist der Gegensatz zwischen Portugiesisch-Ostafrika und Rhodesia nun nicht. Mit demselben Recht hätte ein Portugiese auftreten können und sagen, dass Portugal bei der Teilung die Küsten und Zugänge mit den Handelsplätzen erhalten habe, Grossbritannien dagegen nur das produzierende Hinterland besitze.

Portugiesisch-Ostafrika.

Thatsächlich ist Rhodesia durchaus ebenso auf Portugiesisch-Ostafrika angewiesen, wie Portugiesisch-Ostafrika für seinen Küstenhandel auf die Entwicklung Rhodesia's. Auch ist es nicht richtig, dass England das ganze Hochland für sich behalten habe. Manicaland bis Massikessi ist ein wasserreiches und fruchtbares Gebirgsland, so schön wie irgend ein Teil Rhodesia's und ebenso wertvoll in Bezug auf Gold und andere Mineralien. Wie wir gesehen haben, ist der Goldreichtum des Manicalandes durch jahrelange Nachforschungen heute über jeden Zweifel gestellt, und in diesen Gebieten fehlt wirklich nur der Leben spendende Strom europäischen Kapitals, um ganz dieselben Erfolge wie im eigentlichen Rhodesia zu erzielen. Minen wie Guy Fawkes, Bragança und Richmond, das Windahgil werden den Vergleich mit den besten rhodesischen Minen nicht zu scheuen haben. Dazu kommt, dass auch das Klima in Manicaland ein gemässigtes und im allgemeinen ein erfrischendes ist. Die Regen-Niederschläge sind hier am Ostrand des Plateaus-Abfalls naturgemäss noch stärker, als wie auf den dahinterliegenden Plateaus. Infolgedessen ist Manicaland voll von sprudelnden Bächen und Flüssen. Wir können den Pungwe, den Chimesi, den Mudza, den Inyamkarara und den Revuë zu diesem Gebiet rechnen. Eine Anzahl von Quellen und Bächen setzen das Stromgebiet

Manicaland.

bis in fast jedes einzelne Längsthal fort, ein schöner Forstbestand steht auf den Bergkuppen Manicas und in der Revuësteppe. Gartenkulturen können überall betrieben werden; ebenso wächst süsses Gras für Rinder und Schafe an den Berghalden. So sind auch hier alle Vorbedingungen für eine gedeihliche Entwicklung in der Zukunft vorhanden. Auch hier wird der Minenbetrieb der Mittelpunkt des Gedeihens bleiben, aber er wird, wie in Rhodesia selbst, ebenfalls durch Weide- und Landwirtschaft ergänzt werden können.



Beira-Mashonaland-Eisenbahn.

Wie in Rhodesia, so ist auch die Entwicklung des Manicalandes, seines Schwestergebietes, durch den südafrikanischen Krieg mehrere Jahre zurückgeworfen worden, trotzdem die Mozambique Co., welche hier die Verwaltung im Namen der portugiesischen Regierung ausübt, fortwährend unter der Leitung der weitsichtigen Captain D'Andrade in Macequeçe jedem einzelnen Unternehmer liberale Unterstützung zu Teil werden lässt. Auch der Strassenbau in die Minengebiete von Macequeçe aus wird umsichtig und energisch betrieben. Wo immer eine Mine ernstliche Arbeit unternimmt, kann sie sicher sein, eine genügende Kommunikation mit der Bahn zu gewinnen. Ohne Frage wird mit der Herbeiführung geordneter

Verhältnisse in Südafrika überhaupt demnach auch Manicaland sich emporheben müssen.

Macombeland.

Von den Höhen Manicas, etwa von der mächtigen Kuppe des Venga-Berges, schweift der Blick gegen Nordosten über die weite Pungwe-Ebene bis tief in Macombe's Land hinein. Die Eisenbahn senkt sich von Macequeçe aus schnell in das eigentliche Tiefland hinunter. Wir kommen in echten afrikanischen Busch, der aber teilweise wirklichen Hochwaldbestand darstellt, hinein. In weiten Kurven und Windungen zieht sich der Schienenstrang gegen Südosten und durchschneidet zum Teil, besonders nach der Regenzeit, Landschaften von tropischer Vegetation und Üppigkeit.

Ein portugiesischer Schriftsteller des 16. Jahrhunderts sagte einmal, es sei merkwürdig, dass die Natur den Goldreichtum mit Vorliebe an den sonst dürrsten und trockensten Stellen der Erde entfaltet habe. Es scheine, als ob sie ihre Energie an solchen Punkten völlig auf die Hervorbringung des edlen Metalles konzentriere. Diese Bemerkung bezieht sich ohne Frage vornehmlich auf die geheimen Goldschätze des trockenen Macombe-Landes, von denen unsere Expeditionen einige bereits wieder aufgefunden haben. Wie meine Leser schon aus dem ersten Kapitel wissen, kommen wir hier recht eigentlich in das fabelhafte Reich des mittelalterlichen Monomotapa, oder des Königreichs von Sofala hinein. Ich bin hier noch nicht in der Lage, die Einzelheiten unserer Entdeckungen der Öffentlichkeit genauer vorzulegen, da die Untersuchungen noch nicht abgeschlossen sind. Aber, wenn dies geschehen kann, dann werde ich den Bau einer Eisenbahnlinie, etwa von Chimoio oder Bamboo Creek durch das eigentliche Macombeland an den mittleren Zambesi, vielleicht mit einer Abzweigung durch Gorongoza, vorschlagen. Nicht nur wird eine solche Linie reiche Goldfelder, sondern auch Kohlen- und Diamantengrund erschliessen. Dies wäre der einfachste Weg, um die lästige Macombe-Frage, welche jede Unternehmung zur Zeit dort lähmt, endgiltig aus der Welt zu bringen. Das Macombeland verfügt über eine grosse Menge von Arbeitskraft, welche der Erschliessung des Landes endlich nutzbar gemacht werden sollte. Gegen einen Eisenbahnbau kann sich auf die Dauer

auch der unabhängigste Eingeborenenhäuptling nicht behaupten. Ich hoffe zu Gott, dass es mir vergönnt sein wird, an der Regelung dieser Angelegenheit bei meiner nächsten Ausreise nach Südafrika praktisch mitwirken zu können. Diese ganzen Gebiete, die etwa den Umfang des oben gekennzeichneten alten Königreiches Sofala umfassen, stehen heute unter der Verwaltung der Mozambique Co., welche dieselben in der Art der British South Africa Co. zu entwickeln sucht, indes den Vorteil hat, wirkliche gesunde Einnahmen aus den Küstenzöllen zu ziehen und demnach nicht das Mass von Lasten den Ansiedlern aufzubürden braucht, welche hier wirtschaftliche Arbeiten unternehmen, wie die englische Co. Der portugiesische Zoll ist erheblich geringer als der rhodesische. 5% ad valorem auf alle Artikel ist der allgemeine Zoll, der in Beira, Chinde, Quelimane etc. erhoben wird. Hierin liegt an sich nichts drückendes. Auch ist das Land zum Teil für tropische Plantagenkultur vorzüglich geeignet. Am unteren Zambesi, sowie am Pungwe und Busi wächst Zucker bester Qualität, Baumwollen- und Tabakland gibt es an vielen ausgedehnten Stellen. Ebenso lassen sich ohne Frage Kaffee, Thee, Vanille und andere Gewürze ziehen. Die Küsten bis zur Delagoabay herunter bieten alle die natürlichen Bedingungen für Kokosnussanpflanzungen. Es herrschen hier durchaus noch die allgemeinen Bedingungen der Zanzibarküste vor, nur dass der Winter hier schon erheblich kühler wird, und demnach eine wirkliche Erholungszeit für den Küstenbewohner eintritt.

Zölle.

Plantagen.

Von den Küstenplätzen hat sich besonders Beira überraschend schnell entwickelt. Wer wie ich den Platz 1892 gesehen hatte, war überrascht, als er ihn im März 1899, also nach 7jährigem Bestehen, wieder erblickte. An Stelle der alten öden Lagune, ein Meer von Häusern und Strassen mit roten Ziegeln und Dächern. Beira liegt 19° 50 M. s. Br. und 34° 50 östl. L., an der gemeinschaftlichen Mündung des Pungwe und Busi, welche beide etwa 100 Meilen für kleinere Fahrzeuge schiffbar sind. Die Bai, in welche diese beiden Flüsse ausmünden, ist schiffbar für Oceandampfer, und diesem Umstand verdankt der Platz, dessen Namen eigentlich Barre oder Sand bedeutet, sein Entstehen. Jetzt sieht man im Hafen immer eine Reihe von

Beira.

mehr oder weniger grösseren Fahrzeugen, zur Zeit auch portugiesische, englische oder deutsche Kriegsschiffe vor Anker. Da, wo vor 10 Jahren ein paar Hütten standen, wohnen jetzt etwa 4000 Einwohner, darunter 1000 Europäer. Das Leben und Treiben in Beira ist ein sehr flottes, ja nach gewissen Richtungen hin frivoles. Der Ort hat alle Nachteile eines internationalen Hafenplatzes. Die Mozambique Co., welche hier ihr Gouvernement hat, thut manches in der Richtung von Strassenbau und anderen Verbesserungen. Hier haben die Firmen Philippi & Co., deren Chef Herr Minck das deutsche



Personenbeförderung in Beira.

Konsulat vertritt, Suter & Co., Manica Land Trading Co., Standard Bank of South Africa, The Bank of Africa, und andere, ihren Hauptsitz an der Küste. Eine einmal wöchentlich erscheinende Zeitung, die „Beira Post" vermittelt den Bewohnern die Nachrichten von der grossen Welt. Die Strassen selbst sind äusserst sandig und staubig, aber an den Seiten ist gute Asphaltpflasterung für Fussgänger, und der Personenverkehr sowie der Frachtverkehr wird auf einer originellen Art von „trollies" auf Schienengeleisen besorgt, was in den heissen Stunden des Tages in der glühenden Sonne zur Sommerzeit eine grosse Erleichterung ist.

Hinterland. Beira ist in seiner Zukunft durchaus von der Entwicklung des Minengebietes im Hinterlande abhängig, also von Manicaland und Rhodesia. Aber zur Zeit hat es den Platz



Fontesvilla am Pungwe.

des antiken Sofala, welches weiter im Süden liegt, eingenommen, den es auch behaupten wird.

Beira ist der Sitz des portugiesischen Gouvernements von Sofala und demnach voll von portugiesischen Beamten. Indes ist das englische Element sehr stark vertreten, da es gleichzeitig der Ausgangspunkt der Beira-Mashonaland-Eisenbahn ist, eines englischen Unternehmens mit einer sehr selbständigen Konzession. Diese Bahn überschreitet 40 englische Meilen von Beira, bei Fontesvilla, den Pungwe, um sich alsdann über Bamboo-creek und Chimoio, wie wir gesehen haben, in das Bergland von Manica zu wenden. Ihre Bedeutung wird sich erst voll entwickeln, wenn die von mir vorgeschlagenen Abzweigungen in's obere Sabithal und in Macombe's Land ausgeführt sein werden.

Mozambique.

So liberal im allgemeinen die Minenverwaltung in Manicaland unter der Leitung des weitsichtigen Captain D'Andrade ist, so zopfig ist in mancherlei Beziehung die allgemeine Administration der Mozambique Co. in Beira, welche sich sehr unvorteilhaft von den in Macequeçe vertretenen Anschauungen abhebt. Hier hat sich ein richtiger Bureaukratismus eingenistet, welcher denkt, das Land gehöre ihm. Es ist vornehmlich dieser Umstand, welcher das grosse Kapital abhält, in portugiesischen Gebieten sich anzulegen, und den Aufschwung des Landes verhindert. An dieser Stelle muss demnach die Reform einsetzen.

Der Delagoa-Bai-Eisenbahnprozess ist noch in Aller Erinnerung. Ähnliches kann sich unter bornierten Gouverneuren jeden Tag von Neuem ereignen. Wie kurzsichtig verfahren wird, dafür nur einige Beispiele. Mit Macombe kann man weder Krieg führen noch Frieden machen. Ich hatte einen guten Anfang gemacht, durch wirtschaftliche Arbeit in seinem Lande das Gebiet der europäischen Unternehmung langsam zu erschliessen und hierdurch der Mozambique Co. vorzuarbeiten. Plötzlich wurde mir der weitere Verkehr mit Macombe untersagt und damit das angefangene Werk plötzlich zum Stillstand gebracht. . . . Die Ufer des Zambesi sind teilweise sehr fruchtbar, und jede kluge Verwaltung würde sie der privaten Unternehmung zugänglich machen, soweit dies irgendwie geht. Die Mozambique Co. jedoch erklärt einen Rayon von 80 Metern zu beiden Seiten des Flusses für Kronland, verbietet den Bau aller privaten Häuser auf diesem Uferstreifen und nimmt dadurch dem Flussgebiet seinen Hauptwert, nämlich die direkte Verbindung mit der Wasserstrasse. Aus was für einem Grunde dies angeordnet wird, ist völlig unverständlich. Man kann doch kaum annehmen, dass es sich bloss um eine Chicanierung der meistens ausländischen Unternehmer handelt.

Alles in allem genommen, ist die portugiesische Verwaltung eine sonderbare Mischung alter monopolistischer Ideen mit modernen kolonialpolitischen Anschauungen. Die Conquistadores, welche im 16. Jahrhundert über Ostafrika hereinbrachen, thaten dies selbstverständlich, um diese Länder für die Krone von Portugal und sich selbst auszuplündern, genau wie dies ihre Landsleute und die Spanier à la Cortez und Pizarro in Südamerika machten. Das Prinzip wirtschaftlicher Arbeit und bürgerlicher Freiheit wurde erst hernach von Engländern und Holländern in der überseeischen Welt eingeführt. Heute sehen die intelligenteren der portugiesischen Beamten, wie Captain D'Andrade in Maçequece oder Colonel Machado von der Zambesi Co. in Quilimane, völlig ein, dass auch Portugal das angelsächsische System der „offenen Thür" ehrlich sich zu eigen machen muss, wenn es hoffen will, seine Kolonien auch nur noch ein Jahrzehnt zu behalten. Aber es fällt

diesen Männern schwer, sich gegen Jahrhunderte alte Vorurteile durchzusetzen. Dass die nordeuropäischen Grossmächte eine Macht wie Portugal in Afrika nicht zulassen würden, muss freilich nachgerade auch dem konservativesten Staatsmann in Lissabon klar sein.



Kapitän d'Andrade, Minendirektor, Macequeçe.

Wir Deutschen haben kaum ein Recht, uns über die portugiesische Kolonial-Verwaltung zu moquieren, solange wir selbst im Wesentlichen dieselben Fehler begehen, wie sie in Portugiesisch-Ostafrika gemacht werden, ohne doch andererseits die liberalen Gesichtspunkte aufzunehmen, welche die Mozambique Co., zum mindesten im Minenwesen, sich zu eigen gemacht hat. Haben wir eine ehrliche Selbstverwaltung, die „offene Thür" für alle? Leiden nicht auch unsere Kolo-

nien unter einem unmöglichen System des Bureaukratismus, einer kurzsichtigen Staatsmonopolisierung? Solange wir selbst im Glashaus sitzen, wollen wir demnach lieber keine Steine auf Andere werfen. Das Glashaus mit festeren Wohngebäuden vertauschen können wir aber nur an der Hand englischer Kolonialerziehung.

Chinde.

Wie England seinen Fuss in Beira niedergesetzt hat durch die Mashonaland-Eisenbahn-Konzession und einen Zollvertrag, welcher Gütern in's britische Hinterland freies Transit durch portugiesisches Gebiet gibt, so hat es in Chinde, dem eigentlichen Zambesihafen sich eine Ausnahmestellung geschaffen durch die sogenannte „british concession". Die schiffbare Chindemündung wurde durch einen englischen Marine-Offizier entdeckt und hierdurch der Zambesi für moderne Schiffahrt erschlossen. Dies war der erwünschte Ausgangspunkt für die Londoner Diplomatie, von Portugal Abtretung eines „Freihafengebietes" an der Bucht von Chinde zu erzielen. Dieses Gebiet ist die erwähnte „british concession" oder, wie man dies auf englischen Warenkisten bereits lesen kann: „British Chinde". British Chinde war zunächst nur 5 acres gross, hat sich neuerdings jedoch auf 25 acres vergrössert. Es ist durch eine Palisadenumwallung vom eigentlichen Chinde abgetrennt. Alle Güter, welche dort gelandet werden, sind völlig frei von der portugiesischen Zollbehandlung in Chinde, und, wenn sie weiter in britisches Gebiet gehen, von der portugiesischen Zollverwaltung überhaupt. Nur die Güter, welche von der „concession" in's portugiesische Hinterland gehen, werden an einer Anlegestelle am Zambesi: Lacedonia, oder auch Sena, verzollt.

Leider erlaubt der Chindehafen das Einlaufen grosser Oceandampfer nicht. Eine Barre, welche mehr und mehr versandet, verhindert sie am Einlaufen in den inneren Hafen. Die grossen Dampfer der Deutschen Ostafrika-Linie bleiben demnach ausserhalb dieser Barre, der Verkehr mit dem Binnenhafen wird durch den kleinen „Adjutant" besorgt, der direkte Verkehr zwischen Chinde und Beira durch den alten „Peters".

Von Chinde aus vermitteln 5 Flussdampfer-Linien den Verkehr nach Tete und zum Nyassa:

1) The African International Flotilla & Transport Co.
2) The African Lakes Co.
3) Sharrer's Zambesi Traffic Co.
4) Messrs. Deuss, Teixeira & Co.
5) The British Central Africa Transit Co.

Im Ganzen liefen voriges Jahr 110 britische, 25 portugiesische und 6 deutsche Fahrzeuge auf Zambesi, Shire und Nyassa. Daneben üben 5 portugiesische und zwei englische Kanonenboote die Polizei dort aus. Ich bin mir durchaus nicht im Zweifel darüber, dass, wenn die liberale Richtung in der portugiesischen Kolonialverwaltung vorherrschend wird, der Zambesi alsbald das Feld grosser wirtschaftlicher Unternehmungen werden muss. Eine solche Riesenwasserader mit fruchtbaren alluvialen Ufern und reichen Metallschätzen im Hintergrund, zugleich mit einer unerschöpflichen Arbeitskraft, kann bei vernünftiger Verwaltung sehr schnell zu einem Anlagefeld für internationales Kapital entwickelt werden. Hier gibt es üppiges Plantagenland für Zucker, Baumwolle, Tabak; hier liegt Kohle, durch welche der Strom selbst unmittelbar fliesst; hier fanden wir Gold und Diamanten. Was will man mehr? Ich hoffe nur, dass Deutschland dort von vorneherein sich mit bethätigt. Ich habe um die Lupata-Enge herum deutsche Interessen geschaffen. Männer wie Deuss, A. Herfurth etc. eröffnen andere Bahnen. Es liegt nur am deutschen Kapital, ob unser Volk an der Ausbeutung des Zambesi teilnehmen will oder nicht.

Die Bevölkerung von Chinde, das Dampferpersonal eingerechnet, wird auf 300 Weisse und 3000 Schwarze abgeschätzt. Die Stadt hat miserable sandige Strassen, aber dank dem regelmässigen Seewind ein relativ gesundes Klima. Fieber ist hier viel seltener als in Beira und Delagoa-Bay.

Quilimane.

Im Norden von Chinde, an dem nördlichsten Mündungsarm des Zambesi, der heute versandet ist, liegt Quilimane, der ursprüngliche Eingangshafen des alten Ophir, dessen antiker Name Rhapta, wie ich früher dargelegt habe, heute noch im Küstenplatz Parapat erhalten geblieben ist. Quilimane oder Rhapta war zu Zeiten der südarabischen Herrschaft das nächst gelegene Thor in das eigentliche Goldgebiet. Noch

bis zu Livingstone's Zeit bewegte sich der Zambesihandel vornehmlich über diesen Platz. Auch heute kommen viele der Güter von Nyassa über Quilimane in den Welthandel. Indes ist der Ort naturgemäss im Zurückgehen begriffen, da der Überlandtransport auf die Dauer mit dem Wasserweg, welcher über Chinde führt, nicht konkurrieren kann. Nur, wenn die Barre vor Chinde dauernd versanden, und der „Qua-qua" (so heisst der Quilimane-Arm) Kanal gebaut werden sollte, würde diese Stadt Aussicht haben, ihre alte Bedeutung zurückzugewinnen. Heutzutage hat man das Gefühl, wenn man von Chinde nach Quilimane geht, aus Südostafrika an die eigentliche Zanzibarküste zu gelangen. Unter den Palmen von Quilimane herrscht echte und unverfälschte Suaheli-Luft vor.

Inhambane. Im Süden rechne ich die alte Ophirküste bis über Inhambane hinaus. Inhambane ist der natürliche Hafen für Gazaland, welches schon durch seinen Namen seine Zugehörigkeit zu der Welt der Puner verrät. Inhambane liegt 23° 50′ s. Br. und 35° 25′ östl. Länge und besitzt einen guten und weiten Hafen. Seine Bedeutung heutzutage liegt vornehmlich in dem Umstand, dass von hier aus die Shangans des Gazalandes, das beste Arbeitermaterial für den südafrikanischen Minenbetrieb, verschifft werden. Gazaland zwischen Limpopo und Sabi ist übersät mit Trümmern aus der antiken Kulturepoche. Es ist, wie wir früher schon sahen, wohl bewässert und ein herrliches Land für Ackerbau und Viehzucht. Vor Kurzem ist in Lissabon eine Gesellschaft mit einem nominellen Kapital von £ 1,200,000 zur Ausbeutung dieses Gebietes begründet worden.

Sofala. Zwischen Inhambane und Beira liegt der eigentliche alte Hafen Sofala, welcher seine Bedeutung jetzt verloren hat, da er für moderne Oceandampfer nicht mehr brauchbar ist. Etwas südlich davon ergiesst der Sabifluss seine Gewässer in den Indischen Ocean, und hier dürften wir demnach den Mittelpunkt der Sabäerherrschaft in Südafrika vor uns haben.

Ausblick. Dies, in kurzen Umrissen, ist das Ophirland der alten Geschichte, wie es heute sich uns darstellt. Seine moderne Entwicklung beruht, neben seinen natürlichen Schätzen, im

Wesentlichen auf der Politik zweier Gesellschaften, der Mozambique Co. und der British South Africa Co. Sie beide müssen Hand in Hand gehen. wenn wir gute Hoffnung für die Zukunft haben sollen, denn die eine hat die Küste in ihrer Hand, die andere aber den grösseren Teil des gesunden und fruchtbaren Hinterlandes.

Die antike Welt verfügte über die unermessliche Arbeitskraft der Sklaverei, mit welcher sie im Norden von Afrika Pyramiden aufzubauen vermochte, und im Süden durch mindestens ein Jahrtausend einen Minenbetrieb durchführte, welcher nicht nur Vorderasien und Arabien, sondern auch das ganze Mittelmeergebiet mit seinem Bedarf an dem gelben Metall im Wesentlichen versah. Ja, bis an den Rhein und die Donau floss der Strom aus Südafrika, und das Gold der Nibelungen, welches deutsche Recken zu Verrat, Kampf und Mord verlockte, stammte wahrscheinlich aus den Ländern zwischen Zambesi und Sabi.

Unser eigenes Zeitalter hat mit der Sklaverei für immer gebrochen. Statt dessen führen wir die mechanischen Kräfte des Dampfes und der Elektrizität in's Feld, um dem alten Afrika seine Schätze abzuzwingen. Ohne die Menschenhand sind freilich auch diese Kräfte nicht wirtschaftlich nutzbar zu machen. Europäisches Gehirn und afrikanische Muskelkraft werden für alle Zeiten angespannt werden müssen, wenn das Riesenproblem gelingen soll, den schwarzen Erdteil für die Zivilisation zu erschliessen. Zu diesem Zweck müssen wir auf eine vernünftige Organisation der afrikanischen Arbeiterfrage hinarbeiten.

Falls Europa imstande ist, diese Frage in zweckmässiger Weise zu lösen, dann steht dem alten Ophir eine neue Kulturblüte bevor. Die beiden Eingangsthore Zambesiaufwärts und von Beira auf die Hochplateaus werden alsdann von neuem wirtschaftlicher Arbeit und nordischer Intelligenz den Einzug in das goldene Südafrika eröffnen.

Wenn wir auf die Vergangenheit unserer Art zurückblicken, so erscheint uns dieser Zeitraum der menschlichen Geschichte oft unberechtigter Weise übermässig ausgedehnt. Thatsächlich befinden wir uns vielmehr erst am Anfang einer

ungeheuren Entwicklung. Das Menschengeschlecht steht immer noch auf der Stufe der Kindheit, und wahrscheinlich stehen uns die wesentlichsten Wandlungen noch bevor. Das Jahrhundert, in welches wir gerade eingetreten sind, wird dem neunzehnten voraussichtlich ebenso überlegen sein, wie das neunzehnte in allen technischen Erfindungen und Entdeckungen das achtzehnte übertraf. Die Lösung des Fliegeproblems, die Ausbeutung der unerschöpflichen Schätze der Oceane, die praktische Herstellung animalischer Nahrungsmittel auf chemischem Wege, vielleicht die Verbindung mit fremden Weltkörpern durch Ausbildung der drahtlosen Elektrizität: dies alles sind Aufgaben, welche für die Kultur unseres Geschlechtes Ausblicke eröffnen, die weit über das hinausgehen, was an sprungweisen Fortschritten hinter uns liegt.

Eines ist klar, dass die Herrschaft des Menschen über die Kräfte unseres Planeten immer unbedingter wird, und dass besonders die weisse Rasse Schritt für Schritt alle Zonen der Erde von Jahrzehnt zu Jahrzehnt rücksichtsloser für ihre Bedürfnisse ausbeutet.

In diesem Prozess wird der dunkle Erdteil, und besonders Südafrika mit seinen reichen Metallschätzen, seinen gesunden und wasserreichen Hochplateaus, seinen zum Teil fruchtbaren und üppigen Tiefländern eine immer steigernde Bedeutung gewinnen. Wenn auch nicht so ausschliesslich wie vor drei Jahrtausenden, da andere Goldländer heute mit ihm wetteifern, wird doch das Ophir der alten Geschichte von neuem zu einem wesentlichen Faktor für die Kulturentwicklung der Zukunft werden.

Als ich über die Hochländer von Inyanga und Melsetter marschierte, oder in den wasserreichen Bergen von Manicaland sass, stiegen Visionen einer solchen Zukunft des geheimnisvollen Ruinenlandes vor meinem Geist empor. Von neuem sah ich Städte emporsteigen, in denen eine arbeitsame europäische Bevölkerung die Schätze unter und über dem Boden hob. Noch einmal erblickte mein Auge Tempel. Aber in ihnen wurde nicht Baal verehrt, sondern das Symbol der Weltentsagung und des Friedens, das Kreuz, ragte über ihren

Trümmern. Die christliche Kultur, so geheimnisvoll in ihrer Verbindung von welterobernder Energie und weltüberwindender Entsagung, wird diesmal ihre Hand auf das Land des Eldorado des Buches der Könige legen.

Männer wie Albuquerque und Cecil Rhodes haben in diesen Gebieten die Herrschaft der europäischen Welt eingeführt. Karl Mauch und Theodore Bent haben durch ihre Forschungen zum ersten Mal ernstlich das Nachdenken der modernen Wissenschaft für die Lösung des Ophirproblems auf Südafrika gelenkt. Ich selbst folge hier Bahnen, welche Andere eröffnet haben. Aber ich wage zu hoffen, dass die in diesem Buch dargelegten Forschungen für die südafrikanische Ophir-Theorie eine feste Grundlage geschaffen haben, und dass sie mit dazu beitragen werden, den europäischen Unternehmungsgeist diesen Ländern nachdrücklich zuzuwenden.

Anhang.

I.

Der Frühling am Zambesi.*)

Nicht im Brausen des Sturmwindes zieht der Frühling ein in Zambesia. Nicht schmilzt der Schnee auf der Ackerkrume, und nicht bricht dröhnend der Strom die Fesseln des bändigenden Eises. Keine Lerche trillert ihr jubelndes Dankeslied zum Firmament empor, und keine Zugvögel erscheinen aus wärmeren Klimaten. Auch das Menschenherz feiert hier nicht das Wiedererstehen der Natur aus Nacht und Kälte mit, was das Kommen des nordischen Frühlings zu einem so verklärten, so weihevollen Ereignis macht. Wem klingt nicht noch aus den Kindertagen her jenes innige Entzücken durch die Seele nach, welches das Erscheinen des ersten Storches, der Schwalbe, ja, das Summen der ersten Biene im Märzsonnenschein in uns wachrief! Wie rührend im Norden die Freude, wenn das Schneeglöckchen sein unschuldiges Haupt aus dem Moos emporreckt, das Marienblümchen die Grasflur wie eine Milchstrasse von kleinen Sternchen durchzieht!

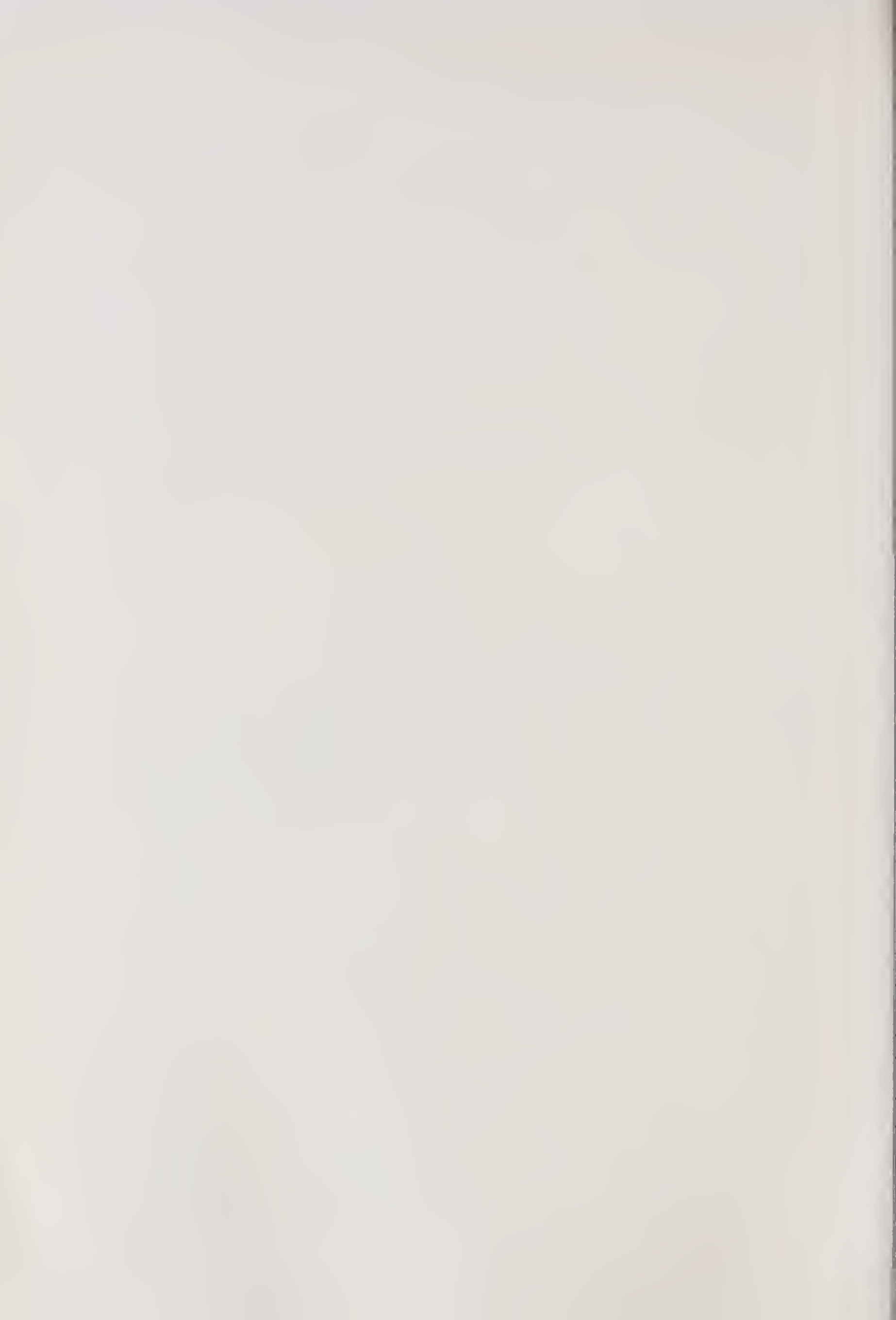
Solche Empfindungen vermag das Kommen des Frühlings am Zambesi nicht zu erwecken! Nicht aus den Banden der Kälte hat der Zauberer, der hier vom Norden kommt, die Natur zu erlösen, sondern nach Feuchtigkeit schmachtet der

---

*) Einige der folgenden Aufsätze wurden zuerst in der „Finanzchronik", neben anderen kurzen Reiseschilderungen von mir veröffentlicht.



Frühling am Zambesi.



Erdboden, der Wald und das Feld, und mit Regengüssen zieht der Frühling in das Land. In den Tropen fällt der Winter zusammen mit der trockenen, der Sommer mit der Regenzeit. Am Zambesi enden die Regen Anfangs April, im Juli wird das Getreide eingeerntet, im August beginnt das Niederbrennen des Grases, und dann liegt das Land der glühenden Sonne ausgesetzt, schwarz und tot wie eine Leiche. Die Flussläufe trocknen ein. Der Zambesi selbst wandelt sich vom mächtigen Strom in eine Anzahl niedriger Flussrinnen, welche freilich für kleine Bote auch dann noch befahrbar sind. Die Wasserlöcher versagen, und die Eingeborenen müssen für ihren Bedarf an dem unentbehrlichen Element oft täglich stundenlang gehen. Es ist keine Frage, dass auch in diesen Monaten Wasser überall unter dem Boden vorhanden ist und es der europäischen Technik leicht gelingen würde, das Land in dieser Richtung zu revolutionieren. Aber einstweilen ist der Neger hier noch massgebend, und der Neger liebt keine Revolutionen, am wenigsten auf technischem Gebiet. So trocknet das Land mehr und mehr aus, und grimm und öde, wie bei uns im Winter, liegt der grössere Teil der Landschaft vor dem Auge des Beschauers, mit dem Unterschied freilich, dass immergrüne Bäume wie Palmen, Akazien, Mitonden, Aloes immer doch noch eine gewisse Abwechslung in das Gemälde bringen. Im September und mehr noch im Oktober wird die Hitze schwül, ja fast unerträglich. Die Temperatur steigt bei Tage bis auf 45 Grad Celsius im Schatten, und auch die Nächte, obwohl sie erheblich abkühlen, bringen oft keine eigentliche Erfrischung.

Aber der Dämon, welcher die Erde quält, baut sich sein eigenes Grab. Die Natur in ihrem grossen Haushalt ist überall weise und vergeudet keine Kraft. Dieselbe Hitze, welche den Boden austrocknet, und unsere Nerven zerrüttet, wird gleichzeitig zur Organisierung des grossartigsten Pumpwerkes benutzt, welches es auf diesem Planeten gibt. Aus dem Ocean saugt sie ununterbrochen Feuchtigkeit empor. Diese Dämpfe werden in Regenwolken umgewandelt, und die kalten Winde, welche von Süden in die Luftmasse eindringen, schlagen sie zu Wassermassen nieder. Mit ihnen wird der dürstende dunkle

Weltteil getränkt. So wandelt sich die Wärme auch hier in nützliche Arbeit um. Was verwandt wird, um Wassermassen über Afrika auszugiessen, wird „gebunden", kommt also nicht mehr zur Empfindung. Der Regen aus der Zone der oberen Luftschichten, der auf das brennende Erdreich fällt, kühlt diese ab, und dann wieder wird ein gutes Stück Sonnenglut neutralisiert, um das herabstürzende Wasser von Neuem zu verdunsten. So bricht sich die tropische Hitze an ihrem eigenen Übermass, und uns hier ist in dieser Zeit schwüle Glut geradezu willkommen, weil sie uns ein sicherer Vorbote des erquickenden Gewitters ist. Auch hier geht der Weg zur Freude durch Leiden, und die „Negativität der Lustempfindung", welche Arthur Schopenhauer lehrt, ist auch in diesen Naturereignissen noch einmal bewiesen.

Grotesk und gewaltig ist das Herannahen der erlösenden Katastrophe. Gegen Abend bedeckt sich der nördliche und östliche Horizont mit einer bleiernen, starr dastehenden Wolkenmauer. Die Sonne sinkt und verschwindet im Westen, und die Nacht bricht herein über der erwartungsvoll ruhenden Erde. Da zuckt es plötzlich auf in der nunmehr dunklen Wand der Wolken, und Blitzstrahl folgt auf Blitzstrahl. Ein, zwei Abende ist dies alles. Das Gewitter ist zu fern, um bis zu uns heraufzuziehen. Wir müssen uns mit dem Schauspiel des Wetterleuchtens begnügen. Aber am dritten, vierten Abend gestaltet sich das Bild anders. Der Wolkenvorhang schiebt sich schnell empor. Barock und phantastisch greifen Wolkenfetzen und Zacken über den Zenith und bald über das Firmament herüber. Blitz zuckt auf Blitz; plötzlich ein Windstoss und ein dumpfes Grollen, wie ein Löwe kurz aufknurrt, im Nordosten. Dann kommt es näher und näher, und bald sind wir selbst mitten im wilden Getöse des Kampfes der Elemente. Blitz und Donner, Donner und Blitz, krachend und blendend, als ob die Götterdämmerung heraufzuziehen beginne. Und dann rauscht es sintflutartig herab. Prasselnd fallen die Wasserstrahlen auf das Zelt, gleich einem unaufhörlichen Trommelwirbel herunter. Rauschend schlagen sie auf die daneben liegenden Lasten, die Bäume und das Erdreich herab, und bald gurgeln kleine Bächlein und Wasserrinnen

von allen Seiten dem Flussthal zu. Wir sitzen indessen im Zelt, andachtsvoll dieser grossartigen Offenbarung der allwaltenden Gottheit lauschend, und dankbar für den reichen Segen, welchen die Natur wieder einmal den bedürfnisvollen Söhnen dieser Erde schenkt. So dauert es eine, zwei, auch drei Stunden. Endlich verhallt der Donner im Südwesten, leise rinnt der Regen, dann oft eine kurze Unterbrechung und wieder ein rauschender Guss. Nun ist es vorbei, und nur noch der Baum, unter welchem wir ruhen, schüttelt sich von Zeit zu Zeit, uns einen letzten Strahl auf's Zeltdach werfend. Wir aber verlassen das schützende Zelt, gehen durch's Lager, entzückt die köstliche reine Luft einatmend, und eine erfrischende Nachtruhe entschädigt uns für die Qualen des vorhergegangenen Tages. Oder aber auch, es hört der Regen nicht auf, sondern wir werden durch sein gleichmässiges, rauschendes Fallen in Schlummer gelullt. Mit solchen Zeichen und Werken zieht der Frühling am Zambesi in die Welt.

Und wie mit einer Zauberrute berührt und verwandelt er auch hier das Gelände ringsum. Wir liegen zur Zeit im Muïra-Thal, und wie die Coulissen eines Theaters liegt die Bergwand im Westen vor unseren Augen. Noch vor vierzehn Tagen starrte sie grau und öde. Der erste Regen brachte Farbe und Leben in das Bild. Im Nu waren die Bäume ausgeschlagen, und mit Vergnügen bemerkten wir jeden Morgen ,wie eine grössere Fläche des Gemäldes in grüner Farbe aufstrahlte, gleich als sei ein Landschaftsmaler über Nacht an der Arbeit gewesen. Der Knalleffekt wird dadurch hervorgerufen, dass die Knospen, bevor sie wirklich aufbrechen, an ihrer Oberfläche grau aussehen und mit dem Moment des Aufspringens ihre Farbe wechseln. So erscheint der Wald ganz plötzlich in hellem Grün, wie die Buchenholzungen unserer nordischen Heimat. Und grün leuchtet es auch am Erdboden auf. Durch die schwarze Aschenmasse streckt frisches Gras sich empor, eine schmackhafte Äsung für Wild und Getier. So erweckt ein Spaziergang am Morgen oder Abend auch hier den Eindruck des Frühjahrs bei uns.

Und auch die gesanglustige, gefiederte Welt äussert sich in neuer Lebenslust. Jetzt „paaren“ die Perlhühner und andere

Vögel, und munter lassen sie ihren Gesang erschallen. Zwar hören wir nicht den Kuckuck hier, aber ähnlich wie sein Schlagen berührt uns das Gurgeln und Rucksen der vielen Taubenarten. Die Enten und Gänse ziehen zurück zum Zambesi. Fischadler und Geier wiegen sich hoch in der Luft. Schwalben, Wachteln und Lerchen tummeln sich, wenn letztere hier auch stumm sind. Die tropische Natur deckt den Tisch für viele, und alles drängt sich zum Leben und zur Fortpflanzung.

Das Wild sucht sich neue Weideplätze, das stattliche Elentier, das Kudu, das Hartebeest, der Wasser-, Spring- und Buschbock wechseln über den Muïra. Wir streichen durch den Wald und plötzlich bleiben wir stehen, denn unser Blick fällt auf eine Gruppe der lieblichen Säbelantilopen, welche friedlich am frischen, saftigen Grün sich labt. Oder auch, es springt zu unseren Füssen plötzlich ein Hase auf, welcher eilig das Weite sucht. Im Sande aber sehen wir die Spuren des Hochwildes, des mächtigen Rhinoceros, des Büffels und, in versteckteren Winkeln, auch des Elephanten. Dem grossen Wild folgt, wie überall, das Geschlecht der Raubtiere. Durch die Stille der Nacht erschallt das Lachen der Hyäne, das Knurren des Leoparden, oder auch das majestätische Brüllen des Löwen.

Mein gegenwärtiger Begleiter, Herr Blöcker, schoss vor einigen Tagen einen Leoparden etwa 50 Schritt von unserem Lager um 5 Uhr nachmittags, und ich selbst kam vor kurzem auf einen Löwen um 7 Uhr morgens zum Schuss, den ich von einem Eingeborenen verjagte, den er mit vier Anderen, darunter meinen Freund Cuntete, Macombe's Bruder, niedergeschlagen hatte. Blöcker, ein deutscher Forstmann und Jäger von Beruf, versorgt unsere Küche regelmässig jetzt mit Wild.

Wenn die Natur hier jetzt zu neuem Leben erwacht, so regt sich, last not least, auch der Mensch. Die ganze Negerwelt ist zur Zeit eifrig mit Graben und Pflanzen beschäftigt. Vornehmlich wird die Hirse, das wichtige „mapire“, in die Erde gesenkt, deren Ernte nächsten Juni und Juli stattfinden wird. Wir hatten im letzten Jahr Misswachs, dank zu geringen Regenfalles, und mit besonderen Segenswünschen begleiten

deshalb wir selbst die diesmalige Aussaat, da auch wir unter der Nahrungsnot zu leiden haben. Ich bin für den Unterhalt meiner Leute auf indischen Reis aus Chinde und Negerkorn aus Tete angewiesen, was mich in meinen Bewegungen hemmt. Möge die Natur uns diesmal gnädiger sein! Ich versuche, den intelligenteren unter meinen schwarzen Bekannten plausibel zu machen, dass man auch in Afrika, wie in Europa, für solche Eventualitäten Fürsorge tragen und für den Notfall zurücklegen solle. Sie lachen, wenn ich ihnen meine Lehren vortrage. Der Neger wird gerade für seine Zukunft sorgen. Von allen Heilslehren Christi scheint ihm ausschliesslich das „Sorget nicht für den folgenden Tag“ sympathisch zu sein. Was er erntet, das isst und vertrinkt er, und sollte er auch in Notjahren darüber Hungers sterben. Jetzt lebt man hier von Baumrinde und Beeren des Waldes und wartet geduldig auf das, was die nächste Ernte bringen wird. Aber gegenwärtig hat der Frühling auch diesen dunkelhäutigen „Brüdern“ neue Hoffnung gebracht.

Die Frühlingsregen haben hier erst gerade eingesetzt. Erst um Weihnachten, wenn die Sonne am Steinbock umdreht, können wir die volle Wucht der Niederschläge erwarten. Dann schwellen die Bäche, und steigt auch der Zambesi wieder zu seiner vollen Höhe. Um Weihnachten wird die Zambesi-Dampfschiffahrt, die seit Mitte September stockt, wieder eröffnet. Dann sind auch wir von Neuem in regelmässigem Verkehr mit der grossen Welt. Heute sind wir abgeschnitten wie in einer belagerten Festung. Aber trotz Einsamkeit und drückender Hitze schwillt auch unser Herz in der ewigen Lust des neuerwachenden Lebens, wie jeder Frühling es bringt. Wie verschieden er ist vom Frühjahr an der Elbe oder an der Themse, er bleibt der alte Zauberer Frühling doch auch am Zambesi.

Den Zambesi abwärts im Boot.

Folgendes ist ein Auszug aus meinem Tagebuch, welcher vielleicht für meine Leser von Interesse sein dürfte:

Wir befinden uns noch in der trockenen Zeit des Jahres, und, da mich Geschäfte an die Küste rufen, muss ich mich in meinem Ruderboot hinunterbegeben. Dieses Ruderboot, welches Mabel heisst, haben Mr. Thomson und ich zu diesem Zweck in ein „Houseboat“ umgewandelt. Wir haben seinen hinteren Teil mit einem Haus von etwa vier Fuss Höhe und sechs Fuss Länge bedeckt, in welchem mein Liegestuhl bequem stehen und auch für den Notfall ein Bettlager hergerichtet werden kann. Das Haus ist von etwa vier Fuss Höhe und sechs Fuss Länge und bedeckt mit einem Rohrüberzug. Darüber ist wasserdichtes Segeltuch gezogen, welches nach Belieben vorn und hinten, sowie an beiden Seiten heruntergelassen werden kann, wodurch das Ganze in einen völlig regensicheren Raum umgewandelt wird. Das Gefährt wird durch acht Ruderer mit Paddeln und Stangen, einen Steuermann, der hinter meinem Haus steht, und einen Lootsen, der vorne mit einer Stange das Wasser ausmisst, bewegt. Darin habe ich mit zwei Dienern, die vorne im Boot liegen, und einem Koch (ditto) Platz genommen. Des Weiteren meldet mein Tagebuch:

8. Dezember (1900). — Thomson und ich stehen um 5 Uhr auf, aber die Bootsleute aus Tambara sind noch nicht da. Ich lasse all mein Gepäck in's Boot schaffen und bringe dann ungeduldig eine Stunde in der Station und im Garten von Mitonda zu. $7^3/_4$ Uhr kommen 10 Bootsleute von der portugiesischen Station Injakoro in Tambara mit einem Schrei-

ben des Kommandanten. Sofort geht die Reise los. Thomson begleitet mich bis Injakoro. Der Morgen ist kühl und angenehm nach einer regnerischen Nacht. Der Himmel ist bewölkt, und die Lupataberge liegen in geheimnisvollem Nebelschleier hinter uns. Etwas unterhalb Mitonda schiesse ich ein mächtiges Flusspferd, das hoch aufspringt und dann rückwärts im flachen Wasser kopfüber hinschlägt. Etwas weiter



Nach des Tages Last in Mitonda.

unterhalb erlege ich ein Krokodil. Ein zweites, auf das ich schiesse, entgeht mir. $9^1/_4$ landen wir in Injakoro, wo ich mich freundlich vom Kommandanten Senhor Henriquo da Silva da Ribeiro und seinem Assistenten, Senhor da Costa, verabschiede. Von hier geht Thomson nach Mitonda zurück. Die Flussufer unterhalb Injakoro sind flach. Aber mit ihrer grünen Waldumrandung, aus welcher hier und da Palmen hervorragen, und anmutig durch lange Reihen Papyrusschilf unterbrochen, wirken sie lieblich, und viele Inseln bieten Abwechslung. Der Zambesi, unterhalb des Lupata-Schlundes, war

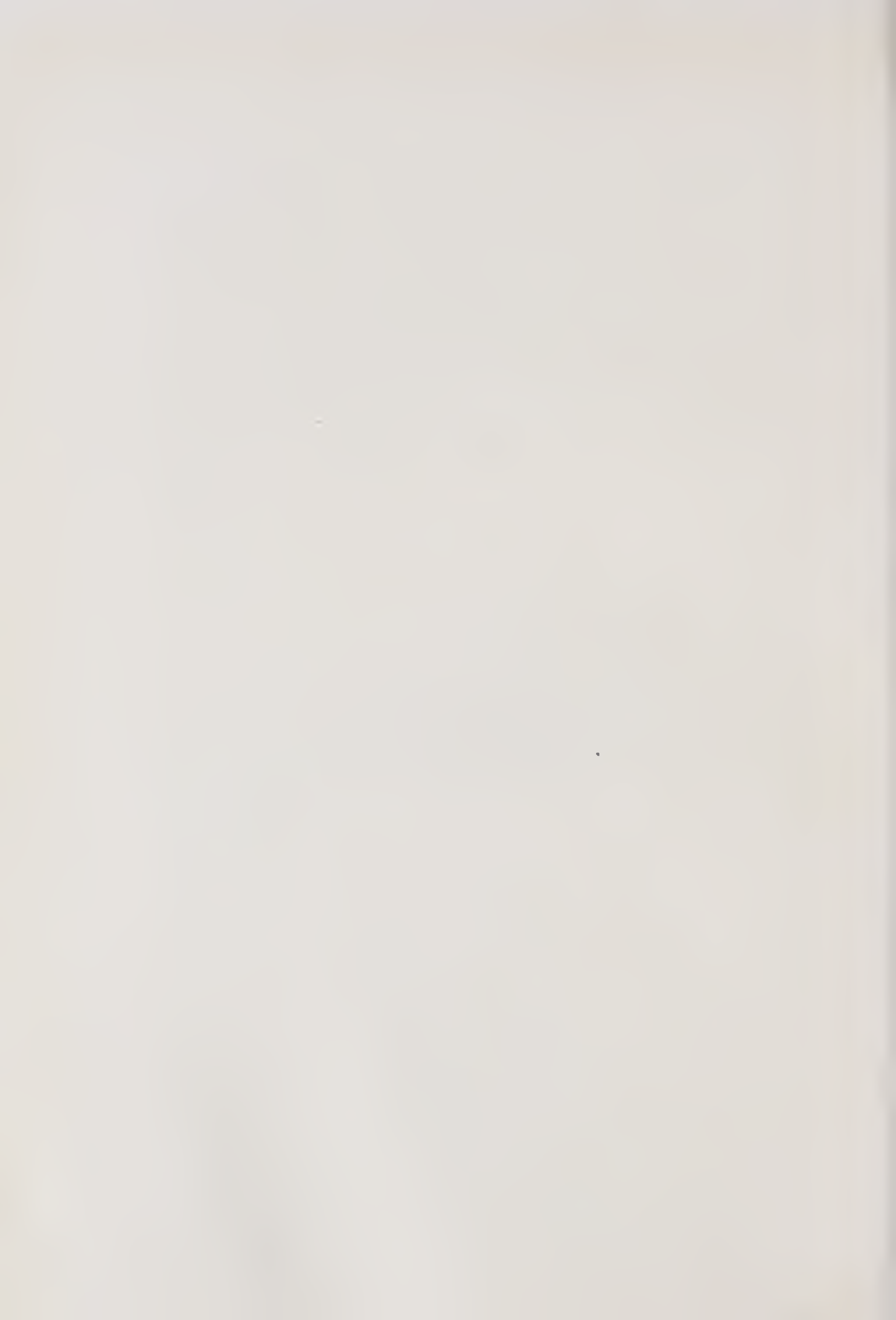
einstmals ein mächtiger Landsee, zu dem der Rufumbo-See im Norden gehörte. In zahllosen Kanälen windet der Fluss sich hier jetzt durch ein Gewirr von Inseln. Dies ist eine schwierige Partie für die Flussschiffahrt. Wir fahren indes munter abwärts. Der Reichtum an Flusswild ist enorm. Ich schiesse bis Mittag drei Flusspferde, von denen wir bislang (abends 7 Uhr) zwei geborgen haben. Auf den Inseln wimmelt es von Kranichen, Reihern, Störchen, Flamingos und weissen wie schwarzen Gänsen. Darüber streichen Züge von Enten. In der Luft wiegen sich der Adler und verschiedene Arten von Schnepfen. Kiebitze und andere kleinere Arten zeigen sich. Es gibt so viel zu sehen und aufzunehmen ringsum, dass man das Buch, welches man in der Hand hat, („Bleak House" von Dickens) immer wieder beiseite legt. Ich habe heute 8 Krokodile, 6 Flusspferde, 3 Enten und 2 Flusshennen geschossen. Um 12 Uhr lasse ich Halt machen bei einer Niederlassung Pambuënge, wo abgekocht wird; und zwar genoss ich bei dieser Reise zum Frühstück in der Regel eine Büchse der vorzüglichen Conserven von Rehse in Döhren bei Hannover, der einzigen schmackhaften Conserven, welche ich kenne. $1^1/_2$ Uhr geht es weiter. Die Leute laufen von Zeit zu Zeit auf den Grund und müssen dann alle aussteigen, um das Boot eine Strecke lang durch's Wasser zu ziehen. Der Nachmittag bleibt grau und dunkel, im Nordosten über Blantyre und im Südwesten über Macombe's Land stehen Gewitter. Das Bergland von Fura versinkt mehr und mehr in Wolkenschleier, aus dem die bekannten Formen der Kuppen geheimnisvoll zu mir herüberschauen. Von vier Uhr ab betrachte ich die fremdartige Landschaft aufrecht stehend vor meinem „Hause". Die unendliche Natur zeigt sich in einer ganz neuen Beleuchtung, und die Seele entzückt sich unter solchen Eindrücken.

Gegen 6 Uhr lasse ich bei einer zweiten Insel, Saramagombie anlegen, und mein Zelt aufschlagen. Während ich dies schreibe, sehe ich meinen Koch beschäftigt, mir eine Schnepfensuppe zu kochen und zwei feiste Flusshennen für mich zu braten.

9. Dezember. — Vorige Nacht um 10 Uhr kam das Ge-



Flusspferd-Jagd.



witter herauf. So angenehm Gewitter im festen Hause sind, so störend wirken sie im Zelte bei Nacht, da sie stets einige Stunden Schlaf rauben. Um 5 Uhr auf, und mit üblichem Lärm die Kolonne flott gemacht. Wirklich fahren wir 5 Minuten nach sechs Uhr ab. Bald steigt am linken Ufer der Wald von Injamkwasi auf; die Ufer fallen etwa 20 Fuss steil in den Fluss. Um 7 Uhr passieren wir die Station der Companhia da Zambesia. Das Tierleben behält seinen reichen Charakter. Als ich, gleich hier bei Injamkwasi ein Flusspferd (M w u bei den Eingeborenen) schiesse, wird durch eine Bewegung des Bootes der Kolben meiner Büchse mit solcher Wucht mir in's Gesicht geschlagen, dass ich im ersten Augenblick fürchte, mein rechtes Auge sei ausgeschlagen, umsomehr als mir ein Blutstrom über's Gesicht fliesst. Glücklicherweise ist mir nur ein Lappen Fleisch über dem rechten Backenknochen unmittelbar unter dem Auge herausgerissen. Ich muss die Wunde antiseptisch verbinden. Kein Schiessen mehr für heute! Das Boot, immer der Strömung folgend, gleitet auf der rechten Seite des mächtigen Stromes, wo die eigenartigen Erhöhungen von Chiramba in Sicht kommen. Ich stelle Betrachtungen über das wimmelnde Tierleben an. Eine Art frisst immer die andere. Finde ich eine mir bekannte Spezies, so frage ich: „Wen, mein Junge, frisst Du, und von wem wirst Du gefressen?" Der Mensch als der Stärkste nimmt sie alle, aber über ihn fallen dann wieder die Horden der „Kleinsten", der Mikroben in Gestalt von Cholera, Typhus, Bubonenpest, Tuberkulose, Krebs etc., damit die Billigkeit gewahrt bleibt. Dass dieses System, auf welchem unsere g e s a m t e Natur, wie auf ihrem unumstösslichsten Gesetze aufgebaut ist, gerade „Allliebe im Weltplan" bekunde, lässt sich vom Standpunkt unseres Intellektes nicht behaupten. Man braucht nur eine Nacht in der afrikanischen Wildnis zu lagern und immer wieder in den Lauten ringsum den Schrei der Todesangst zu vernehmen, um die „beste aller Welten" des Leibnitz zu würdigen. Zu einer Ahnung der göttlichen Allliebe kommen wir, wenn wir im Ernst annehmen, dass Leben und Tod, Entstehen und Vergehen, nur Schein sind, auf einer Täuschung unseres individuellen Intellektes beruhen, das Sein an sich aber nicht berühren. Auch dieser

Gedanke wird einem mehr als anderswo plausibel an einem mächtigen tropischen Strom mit seiner Überfülle des Lebens. Nämlich trotz allen Fressens und Gefressenwerdens sind alle Gattungen doch immer da, in frischer, strahlender Lebenslust. Da fehlt keiner. Allmutter Natur umfasst sie alle, und das Aufsteigen und Niedersinken der Einzelnen scheint wirklich nur ein anmutiges Spielen einer Mutter mit ihren Kindern zu sein, welche sie emporwirft und immer wieder lächelnd in ihrem Schoss auffängt.

Ich frühstücke um 12 Uhr unterhalb der Station der Mozambique Co., Chiramba und fahre am Nachmittag die Wälder dieser Landschaft entlang. Eine Windsbraut, die plötzlich gegen 4 Uhr aufspringt, zwingt uns, eine halbe Stunde zu halten. Wir haben heute wieder bewölkten Himmel, aber einen Sonnenuntergang à la Rembrandt. Gegen 6 Uhr lasse ich auf's linke Ufer halten, wo wir uns den westlichen Ausläufern der Shire-Berge genähert haben, und lasse mein Zelt im reinen Sand eines trockenen Nebenflusses vom Nordosten her aufschlagen. Die Luft ist kühl und herrlich rein hier. Ich habe einen schönen Sonntag hinter mir.

10. Dezember. — Regentag. Morgens 5 Uhr 20 fahren wir ab bei kaltem Wetter; jedoch bleibt der Morgen schön. Links steigen die Makanja-Berge auf, an denen wir dauernd den ganzen Tag entlang fahren. Gegen $7^1/_2$ Uhr kommt die Station der Zambesia Co., S h i n g a l e, in Sicht, und der Kapitao fragt mich, ob ich anlaufen will, den Weissen zu begrüssen. „Nein, das will ich nicht.“ Ich will nichts von dem köstlichen Geschenk verderben, welches Gott mir in diesen Tagen schenkt: Einsamkeit und Natur! Wie Antäos aus der Berührung mit seiner Mutter Erde, so saugt meine Seele stets Genesung und neue Kraft um dieses bischen Dasein aus dem Alleinsein mit sich selbst und der Natur. Längst wäre mein Herz schwach geworden, wenn ich nicht immer wieder diese letzte Kraftquelle aufgesucht hätte. „Nein, mein guter Kapitao, wir wollen an Shingale vorbeifahren.“

Um 12 Uhr lande ich bei einer anderen Station der Companhia da Zambesia, S h i m b w a, d. h. ich halte an der linken Seite des Flusses, während die Station rechts liegt. Hier



Anlegen des Hausbootes.



nehmen wir Frühstück ein, auf einem fruchtbaren Alluvialstreifen zwischen Makanja-Bergen und Zambesi, auf welchem die Eingeborenen eifrig mit Pflanzen beschäftigt sind. Kaum sind wir abgefahren, als der Regen beginnt, welcher den ganzen Nachmittag anhält. Wir passieren die Mündung des Sangadzi, und halb rechts kommen die Vulkankuppen von Sena in Sicht. Ich lasse bald die wasserdichte Decke vor meinem „Haus" herab und lese gemütlich im prasselnden Regen „Bleak House" von Dickens zu Ende. Gegen 6 Uhr, noch unter Regen, lande ich am linken Ufer und lasse bei einem Dorfe Dambarale, dicht unter den wolkenbehängten Bergen, auf feuchtem Acker mein Zelt aufschlagen. Während ich dies schreibe, hat der Regen aufgehört. Dafür halten Moskitos & Co. ihren Einzug.

11. Dezember. — Als ich morgens um 5 Uhr aufwache, regnet es Bindfäden. Infolgedessen muss ich die Abfahrt bis 7 Uhr 15 Min. verzögern. Dann geht es los auf Sena zu. Ich schiesse zwei Krokodile. Es amüsiert mich, auf dieser ganzen Fahrt meine Neger zu beobachten. Das plappert, lacht, kreiseht vor Vergnügen den ganzen Tag ohne Unterbrechung, etwa, wie wenn deutsche Studenten — nach einem Frühschoppen — einen Ausflug machen. Immer fidel, nie in Sorgen! Wenn der Zweck dieses Erdendaseins im individuellen Glück besteht, hat der Neger ihn erfüllt. Insofern müsste man ihn direkt genial nennen. Weshalb jemand vergnügt ist, das ist ja gleichgiltig, vorausgesetzt, dass er es ist. Von „armen Schwarzen" zu reden, ist deshalb albern. Viel richtiger ist es, von „armen Weissen" zu sprechen. Man vergleiche nur die düsteren, erregten Gesichter der weissen Herren mit den lachenden Physiognomien der Schwarzen! Der Grund ihrer Heiterkeit ist ohne Frage, dass sie wie die Tiere ausschliesslich in der Gegenwart leben und keine Sorge für morgen kennen. Aber ich glaube nicht, dass der Zweck des Lebens im Glück des Einzelnen besteht, und deshalb ziehe ich es vor, dem sorgenvollen Teil der Menschheit anzugehören.

Wir haben zur Linken fortdauernd eine Bergkette neben uns, welche im Schmuck des jungen Grün sich recht hübsch

ausnimmt. Um $11^1/_2$ Uhr fahren wir an Sena vorbei, und kommen etwas nach 12 Uhr in Mutarare an, wo Einsamkeit und Bootfahrt einstweilen ihr Ende finden. Bald nach Ankunft ladet mich nämlich der Chef der Zambesia Company, Senhor Fereira, ein, im portugiesischen Fort mein Quartier zu nehmen, und gegen Abend kommt Herr Hermann Müller von Sena, Mynheer Sinderam aus Holland von Villa Boccagio am Shire, beides Bekannte von mir, und wir verbringen einen belebten Abend zusammen.

14. Dezember. — Herr Sinderam hatte in Sena einen kleinen Dampfer von der Mozambique Co. gekauft, den er flussabwärts nach Chinde staken lassen wollte. Er ladete mich freundlicherweise ein, ihn zu begleiten, und, da ich mein Hausboot gern sobald als möglich wieder in Mitonda wusste, nahm ich seine Einladung an. Infolgedessen hatte ich den 12. Dezember in Mutarare zu warten, und erst gegen vier Uhr gestern waren Herrn Sinderam's Vorbereitungen zur Abfahrt von Mutarare fertig. Es regnete in diesen Tagen sehr stark, und ich verliess aus diesem Grunde gern das Hausboot, um mich unter dem Wellblechdach einzurichten, welches Herrn Sinderam's Dampfboot von einem Ende bis zum anderen überdeckt. Das Boot heisst „Tambara", ein Name, der mir vertraut ist, da Mitonda in der Landschaft Tambara liegt. Es kann 8 Tonnen tragen und war ursprünglich zum Polizeiboot bestimmt gewesen. Jetzt will Sinderam es für Negertransporte und andere Geschäfte benutzen, nachdem die Maschine in Chinde genau untersucht sein wird. Vierzig Mann staken und paddeln das Boot stromabwärts, welches sich jedoch nur mit der Geschwindigkeit von etwa drei Meilen pro Stunde fortbewegt, da es von Zeit zu Zeit auf einer Sandbank festsitzt.

Bei der sinkenden Sonne beginnen die Vulkankegel von Sena und die weissen Gebäude von Mutarare im Wolkendunst hinter uns zu verschwinden, während links immer gewaltiger der mächtige Marambale-Berg mit der Shirekette sich emporhebt. Alles ist in Wolken halb verhüllt.

Aber wir haben uns gemütlich im vorderen Raum des Bootes eingerichtet mit Tischen und Stühlen, wo wir lesen,

rauchen und uns unterhalten, von Zeit zu Zeit auch einen Schuss abfeuern. Sinderam fungiert als Skipper, während ich die Küche überwache. Gegen 7 Uhr geraten wir auf eine Sandbank, wo wir für die Nacht liegen bleiben.

Am frühen Morgen (14. Dezember) geht es weiter. Das Wetter hat sich ein wenig aufgeklärt, aber der Himmel bleibt bewölkt. Ein starker Wind weht den ganzen Tag über, der unsere Fahrt verzögert. Das Boot treibt langsam in der Strömung hinab, sich im Kreise drehend. Aber wir kommen doch weiter und nähern uns ersichtlich dem Shire. Am Nachmittag erneuerte starke Regenschauer. Gegen 6 Uhr klärt der Himmel sich auf, und wir legen bei einer Insel in der Nähe von Morassa an, welche von mehreren Dörfern bewohnt ist. Sinderam und ich machen einen Abendspaziergang, um Eier und Obst einzukaufen, was uns nicht gelingt. Ich lasse mein Zelt am Strande aufschlagen, wo wir essen und ich hernach schlafe.

15. Dezember. — In der Nacht werden wir in zudringlichster Weise von Flusspferden belästigt. Sinderam, der an Bord schläft, lässt sich die Lampe bringen und beginnt zu lesen. Ich stehe schliesslich auch auf und schiesse eins der Tiere, worauf der Lärm verstummt. Um 5 Uhr geht die Fahrt weiter. Durch einen neugebildeten Kanal laufen wir gegen 10 Uhr in den Shire hinein, den wir langsam hinuntertreiben. Um 11 Uhr lagen wir, durch den Wind dicht gegen das linke Ufer gepresst, als wir plötzlich vor uns den Rauch eines Dampfbootes wahrnahmen. Es war der „King" der Flotilla Co. auf seiner Fahrt nach Chiromo. Ich feuerte einen Signalschuss ab, und bald lagen wir neben einander. Captain Wallace und der Ingenieur Mr. Dawson, beides alte Bekannte, wurden freundlich begrüsst. Ich ging an Bord des „King" während Mr. Dawson unsere Maschine besichtigte. Auf dem „King" traf ich zu meinem Erstaunen eine deutsche Dame, Frau Dr. Schröder, auf ihrer Fahrt zur Berliner Mission in Ubena, Deutsch-Ostafrika. Ich liess mich ihr vorstellen und wechselte einige Worte mit ihr. Ihr Gemahl war leider krank in der Kabine. Am Mittag dampfte der „King" weiter, nachdem wir Kohlen und Holz an Bord genommen hatten.

Sinderam will Dampf aufmachen. Der Nachmittag war regnerisch und stürmisch, wie ein Spätseptembertag in der Lüneburger Heide. Wir legten in der Nähe der Telegraphenstation von Chimara an, wo ich im Regen Zelt aufschlagen liess.

16. Dezember. — Am Morgen gehen wir hinüber nach Chimbuë, wo wir einige Stunden liegen bleiben, um Proviant einzukaufen und Feuer für die Maschine aufzumachen. Chimbuë ist eine Station der Mozambique Co. Der Chef Senhor Catrino kommt an Bord, während ich mir den Platz ansehe. Er frühstückt hernach mit uns. Da er ein sehr liebenswürdiger Mann ist, verleben wir einen netten Morgen. Um 12 Uhr ist Dampf auf, und gegen 1 Uhr fährt die „Tambara" in schneller Fahrt stromabwärts. Leider dauert das Vergnügen nicht lange, da nur für 25 Minuten Fahrt Dampf da ist, und die Pumpen nicht arbeiten. Wir treiben dann wieder stromabwärts. Der Nachmittag gestaltet sich märchenhaft schön. Nach dem Regen zieht klares, kühles Wetter mit Sonnenschein herauf, und in der ganzen Pracht tropischer Beleuchtung liegt der breite Zambesi da, mit seinen frischen grünen Ufern und seinen palmenbestandenen Inseln. Die Luft ist „hellhörig" wie im August bei uns. Bis in die weiten Fernen schweift der Blick, Friede und Ruhe rings über der Landschaft. So geht es in den kühlen Abend hinein. Gegen Sonnenuntergang hat Sinderam noch einmal Dampf auf, und wir fahren noch etwa 5 Meilen stromabwärts, um unter strahlendem Sternenhimmel mein Zelt aufzuschlagen.

17. Dezember. — Bald nach Aufbruch sehen wir einen Dampfer stromabwärts kommen, den „Cameron" von der Flotilla Co., der sich längsseit legt und uns zunächst in's Schlepptau nimmt, während sein Maschinist, Mr. Paterson, unsere Pumpen repariert. Der Captain Copland ladet mich sehr freundlich ein, an Bord zu kommen, wo ich Senhor Albano Portugal Durao treffe, der soeben von den Namuli-Bergen kommt. Er zeigt mir seine Karten und erzählt interessant von seiner Expedition. Er ist ein höherer Beamter der Zambesia Co. Wir fahren nun mit dem „Cameron" weiter, bald uns der eigenen Maschine anvertrauend, bald im Schlepptau. Gegen $7^1/_2$ Uhr sind wir in Shipanga, wo unsere Ma-

schine endgiltig repariert wird. Von hier fahren wir an der Jesuitenmission von Lacedonia vorbei nach Vicentis, dem Anlegeplatz der Zuckerfabrik von Mopea, und am Nachmittag in herrlicher Fahrt den sonnigen Zambesi hinunter nach Marameo, einer anderen Zuckerfabrik. Mopea hat dieses Jahr 2700 Tonnen Zucker auf den Markt gebracht, Marameo 900 Tonnen. Zucker hat sicherlich eine grosse Zukunft an diesem Strom. Ich lasse mein Zelt dicht am Fluss aufschlagen, neben den Anlagen der Fabrik. Captain Copland und Mr. Paterson dinieren am Abend mit mir, während Herr Sinderam einen leichten Fieberanfall hat. Beim Abendessen erzählt mir Mr. Copland, dass McKinley wieder Präsident sei, und in England die alte Regierung gesiegt habe, dass in Deutschland Fürst Hohenlohe abgedankt hat, und Graf von Bülow Reichskanzler geworden sei. —

18. Dezember. — Hellstrahlend steigt der Morgen über der Welt empor. Ich stehe schon $4^1/_2$ Uhr auf, da die Tage jetzt sehr lang sind und mache einen Spaziergang in die Umgegend. Um $5^1/_2$ Uhr dampft der „Cameron" ab, wir folgen eine Stunde später, da wir noch keinen Dampf aufhaben. Dann geht es schnell stromabwärts. Ich schiesse täglich Flusspferde. Aber die Krokodile nehmen sehr ab hier unten. Um 10 Uhr laufen wir Bento, eine Holzstation Sinderam's, an, und um 1 Uhr eine zweite Station am Ausgang des Chindeflusses, die Sinderam liebenswürdigerweise P e t e r s tauft. Mynheer Sinderam hat das Monopol des Holzverkaufes zwischen Chinde und Chiromo. Bei der Station Peters bleiben wir liegen, weil wir nicht wissen, ob unsere Maschine im Chindefluss, wo beide Ufer Sumpfland sind, also keine Ankerstelle bieten, nicht zusammenbrechen wird. Am Nachmittag, als wir beim Frühstück sitzen, kommt plötzlich der Dampfer von Marameo, der sich längsseit uns legt, und heute hier bleiben will. Captain Evans und Herr Bourgignon suchen uns sofort auf. So haben wir wieder Gesellschaft für den Abend. Von hier läuft der Zambesi im Delta zum Indischen Ocean. Wie das Leben des Individuums in das grosse stille Meer des Todes, so strömt der Zambesi in's Weltmeer aus, in verzetteltem Lauf. Alle seine Energie und alle Genialität seines Stromlaufes endet im Welt-

meer, wie der armseligste Küstenbach! Und es ist, als wäre er nicht gewesen. Vanitas vanitatum! Aber doch ist er die Pulsader gewesen, welche ganzen Ländern das Lebenselement zugetragen hat, und auch er feiert seine Wiedererstehung aus dem Schooss des Todes im ewigen Kreislauf der Natur.

Durch Rhodesia.

Einen seltsamen Eindruck gewährt für jemanden, welcher die Wildnis Zentral-Afrikas kennt, die Fahrt von Kimberley nach Buluwayo. Sie dauert etwa 54 Stunden ununterbrochen und führt durch Veldt (Grassteppe), am zweiten Tage aber durch echten unverfälschten afrikanischen Busch. Vom Salonwagen erster Klasse aus angesehen, nimmt er sich äusserst geschmackvoll aus, der afrikanische Busch, wie er wechselt von Gestrüpp zu Baumbestand, und jetzt in der Regenzeit mit saftig grünem Teppich überzogen. Unheimlich muss der donnernd dahin brausende Zug auf die Seele der Eingeborenen wirken, mehr aber noch auf die Phantasie des Wildes, welches dieses neueste in der Steppe erscheinende Ungeheuer entsetzt aus der Ferne beobachtet. Nur dumme Straussen habe ich vom Wagen aus gesehen. Sie versuchten den Wettlauf mit uns, mussten ihn aber sehr bald aufgeben.

Im Bechuanaland musste ich unwillkürlich an Moffat und Livingstone denken, welche dort — wie lange ist es her? 30, 100, 1000 Jahre? — als in einem ultima Thule gereist waren. Als ich in Palapye, der Residenz Khama's, in einem komfortablen Dining-room zu Abend speiste, drängte sich mir der Vergleich zwischen einst und heute besonders lebhaft auf. Er wurde dadurch verstärkt, dass ein Holländer, welcher im Dienst der Transvaal-Regierung nach Buluwayo reiste, fortdauernd auf das schlechte Essen schimpfte: „die Hammelkeule sei hart, das Kalbsragout zu stark gepfeffert, die Kalbsmilch zu wenig gesalzen.“ Alles ist im Transvaal besser. Noch ein solcher Tag, und Sie werden, wenn Sie nach Deutschland zurückkommen, mit mir sagen: „Verdammte Engländer!“

Ganz grossartig ist, was die Energie eines Einzigen, des Cecil Rhodes', hier in der Wildnis von Südafrika geschaffen hat. Er beweist einmal wieder, dass die Natur aristokratisch ist, und dass alles Grosse auf der Erde von der kraftvollen Persönlichkeit geschaffen wird. Die Lehre, welche das Gesindel niemals zugeben mag, und welche in ihrer urwüchsigen Wahrheit doch lächelnd auf jeden Versuch, sie aus der Welt zu bringen, herabblickt. Rhodes hat Rhodesia geschaffen, und deshalb trägt das Land mit Recht seinen Namen. Die Vorbedingung für ein emporblühendes Rhodesia aber sind die Bahnen von Kapstadt nach Buluwayo und von Beira nach Salisbury, durch welche das Land mit den Atlantischen und Indischen Oceanen verbunden wird. Diese Vorbedingung ist hier als ganz selbstverständlich von vornherein erfasst und ohne viel Gerede erfüllt worden — ein beschämendes Gegenstück zu dem theoretischen Geträtsch, mit welchem solche Dinge in Deutschland eingeleitet zu werden pflegen.

Wie sehr ein Eisenbahnbau alle wirtschaftlichen Verhältnisse des dunklen Weltteiles revolutioniert, das vermochte ich so recht in diesen Tagen festzustellen. Wir begegneten langen Zügen, welche das Holz und Gestrüpp der Buschsteppen nach Kimberley zur Verwertung führten. Hiermit wird zweierlei erreicht. Einerseits wird die Steppe abgeholzt und für Ackerbaubetrieb eröffnet, sodann erhält Kimberley sein Brenn- und Nutzholz, welches früher teilweise aus Schweden bezogen werden musste, aus dem Lande selbst. Der Unternehmer dieses ganzen Geschäftes aber steckt gut verdientes Geld in die Tasche. Dann wieder begegneten wir Zügen, nur beladen mit Wasser. Hierdurch wird das Leben für Weisse an Punkten ermöglicht, welche bis dahin einfach verschlossen waren, eine äusserst wichtige Sache, z. B. für Minenbetriebe, da die Edelmetalle ihren Aufenthaltsort bekanntlich nicht von der Wasserfrage abhängig machen.

Die Eisenbahnstrecke von Cape Town bis nach Buluwayo beträgt 1,374 Meilen. Die Züge sind mit allem modernen Komfort ausgestattet, Salonwagen, welche nachts zu Schlafwagen umgewandelt werden. In der Regel hat jeder Passagier seinen eigenen Salon für sich selbst. Hygienische Wasserleitung, fil-

triertes Wasser zum Trinken, elektrische Beleuchtung, alles ist vorhanden. Dämonisch wirkt es, wenn der elektrisch beleuchtete Zug des Nachts durch die Steppe donnert. Eine Fahrt von 108 Stunden bringt den Reisenden von Kapstadt nach Buluwayo. Und hier erlebt er das grösste der Wunder.

Die Stadt wird im nächsten Juni ihren fünften Geburtstag feiern, und wie aus der Erde gestampft, steht sie da mit ihren breiten Avenues und ihren ebenso breiten Strassen. Buluwayo hat vielleicht das breiteste Strassennetz der Erde. Nach dem New-Yorker System schneiden die Strassen in rechten Winkeln die Avenues, regelmässige Blocks bildend. Die Häuser sind zum Teil noch primitiv aus Wellblech ausgeführt. Dazwischen aber erheben sich aller Orten wahre Steinpaläste, so das Grand Hotel, in welchem ich diesen Bericht schreibe, und welches keinem erstklassigen europäischen Hotel nachsteht. Es wohnen in Buluwayo heute etwa 5000 Europäer mit einer Bevölkerung von Farbigen, welche nicht zu berechnen ist. Die Stadt hat volle Kommunalverwaltung nach dem Prinzip des englischen self government. Sie wählt ihre Aldermen und ihre Magistrate selbst in allgemeiner Wahl, genau wie das gesamte Rhodesia demnächst seine erste gesetzgebende Körperschaft wählen wird. Hier findet man keinen Tross parasitenhafter, von der Heimat bezahlter Beamter, sondern die Kolonisten erledigen nach guter englischer Sitte ihre öffentlichen Geschäfte selbst. Das ist die gesunde Grundlage, auf welcher in allen fünf Weltteilen blühende Gemeinwesen emporwachsen.

Auch die Angestellten und Offiziere der Chartered Company beanspruchen gesellschaftlich keine „Standesprivilegien", sondern hier, wie überall unter englischer Flagge gilt das Prinzip des „gentleman". In Buluwayo findet man eine so liebenswürdige Ansammlung von Herren, wie wohl nirgends besser auf der Erde, und dies macht den Aufenthalt für einen Fremden angenehm. Der Mittelpunkt des gesellschaftlichen Lebens ist der geschmackvoll eingerichtete Klub, wo man sich des Abends zusammenfindet. Ich war in denselben eingeführt durch Mr. Broad, den Mining Engineer der White Consolidated Company, mit welchem ich die Reise von Southampton aus

gemacht hatte, und Kapitän Lawley, den Administrator von Rhodesia, schon bevor ich in Buluwayo eintraf und fand allseitig die herzlichste Aufnahme.

Buluwayo hat eine Höhe von 4600 Fuss und infolgedessen ein sehr angenehmes gemildertes Klima. Die Stadt liegt etwa drei Meilen von der Residenz Lobengulas, wo sich heute das Government House befindet, in welchem Captain Lawley zur Zeit wohnt. Der Charakter der umliegenden Landschaft ist ein offener, parkartiger. Im Südosten heben sich scharf die Umrisse der Matoppo-Hügel empor. Die Hügel sind noch heute der religiöse Mittelpunkt der Bevölkerung. In ihnen richtet der Moëli (Gott), welcher in einer Höhle seine Orakel verkündigt. Hierhin konzentrierten sich in der letzten Rebellion die Aufständischen. Aber heute haben auch diese letzten Vorkämpfer der Eingeborenen-Unabhängigkeit sich der englischen Herrschaft unterworfen.

Das Land ringsum, wie überhaupt ganz Matabele- und Mashonaland, soweit ich es kennen gelernt habe, ist äusserst fruchtbar und kann bei richtiger Bewässerung alles produzieren. Aber zur Zeit ist es noch wenig bebaut; alles ist erst im Entstehen. Dass alle Arten von Cerealien hier gedeihen, ist eine bewiesene Thatsache, und unter Anderen hat vor allem Mr. Colenbrander auf seiner Farm bewiesen, dass auch jedes andere europäische Gemüse vorzüglich fortkommt. Mr. Colenbrander hat bei seinem Wohnhaus einen Blumengarten, dessen Reichtum einfach entzückend ist. In erster Linie des landwirtschaftlichen Betriebes steht die Viehzucht. Nachdem die Rinderpest ausgetobt hat, sammelt sich allmählich wieder ein Stock von Rindvieh an. Sehr zahlreich sind Esel und Maultiere, auch Pferde vertreten. Der Schwerpunkt der Viehzucht aber dürfte im Wollschaf liegen. Was dem Lande heute noch fehlt, ist eine eigentliche landwirtschaftliche Bevölkerung. Die derzeitigen Kolonisten sind der weitaus grösseren Anzahl nach mit Bergbau beschäftigt, welcher hier zur Zeit noch die ziemlich einzige Grundlage des wirtschaftlichen Lebens bildet. Viel ist über die Goldminen von Matabele- und Mashonaland gesagt und geschrieben worden.

Ein kontinuierliches Goldflötz, wie am Rand, ist bisher

in Rhodesia noch nicht entdeckt, sondern es handelt sich ausschliesslich um Reefgold. Aber das letzte Jahr hat klar erwiesen, dass die Deep Level-Behandlung auch für diese Quartzreefs lohnend, und dass somit eine solide Basis für den Minenbetrieb vorhanden ist. Damit ist die Zukunft des Landes gesichert. Denn diese goldführenden Reefs erstrecken sich über das ganze Land, und es kann gar keinem Zweifel unterliegen, dass bislang die Schätze unter der Erde erst zum kleinsten Teil entdeckt sind. Der goldführende Gürtel fällt in seiner Hauptrichtung zusammen mit der Wasserscheide zwischen Limpopo und Zambesi und erstreckt sich von Tati an über Buluwayo, Gwelo, Viktoria, und Salisbury im Bogen bis nach Manica hin. Dazu kommen im Norden die reichen Goldfelder des Mazoë-Ruënje-Gebietes. Das ganze Terrain liegt 4—5000 Fuss über dem Meeresspiegel und besteht seiner Formation nach aus goldhaltigem Schist, Granit und Quartz.

Eine Kette von alten Werken und Befestigungen von Tati an nordwärts folgt diesem Gürtel. Ich bin persönlich der Meinung, dass der Mittelpunkt der antiken Goldproduktion weiter östlich im portugiesischen Zambesigebiet lag, und dass die Befestigungskette gegen den Westen hin mehr die Grenze der alten Besitzergreifung darstellt. Die alten Minenunternehmer verschanzten sich hier gegen feindliche Angriffe von Stämmen, welche sie, nach der Stärke der angelegten Forts zu urteilen, für äusserst gefährlich gehalten haben müssen. Ich werde hierauf in einigen Monaten ausführlicher zurückkommen können, wenn ich in die Gebiete gelangt sein werde, welche ich für das Herz der antiken Goldproduktion halte.

Im Augenblick bewegt mich mehr das Interesse an dem jung emporblühenden kolonialen Leben des Landes, wie es in Buluwayo seinen energischsten Ausdruck findet. Gubulawayo bedeutet in der Landessprache der Matabele: „Der Platz, wo getötet wird." Es war die Residenz Mosilikatze's und Lobengula's. Von dieser seiner düsteren Bedeutung merkt der Besucher heute nichts mehr. Überall reges und munteres Leben, von der Stock Exchange an, wo die Londoner Kursnachrichten mit Spannung erwartet werden, bis zu den Läden und Handwerkstätten der breiten Strassen und zu den

Farmen der Vorstädte. Charakteristisch für das Strassenleben sind die kräftigen gebräunten Männergestalten zu Pferde in Hemdärmeln, mit den breitkrämpigen grauen oder braunen „Buluwayohüten". Aber auch das schöne Geschlecht fehlt nicht mehr, wie die Konzert-Diners im Grand Hotel beweisen. Ausser diesem modernen Grand Hotel gibt es eine Reihe anderer: das Charter Hotel, das Maxim, Queen's, Tattersall's, Central, Caledonian etc. Drei Zeitungen: „Buluwayo Chronicle", „Matabele Times" und „Rhodesia Weekly Review" versorgen die Stadt mit Nachrichten. Der Renn- und andere Sports werden, wie überall in der englischen Welt, mit Leidenschaft betrieben, und mancher junge Anfänger verliert die Grundlage eines angehenden Vermögens auf dem Rennplatz.

Was bei der ganzen Geschichte so imponiert, ist die Thatsache, dass dieser Mittelpunkt europäischen Lebens tausend Meilen von der Küste aus der Erde gestampft ist. Die Schranken des Raumes und der Wildnis sind von der Macht des modernen Kapitalismus beiseite geworfen. In fünf Jahren ist etwas geschaffen, wo man in früheren Zeiten wohl ein Jahrhundert gearbeitet haben würde.

Am Montag den 26. Februar (1899), morgens 5 Uhr, verliess ich diese interessante Hauptstadt von Matabeleland, um meine Reise nordwärts anzutreten nach Salisbury, dem Mittelpunkt von Mashonaland. Die Entfernung zwischen beiden Orten beträgt 285 Meilen und wird bei normalen Strassenverhältnissen per mail-coach in $3^1/_2$ tägiger ununterbrochener Fahrt gemacht. Diese mail-coaches sind nach amerikanischem System gearbeitet. Ein fester Wagen, welcher drei, beziehentlich vier Bänke mit je drei Sitzen enthält, also neun oder zwölf Passagiere halten kann, schwingt auf Lederriemen, welche von vorn nach hinten gezogen sind, über vier breite Räder. Das Dach und der Hintersitz sind für's Gepäck bestimmt. Die Bewegung des Gefährtes ist genau wie die eines Bootes bei bewegter See. Aber das Umwerfen wird durch die eigenartige Konstruktion fast unmöglich gemacht. Zehn bis vierzehn Maulesel, je nach der Eigenart des zu passierenden Weges, ziehen uns im schnellen Trabe vorwärts. Alle

zwölf Meilen steht ein Stall, wo die Tiere schnell gewechselt werden, und weiter geht es in ununterbrochener Fahrt. Etwa mit jedem dritten Stall ist ein Hotel oder Restaurant für den Komfort der Passagiere verknüpft. Wir hatten gerade das Ende der Regenzeit und fanden eine Strasse vor, welche abominabel war. Ich fuhr in Gesellschaft von Mr. Orpen, des General Surveyors von Rhodesia und eines persönlichen Freundes von Mr. Rhodes, eines siebenzigjährigen Herrn, dessen Frische und Elastizität manchen zwanzigjährigen „man about town" beschämen könnte. Seine Gesellschaft macht die Reise trotz der miserablen Nebenumstände zu einer angenehmen Erinnerung für mich. Ausserdem hatten wir vier Herren und auf der ersten Strecke von 110 Meilen eine Dame mit zwei Babies zur Gesellschaft. Recht angenehm, da ich gerade neben ihr sass! Das eine Baby sorgte für Auffrischung der Passagiere durch Musik und andere Lieblichkeiten.

Um ein Bild dieser Reise zu geben, kann ich nichts besseres thun, als einen kurzen Auszug aus meinem Tagebuch hier abzudrucken.

Montag, 27. Februar, morgens $5^1/_2$ Uhr. — Abfahrt von Buluwayo auf holperiger Strasse, sodass ich während des ersten Stadiums immer das Umwerfen des Wagens vermutete. Alle 12 Meilen oder etwa zwei Stunden wurden die Maulesel gewechselt. Der Tag ist ideal schön, das Land frisch nach dem Regen wie ein englischer Park. Um 8 Uhr Frühstück, um 3 Uhr Luncheon in einem Strassenwirtshaus am Imbambesi, 27 Meilen von Buluwayo. Das Land stets leicht gewellt, am Horizont hin und wieder die scharfe Linie eines Kopje, eines Granithügels. Abends etwa 9 Uhr wird der Shanganifluss passiert, beim Hinausfahren aus der Flussrinne bleibt der Wagen stecken, und wir müssen alle aussteigen. Eine Arbeit von etwa einer Stunde mit Schaufeln, Hebebalken und vielem Geschrei macht uns wieder flott. Es regnet leicht und ist bitterlich kalt. Gegen Mitternacht erreichen wir ein Hotel, wo wir eine Stunde Pause haben und soupieren. Dann geht es weiter in halsbrecherischer Fahrt mit vielem Geschrei der Eselstreiber. An Schlaf ist nicht zu denken. Gegen drei Uhr stecken wir wieder fest. Sobald der Tag zu grauen anfängt,

führe ich einige der Herren nach alter mittelafrikanischer Weise zu Fuss nach der etwa 4 Meilen vor uns liegenden Poststation, etwas riskant, da wir keine Waffen haben ausser einer Repetierpistole, welche ich selbst führe.

Dienstag, 28. Februar. — Wir setzen unsere halsbrecherische Fahrt fort und treffen gegen 10 Uhr in Gwelo ein. Wir haben in etwa 28 Stunden 110 Meilen zurücklegt. Nicht schlecht. Ich erhalte in Gwelo ein Telegramm aus London, welches Mr. Colenbrander mir aus Buluwayo nachgeschickt hat. Nach einstündiger Pause, mit Waschen, Rasieren, Frühstücken ausgefüllt, geht's fort, etwa 11 Uhr 20 Min. Um 2 Uhr 30 Min. stecken wir unrettbar in einem Graben fest. Die 14 Maultiere, trotz alles Schreiens und Prügelns bekommen das Gefährt nicht los; es muss abgeladen, und nach Ochsen geschickt werden. Die Babies sind fort, und eine neue Dame ist in Gwelo eingestiegen. Wir kampieren am Graben, kochen uns Thee und versuchen zu schlafen. Gegen 9 Uhr abends kommen die Ochsen, die Karre wird flott, und bei herrlichem Mondschein geht's weiter in unglaublicher Fahrt. Alle Augenblick stecken wir fest. Zwei- oder dreimal kommt unser Wagen auf die Seite zu liegen. Gegen Mitternacht unrettbar fest. Ich gehe bei Mondenschein, die gespannte Pistole in der Hand, über entsetzliche Tümpel und Versumpfungen mit Mr. Orpen zum nächsten Stall, drei Meilen weiter, wo wir gegen 2 Uhr nachts eintreffen. Glücklicherweise finden wir hier eine leere mail coach, aus welcher wir nur einen Schwarzen zu verjagen haben, um darin schlafen zu können. Wir liegen in Zickzackform, auf einer Bank jeder. Bitterliche Kälte.

Mittwoch, 1. März. — Gegen $6^1/_2$ Uhr kommen die anderen Passagiere. Die Kutsche steckt noch fest. Wir machen ein Frühstück von geröstetem Mais. Ich besuche mit einem der Herren Fort Gibbs, eine Meile entfernt, jetzt verlassen. Gegen 12 Uhr kommt unsere Kutsche, wir fahren weiter, um schon $1^1/_2$ Uhr stecken zu bleiben in einem Sumpf. Zweimal kommen wir los. $4^1/_2$ Uhr aber, nur 4 Meilen von unserem Stall, stecken wir rettungslos fest, glücklicherweise an einer Stelle, wo zwei Buren ebenfalls mit ihren Ochsenwagen festliegen. Ich kaufe eine Antilopenkeule, Mehl, Brot

und Zucker von ihnen. Wir kampieren an einem Waldesrand mit Lagerfeuer etc.; unsere Antilopenkeule rösten wir an Holzstäben. Ich schlafe nachts mit Mr. Orpen in dem Buernwagen. Beim Gutenachtsagen warnt uns der Buer, vorsichtig mit Streichhölzern zu sein, es sei eine Ladung Dynamit in seinem Wagen. Recht erfreulich! Wir lachen herzlich, bis wir einschlafen.

2. März, morgens 5 Uhr, trommele ich alles aus dem Schlafe, schicke die Buern aus, um ihre Ochsen zu holen und gehe selbst an einen schmutzigen Fluss, um Toilette zu machen. Frühstück mit Thee im Walde. Um 10 Uhr kommen die Ochsen und ziehen die Karre aus dem Dreck. Ich marschiere den ganzen Morgen mit einem der Herren, da wir unaufhörlich stecken bleiben. Entsetzliche Wege. Gegen 3½ Uhr, nach 15 Meilen Marsch, treffen wir in Iron Mine Hill ein, wo uns ein herrliches Frühstück aus einer Säbel-Antilope kräftigt. Dann geht's weiter in den Abend hinein, bis wir etwa 8 Uhr, bei absoluter Dunkelheit, an einem Stall eintreffen. Ich veranlasse den Treiber durch freundliche Behandlung und eine Libation Whisky, uns einige Stunden Schlaf zu geben, was gegen die Regel ist. Schlafe mit Mr. Orpen auf dem Boden einer Hütte, die übrige Gesellschaft immer in der Kutsche.

3. März. — Um vier Uhr weckt uns der Kutscher, und dann geht es in den herrlichen Morgen hinein. Wir gelangen jetzt nach Mashonaland. Die Landschaft bleibt immer dieselbe: leicht gewelltes Plateau mit parkartigem Baumbestand. Im Westen tauchen im Verlauf des Morgens Hügelketten und einzelne Kopjes auf. Um 3 Uhr erreichen wir Enkeldoorn und setzen um 4 Uhr die Fahrt auf Fort Charter zu fort. Bereits 4½ Uhr bleibt die Kutsche stecken, und wieder müssen Ochsen geholt werden, um sie aus dem Dreck zu ziehen. Dann folgt eine äusserst unbehagliche Fahrt in der Finsternis mit einer Reihe von Zusammenbrüchen. Um 12 Uhr lagern wir zu einem Stall, wo wir an einem entzündeten Feuer Thee kochen und ein wenig speisen. Dann geht es bei Mondenschein weiter bis vier Uhr und nach einem einstündigen Halt durch den sonnigen Morgen hindurch nach Fort Charter, wo wir gegen 10 Uhr eintreffen.

4. März. — Fort Charter ist verlassen, aber es hat ein tadelloses Hotel und einen umfangreichen Store. Nach der üblichen Toilette und einem erquickenden Frühstück geht $11^1/_2$ Uhr die Reise weiter mit einem Hottentotten als Kutscher bis 6 Uhr abends, wo wir bei der reizend angelegten Station von Mr. Butterworth anlangen. Im Hinblick auf die widerlichen Erfahrungen der gestrigen Nacht zwinge ich den Hottentotten, während der dunklen Stunden hier liegen zu bleiben. Wir haben eine vortreffliche Mahlzeit, eine gute Cigarre im smoking room und darauf vier Stunden Schlaf auf einem Bett. Um 12 Uhr geht die Fahrt weiter.

5. März. — Nach einer sehr ermüdenden Nachtfahrt treffen wir gegen 10 Uhr morgens am Hanyani ein, wo wir unseren Kutscher zurücklassen müssen. Wir selbst und alles Gepäck werden auf einem Fährboot am Strick über den Fluss gezogen, was zwei Stunden in Anspruch nimmt. Währenddessen frühstücken wir in dem äusserst schmutzigen Hotel. Gegen 12 Uhr geht es noch einmal weiter, bis wir $3^1/_2$ Uhr in Salisbury eintreffen.

Die Reise hatte, statt der vorschriftsmässigen $3^1/_2$ Tage, $6^1/_2$ gedauert und war streckenweise besonders wegen Mangels an Schlaf qualvoll gewesen. Welch ein Genuss demnach, als wir im Avenue Hotel zu Salisbury unsere Glieder ausstrecken konnten, und mit welchem Behagen genoss ich am Abend mein Diner im Klub zu Salisbury!

Salisbury.

Salisbury liegt etwa 5000 Fuss hoch, weit ausgestreckt um einen Hügel. Die Hauptstrasse, welche sich der Länge nach durch den in zwei Ortschaften geteilten Platz zieht, ist wohl eine Stunde lang. So haben wir hier mehr eine über einen weiten Raum verstreute Anzahl von Häusern als eine geschlossene Stadt vor uns. Der Platz ist gut gewählt als Verwaltungszentrum für die Gebiete gegen Osten und für den Zambesi-Distrikt. Die Bahn von Beira, welches 380 Meilen entfernt liegt, ist heute bis auf 50 Meilen an die Stadt heran, und nach ihrer Fertigstellung — die inzwischen erfolgt ist — wird Salisbury, welches heute mindestens sieben Tage vom Weltverkehr entfernt liegt, bis auf $1^1/_2$ Tage an denselben herangebracht sein. Über den Mineralreichtum des Mas-

honalandes, besonders des Mazoë-Distriktes, besteht kein Zweifel, und nach meiner Überzeugung ist das Land sowohl für Viehzucht wie für Ackerbau vorzüglich geeignet. Das Klima ist herrlich, Regen fällt reichlich. So muss dieses Gebiet eine gute Zukunft haben.

Salisbury als Stadt hat einige grosse Vorteile. Bauholz ist in nächster Nähe vorhanden, ebenso Thon zum Ziegelbrennen. Auch Kalk und Schiefer sind nicht weit vom Orte zu haben, sodass das typische Wellblechdach hier gegenüber dem Schieferdach zurücktritt. Alle Möbel, Bretter, Fussböden etc. sind aus eingeborenem Holz gearbeitet. Der Ort hat etwa 800 Weisse ausser einer zahlreichen farbigen Bevölkerung. Er besitzt seine Kathedrale und mehrere Kirchen, drei Klubs, ein gutes Hospital, eine Markthalle, eine Börse, drei Hotels, zwei Zeitungen etc. Das Land ringsum ist grün und frisch, Wasser überall reichlich vorhanden. Salisbury liegt in der Mitte einer Reihe von guten Goldfeldern und ist die natürliche Zwischenstation zwischen Kapstadt, Kimberley, Buluwayo nach Tete und dem Nyassa. Seine Zukunft muss demnach gesichert erscheinen.

Dies ist Rhodesia, so weit ich es bis heute kenne, ein grossartiger Beweis für das, was Unternehmungsgeist und Kapital zu leisten vermögen. Schon wohnen an 12,000 Europäer in diesem Lande, und es ist Raum für Hunderttausende mehr vorhanden. Bis auf einige Neger-Reservate hat die Chartered Company sämtliches öffentliches und privates Land, alle Forsten, alle Edelmetalle für sich genommen. Jeder, welcher eine Farm erwirbt, hat das Recht, etwa darauf angesiedelte Schwarze einfach auszuweisen, ein Recht, welches, wie ich höre, jedoch selten ausgeübt wird, da die Farmer es vorziehen, die Eingeborenen wohnen zu lassen, um Arbeitskräfte in der Nähe zu haben. Aber Matabele- und Mashonaland gewähren einen sehr entvölkerten Eindruck. Meilen und Meilen blickt man darüber hin, ohne einen Weiler, eine Hütte zu entdecken. Das haben die ewigen Kriege gethan. Interessant war mir besonders das Strassennetz, mit welchem hier die Kolonisierung angefangen hat. Das beweist mehr alles Andere den verständigen Sinn der leitenden Köpfe. In Rho-

desia gibt es keine Farm, kein Haus, welches nicht seinen eigenen Fahrweg im Anschluss an die grossen Strassen des Landes hätte. Erst der Fahrweg, dann das Wohnhaus und dann die Farm, das ist hier die Regel. Unwillkürlich drängt sich mir der Vergleich mit Deutsch-Ostafrika auf, wo die Gesellschaften ihre Anpflanzungen in der Wildnis errichten, um auf Jahre dann für ihren Verkehr auf elende Negerpfade angewiesen zu sein. Rhodesia ist die hohe Schule, in welcher man lernen kann, wie Kolonialpolitik anzufassen ist.

Ich verlasse nun dieses Land, dessen Besuch sehr lehrreich für mich gewesen ist, um meine Forschungen zunächst in Portugiesisch-Ostafrika aufzunehmen, aber ich gedenke in einigen Monaten Zambesi aufwärts nach Rhodesia zurückzukehren.

(März 1899.)

Süd=Rhodesia.

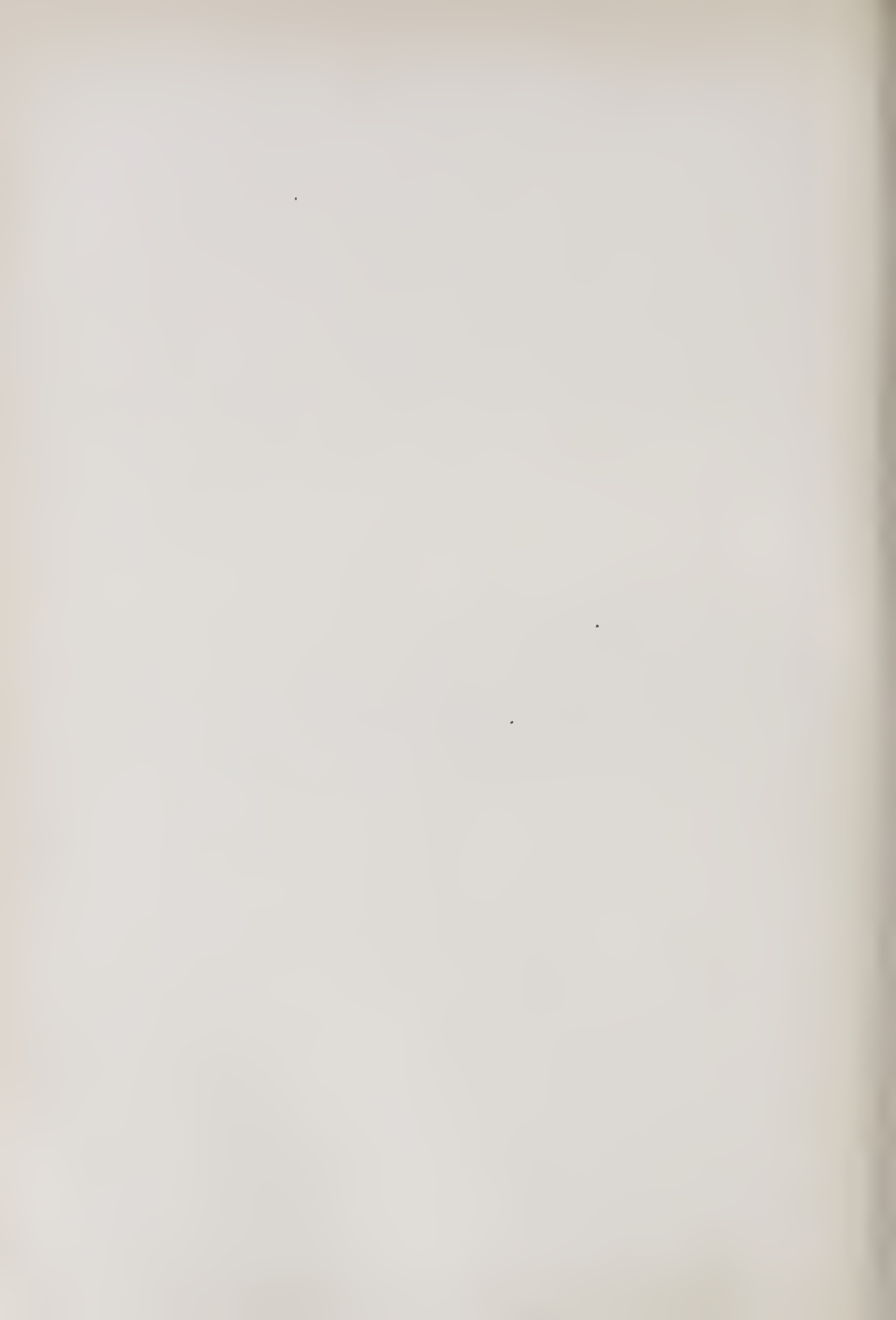
Letzter Census

der

Bevölkerung.

Aufgenommen am 31. Mai 1901.

Druck autorisiert vom gesetzgebenden Verwaltungsrat.
1901.



Süd-Rhodesia.

Ergebnis des letzten Census, aufgenommen am 31. Mai 1901.

Druck autorisiert von der gesetzgebenden Verwaltung.
1901.

Tabelle der Gesamtzahl von Europäern, eingeborenen Kolonisten und der Asiatischen Bewohner von Süd-Rhodesia.

Europäer.

	Männl. Einwohner	Weibl. Einwohner	Männl. u. weibl. Einwohner
Mashonaland	3,030	991	4,021
Matabeleland	5,080	1,931	7,011
Gesamtzahl	8,110	2,922	11,032

Eingeborene Kolonisten.

	Männl. Einwohner	Weibl. Einwohner	Männl. u. weibl. Einwohner
Mashonaland	674	155	829
Matabeleland	1,866	1,033	2,899
Gesamtzahl	2,540	1,188	3,728

Asiaten.

	Männl. Einwohner	Weibl. Einwohner	Männl. u. weibl. Einwohner
Mashonaland	177	10	187
Matabeleland	616	290	906
Gesamtzahl	793	300	1,093

	Männl Einwohner	Weibl. Einwohner	Männl. u. weibl. Einwohner
Gesamtzahl	11,113	1,410	15,853

Mashonaland.

Europäer.

	Männliche			Weibliche			Europäer insgesamt
	Ueber 16 Jahre alt	Unter 16 Jahren	Zusammen	Ueber 16 Jahre alt	Unter 16 Jahren	Zusammen	
Städte:							
Salisbury	965	99	1,064	246	85	331	1,395
Umtali	363	33	396	80	38	118	514
Victoria	58	8	66	15	7	22	88
Enkeldoorn	46	15	61	25	9	34	95
Melsetter	26	9	35	10	1	11	46
Distrikte:							
Salisbury	188	19	207	28	17	45	252
S. Mazoë	63	9	72	9	4	13	85
N. Mazoë	11	—	11	—	—	—	11
Lomagundi	66	2	68	4	—	4	72
Hartley	206	6	212	6	6	12	224
M'Rewas	17	2	19	2	—	2	21
M. Tokos	30	—	30	—	—	—	30
Marandellas	40	1	41	1	—	1	42
Makoni	59	3	62	6	4	10	72
Umtali	112	6	118	17	12	29	147
Inyanga	41	9	50	19	18	37	87
Victoria	42	12	54	10	12	22	76
Gutus	10	1	11	1	—	1	12
N. Danga	13	1	14	1	—	1	15
Chibi	12	—	12	1	1	2	14
Chilimanzi	44	16	60	21	13	34	94
Charter	104	52	156	42	42	84	246
Melsetter	120	91	211	80	98	178	389
Gesamtzahlen	2,636	394	3,030	624	367	991	4,021

Mashonaland.

Eingeborene Kolonisten.

	Männliche			Weibliche			Eing. Kolonisten insgesamt
	Ueber 16 Jahre alt	Unter 16 Jahren	Zusammen	Ueber 16 Jahre alt	Unter 16 Jahren	Zusammen	
Städte:							
Salisbury	77	4	81	5	5	10	91
Umtali	27	—	27	3	2	5	32
Victoria	25	3	28	5	1	6	34
Enkeldoorn	5	1	6	3	3	6	12
Melsetter	4	2	6	—	—	—	6
Distrikte:							
Salisbury	63	1	64	—	—	—	64
S. Mazoë	10	—	10	—	—	—	10
N. Mazoë	1	—	1	—	—	—	1
Lomagundi	24	1	25	1	—	1	26
Hartley	218	2	220	8	7	15	235
M'Rewas	8	2	10	—	1	1	11
M'Tokos	1	—	1	—	—	—	1
Marendellas	21	5	26	5	7	12	38
Makoni	11	—	11	—	—	—	11
Umtali	12	3	15	1	2	3	18
Inyanga	1	1	2	—	1	1	3
Victoria	36	27	63	31	30	61	124
Gutus	3	1	4	1	1	2	6
N'Danga	5	—	5	—	—	—	5
Chibi	12	11	23	9	6	15	38
Chilimanzi	6	1	7	2	2	4	11
Charter	18	—	18	1	—	1	19
Melsetter	15	6	21	4	8	12	33
Gesamtzahlen	603	71	674	79	76	155	829

Mashonaland.

Asiaten.

	Männliche			Weibliche			Asiaten insgesamt
	Ueber 16 Jahre alt	Unter 16 Jahren	Zusammen	Ueber 16 Jahre alt	Unter 16 Jahren	Zusammen	
Städte:							
Salisbury	79	3	82	5	2	7	89
Umtali	42	1	43	—	—	—	43
Victoria	3	—	3	—	—	—	3
Enkeldoorn	3	1	4	—	—	—	4
Melsetter	—	—	—	—	—	—	—
Distrikte:							
Salisbury	—	—	—	—	—	—	—
S. Mazoë	—	—	—	—	—	—	—
N. Mazoë	—	—	—	—	—	—	—
Lomagundi	—	—	—	—	—	—	—
Hartley	20	—	20	—	—	—	20
M'Rewas	—	—	—	—	—	—	—
M'Tokos	—	—	—	—	—	—	—
Marandellas	—	—	—	—	—	—	—
Makoni	2	—	2	—	—	—	2
Umtali	7	—	7	—	—	—	7
Inyanga	—	—	—	—	—	—	—
Victoria	6	2	8	2	1	3	11
Gutus	8	—	8	—	—	—	8
N'Danga	—	—	—	—	—	—	—
Chibi	—	—	—	—	—	—	—
Chilimanzi	—	—	—	—	—	—	—
Charter	—	—	—	—	—	—	—
Melsetter	—	—	—	—	—	—	—
Gesamtzahlen	170	7	177	7	3	10	187

Matabeleland.

Europäer.

	Männliche			Weibliche			Europäer insgesamt
	Ueber 16 Jahre alt	Unter 16 Jahren	Zusammen	Ueber 16 Jahre alt	Unter 16 Jahren	Zusammen	
Städte:							
Buluwayo	2,681	573	3,254	913	527	1,440	4,694
Gwelo	197	36	233	63	31	94	327
Manzamnyama . .	118	3	121	10	8	18	139
Distrikte:							
Buluwayo	144	55	199	64	54	118	317
Bembesi Fingo Location	—	—	—	—	—	—	—
Umzingwani . . .	97	15	112	17	8	25	137
Sebungwe, Mafungabusi . .	11	—	11	—	—	—	11
Bulalima, Mangwe	126	60	186	55	52	107	293
Matopo, Mawabeni, Maloma . . .	88	11	99	16	13	29	128
Fort Tuli u. Distrikt	190	8	198	16	4	20	218
Belingwe	89	2	91	3	3	6	97
Gwelo, Selukwe . . .	439	16	455	36	8	44	499
Insiza	96	25	121	17	13	30	151
Gesamtzahlen	4,276	804	5,080	1,210	721	1,931	7,011

Matabeleland.

Eingeborene Kolonisten.

	Männliche			Weibliche			Eingeb. Kolon. insgesamt
	Ueber 16 Jahre alt	Unter 16 Jahren	Zusammen	Ueber 16 Jahre alt	Unter 16 Jahren	Zusammen	
Städte:							
Buluwayo	270	14	284	29	16	45	329
Gwelo	49	21	70	31	18	49	118
Manzamnyama . .	2	—	2	1	—	1	3
Distrikte:							
Buluwayo	129	37	166	110	74	184	350
Bembesi Fingo Location	360	317	677	277	261	538	1,215
Umzingwani . . .	186	29	215	26	9	35	250
Sebungwe, Mafungabusi . .	2	—	2	—	—	—	2
Bulalima, Mangwe	18	3	21	3	—	3	24
Matopo, Mawabeni, Maloma . . .	79	—	79	—	—	—	79
Fort Tuli u. Distrikt	2	—	2	—	—	—	2
Belingwe	37	6	43	7	10	17	60
Gwelo, Selukwe	257	19	276	141	19	160	436
Insiza	27	2	29	1	—	1	30
Gesamtzahlen	1,418	448	1,866	626	407	1,033	2,899

Matabeleland.

Asiaten.

	Männliche			Weibliche			Asiaten insgesamt
	Ueber 16 Jahre alt	Unter 16 Jahren	Zusammen	Ueber 16 Jahre alt	Unter 16 Jahren	Zusammen	
Städte							
Buluwayo	457	126	583	180	103	283	866
Gwelo	20	4	24	6	1	7	31
Manzamnyama	2	—	2	—	—	—	2
Distrikte							
Buluwayo	—	—	—	—	—	—	—
Bambesi Fingo Location	—	—	—	—	—	—	—
Umzingwani	—	—	—	—	—	—	—
Sebungwe, Mafungabusi	—	—	—	—	—	—	—
Bulalima, Mangwe	—	—	—	—	—	—	—
Matopo, Mawabeni, Malema	1	—	1	—	—	—	1
Fort Tuli und Distrikt . .	6	—	6	—	—	—	6
Belingwe	—	—	—	—	—	—	—
Gwelo, Selukwe	—	—	—	—	—	—	—
Insiza	—	—	—	—	—	—	—
Gesamtzahlen	486	130	616	186	104	290	906



Verzeichnis

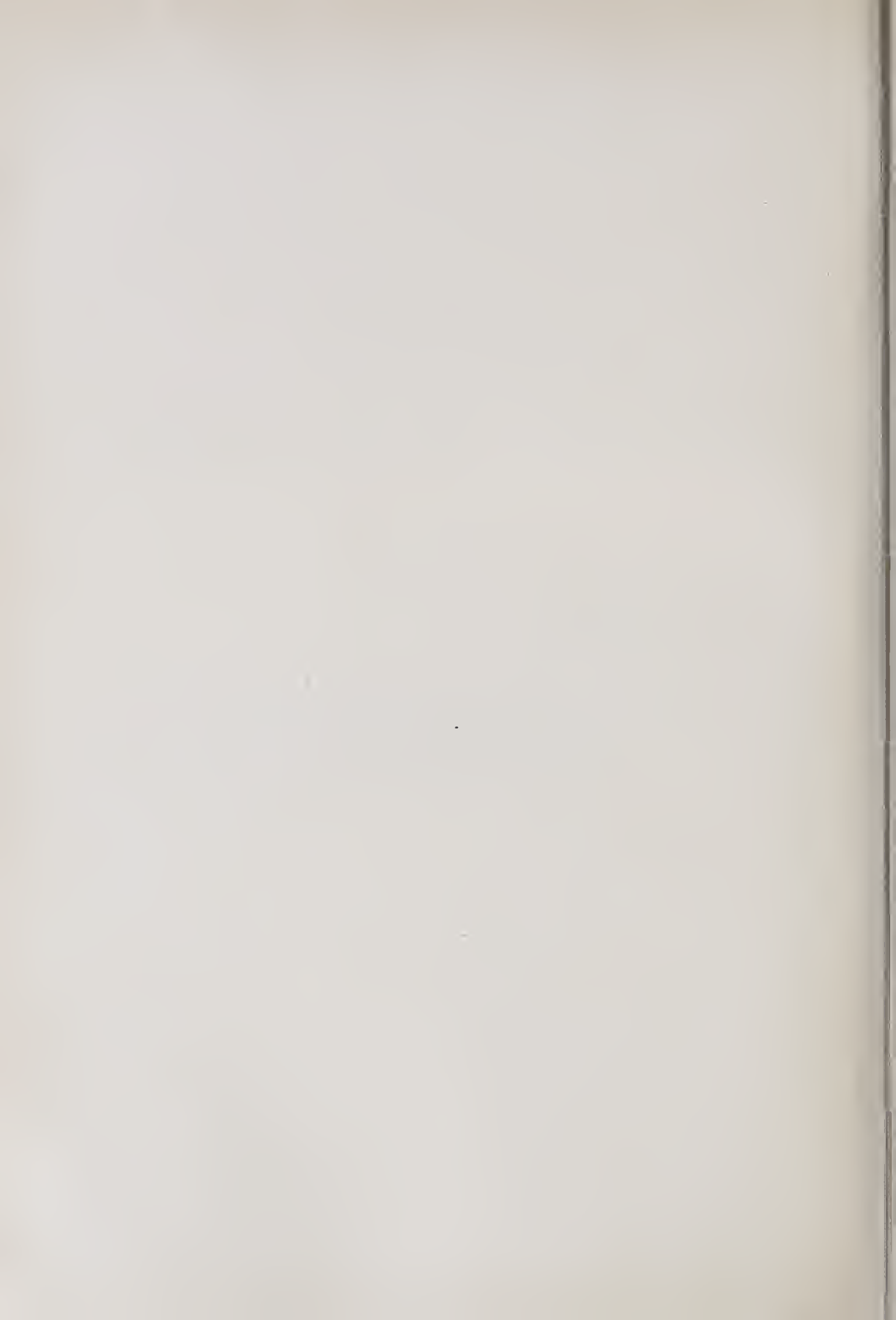
über den

Umfang des Minenbetriebes

in

Rhodesia.

Nach dem Bericht des Minenvorstehers
für das Jahr 1901
(endend mit dem 31. März).



Minen-Abteilung.

Allgemeine Uebersicht aus dem Jahre 1901.

Bezirk	Emittirte Licenzen		Claims. Registriert im Jahre	Claims. Speziell registriert im Jahre	Claims. Bezahlt im Jahre	Zahl der inspicierten Claims		Zahl der Claims			Claims, am 31. März 1901 im Betrieb	Gold						Einkünfte			Ausgaben		
												Declariert im Jahre			Produziert im Jahre								
	Gewöhnliche	Besondere				Arbeit	Zahlung	Verfallen	Abgetreten	Transferiert		ozs	dwts.	grs.	ozs.	dwts.	grs.	Pfd.-Sterl.	s.	d.	Pfd.-Sterl.	s.	d.
Buluwayo . . .	136	605	5107	50	130	6583	15324	11884	580	5149	44263	20419	14	15	20568	10	2	27637	14	4	4502	17	1
											b) 50												
Gwelo	55	412	4704	341	—	4591	13643	2414	140	6464	30711	65322	9	5	71417	18	6	32901	19	6	1897	7	6
											b) 50												
Salisbury . .	58	229	585	140	—	956	1920	590	10	2665	7201	482	10	—	1207	10	—	6377	19	—	1498	6	6
			a) 10					a) 10			a) 107												
											b) 10												
Umtali	41	50	663	—	—	1231	1027	455	60	670	6038	6590	11	2	7736	7	2	1925	10	—	919	4	6
			b) 180					b) 10			b) 200												
Hartley	4	14	1406	—	—	1939	5174	703½	5	1680	13511	—	—	—	—	—	—	7183	17	—	464	10	10
Lomagundi . .	—	—	180	110	—	560	1453	460	—	2144	5210	2474	19	23	2695	3	3	4653	13	—	—	—	—
Mazoë	—	—	347	175	—	760	1217	230	20	1227	4883	2914	4	21	3157	14	21	3286	19	—	—	—	—
Victoria	20	6	220	—	—	120	400	40	—	266	2124	—	—	—	—	—	—	605	9	—	671	15	4
			b) 20								b) 140												
Hauptamt-Salisbury . .	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	598	14	—	4885	5	11
Hauptamt-London . . .	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	2380	—	—	—	—	—
Summa	314	1316	13212	816	130	16743	40158	16776½	815	20265	113941	98204	9	18	106783	3	10	87551	14	10	14839	7	8
			a) 10					a) 10			a) 107					c)							
			b) 200					b) 10			b) 450												

a) Alluvial.

b) Anderes Metall als Gold.

c) Die im Jahr verarbeiteten „tons" betrugen 174.148; deren Ergebnis an Gold waren 104.278 oz. 15 dwts. 10 grs, was per ton im Durchschnitt 11.97588 dwts. nachweist. Der Ertrag von 2.504 oz. 8 dwts. per Jahr wurde durch Schlämmen und Sieben gewonnen.

Minen-Abteilung.

Uebersicht aus den Jahren 1898—1899, 1899—1900, 1900—1901.

Zeitraum	Emittierte Licenzen		Claims. Registriert im Jahr	Claims. Speziell registriert im Jahr	Claims. Entlastet im Jahr	Zahl der inspizierten Claims		Zahl der Claims			Claims, am 31. März in Betrieb	Gold						Erträgnisse			Ausgaben		
												Deklariert im Jahr			Produziert im Jahr								
	Gewöhnl.	Besondere				Arbeit	Zahlung	Verfallen	Abgetreten	Transferiert		ozs.	dwts.	grs.	ozs.	dwts.	grs.	Pfd. Sterl.	s.	d.	Pfd. Sterl.	s.	d.
1898—1899	1471	1560	14701 a) 107 b) 20	841	4292	10738	18355	30173	1984	20182	114722½ a) 107	28487	7	22	c) 34025	6	9	40304	6	5	13937	—	—
1899—1900	760	3224 a) 122	24817 a) 55	234	3921	20412	41606½	16639½ a) 55	2282	27655 a) 113	120757½	54981	4	10	55071	12	16	79472	14	3	15002	9	6
1900—1901	314	1316	13212 a) 10 b) 200	816	130	16743	40158	16776½ a) 10 b) 10	815	20265	113941 a) 107 b) 450	98204	9	18	106783	3	10	87551	14	10	14839	7	8

a) Alluvial. b) Anderes Metall als Gold. c) Vom 1. September 1898 bis 31. März 1899.

Minen-Abteilung.

Uebersicht der Einkünfte, 1900–1901.

Quellen der Einkünfte	Buluwayo	Gwelo	Salisbury	Umtali	Hartley	Lomagundi	Mazoë	Viktoria	Hauptamt Salisbury	Hauptamt London	Summa
Licenzen, gewöhnl.	6 16 —	2 15 —	2 18 —	2 1 —	— 4 —	—	—	1 1 —	—	—	15 15 —
„ besondere	1634 1 —	1185 17 —	528 — —	111 2 —	42 — —	—	—	18 — —	—	—	3519 — —
Registrierungen für Gold	125 10 —	119 — —	15 — —	17 5 —	35 5 —	4 10 —	9 5 —	5 10 —	—	—	331 5 —
„ ausser Gold	—	—	—	4 10 —	—	—	—	— 10 —	—	—	5 — —
„ Alluvial	—	—	10 — —	—	—	—	—	—	—	—	10 — —
„ zweitklassig. Reefs	— 10 —	— 5 —	—	—	—	—	—	—	—	—	— 15 —
„ v. Terrains	10 — —	62 — —	11 — —	—	—	—	—	5 — —	—	—	88 — —
Protektionen	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Inspizierungen-Arbeit	340 10 —	236 — —	50 — —	64 — —	99 — —	29 — —	39 — —	6 — —	—	—	863 10 —
„ -Zahlung	20425 — —	18840 — —	3175 — —	950 — —	5945 — —	2660 — —	1455 — —	410 — —	—	2380 — —	56240 — —
„ Transfers-Zahlung	2593 — —	9190 — —	1298 — —	463 — —	464 — —	1696 — —	1145 — —	132 — —	372 — —	—	17353 — —
Neue Cert. für Registrierung nach d. Transfer	151 15 —	121 10 —	60 10 —	16 15 —	37 10 —	37 15 —	27 15 —	7 10 —	38 10 —	—	499 10 —
Rückständige Zollgelder	—	357 — —	—	—	—	—	—	—	—	—	357 — —
Extra-Arbeit	514 — —	433 10 —	97 10 —	103 — —	190 10 —	4 — —	92 — —	2 — —	—	—	1436 10 —
Abtretungen	63 — —	19 — —	1 — —	10 — —	1 — —	—	2 — —	—	—	—	96 — —
Eingaben für Spezial-Registrierung	15 — —	25 — —	—	—	54 — —	11 — —	37 — —	—	—	—	142 — —
Dienste des Minen-Amt Surveyors	—	—	—	—	245 — —	77 — —	—	—	—	—	322 — —
Spezial-Registrierung	50 — —	280 — —	140 — —	—	—	110 — —	160 — —	—	—	—	740 — —
Hypotheken	—	35 — —	—	—	—	—	—	—	—	—	35 — —
Nachbohrungen	9 15 —	5 10 —	—	—	—	—	—	—	—	—	15 5 —
Claim-Licenzen	1122 5 —	1366 15 —	22 — —	160 15 —	—	—	270 — —	—	—	—	2941 15 —
Terrain-Rente	476 10 —	389 5 —	27 — —	15 — —	60 — —	21 — —	—	15 — —	—	—	1003 15 —
Alluvial-Licenzen und Reservierungsgelder	—	—	909 10 —	—	—	—	—	—	—	—	909 10 —
Rente von Alluvial-Konzessionen	—	198 — —	—	—	—	—	—	—	—	—	198 — —
Verschiedene Zahlungen	—	—	5 — —	—	—	—	—	—	—	—	5 — —
Permits-Edelmetalle	— 2 —	—	—	— 1 —	—	—	—	—	—	—	— 3 —
Licenzen do.	50 — —	—	—	—	—	—	—	—	—	—	50 — —
Verkauf von Minen-Ordinanzen	9 15 —	—	—	—	—	—	—	—	3 2 —	—	12 17 —
Schürflohn und schriftl. Auszüge	39 12 —	35 12 6	1 11 —	7 6 —	10 8 —	3 8 —	2 19 —	2 10 —	21 18 —	—	125 4 6
Formular-Verkauf	— 13 4	—	—	— 15 —	—	—	—	— 8 —	—	—	1 16 4
Rente von Kalk-Konzessionen	—	—	24 — —	—	—	—	47 — —	—	—	—	71 — —
do. „ Kohlen- do.	—	—	—	—	—	—	—	—	163 4 —	—	163 4 —
Summen: Pfd. Sterl.	27637 14 4	32901 19 6	6377 19 —	1925 10 —	7183 17 —	4653 13 —	3286 19 —	605 9 —	598 14 —	2380 — —	87551 14 10

Gold-Produktion aus dem Jahre 1900—1901.

Distrikt	Name der produzierenden Gesellschaft	Gold produz. vom 1. April 1900 bis 31. März 1901 oz.	dwts.	grs.	Anzahl der v. 1./4. 1900 b. 31./3. 1901 zerstampften „tons"	Dwt. per Ton	Gesamt-Goldproduktion der Distrikte v. 1. April 1900 bis 31. März 1901 oz.	dwts.	grs.
Buluwayo .	Geelong Gold Mining Co., Limited . . .	7.737	3	17	30.671	5.045	20.568	10	2
	do. Cyanid-Prozess	211	8	—	—	—			
	Antenior (Matabele) Gold Mines, Limited	4.693	5	—	7.515	12.490			
	West Nicholson Gold Mining Co., Limited	4,273	4	20	10.096	8.465			
	Criterion Developing Co., Limited . . .	702	8	—	2.428	5.786			
	Eagle-Vulture Mines, Limited	1.603	2	16	2.365	13.557			
	Matabele Gold Reefs and Estates Co., Limited	566	10	21	1.152	9.836			
	Consolidated Bellingwe Development Co., Limited	267	10	—	567	9.436			
	Durch Sieben gewonnen	513	17	—	—	—			
Gwelo	Selukwe Gold Mining Co., Limited . . .	24.031	3	10	39.438	12.187	71.417	18	6
	Globe and Phönix Gold Mining Co., Limited	39.752	—	16	18.816	16.286			
	Dunraven Gold Mining Co., Limited . .	7.624	12	4	13.456	11.333			
	Durch Sieben gewonnen	10	2	—	—	—			
Salisbury .	Beatrice (Rhodesia) Co., Limited . . .	1.207	10	—	1.237	19.523	1.207	10	—
Umtali . . .	Penhalonga Proprietary Mines, Limited .	215	15	—	524	8.235	7.736	7	2
	Resende, Limited	5.751	11	2	6.330	18.172			
	do. Cyanid-Prozess	1.746	14	—	—	—			
	Durch Sieben gewonnen	22	7	—	—	—			
Lo Mogundi	Lomagunda Development Co., Limited .	2.695	3	3	5.317	10.138	2.695	8	3
Mazoë	Alice Proprietary Mines (Rhodesia), Limited	3.157	14	21	4.236	14.909	3.157	14	21
	Summa	106.783	3	10	**174.148**	**11.976**	**106.783**	**3**	**10**
	Gesamtproduktion an Gold vom Anfang an bis z. 31. März 1900	95.414	—	17					
	„ „ „ bis z. 31. März 1901	**202.197**	**4**	**3**					

Die Anzahl der im Jahr zerstampften „tons" belief sich auf 174.148; die Produktion v. Gold betrug 104.278 oz., 15 dwts., 10 grs. Dies sind durchschnittl. 11.976 dwts. per verarbeitete „ton". Die Bilanz der produzierten 2504 oz. 8 dwts. wurde durch Schlämmen und Sieben gewonnen.

Verzeichnis von Batterien mit 5 und mehr Stampfen, 31. März 1901.

Minen-Distrikt	Sub-Distrikt	Minen-Gesellschaft	Stampfen Zahl	Stampfen Gew.	Beginn des kontinuier-lichen Stampfens	Bemerkungen
	Gwanda	Geelong Gold Mining Co., Limited	40	1.050	1. Sept. 1898	Die Batterie war im Okt. 1900 ausser Betrieb, wieder eröffnet im Febr. 1901.
	do.	Antenior (Matabele) Gold Mines, Ltd.	10	1.050	30. Mai 1899	Die Batterie war im Novbr. und Dezbr. 1900 ausser Betrieb.
Buluwayo	Buluwayo	Criterion Developing Co., Ltd.	5	1.250	2. Okt. 1899	Die Batterie war von Juni bis Ende November 1900 ausser Betrieb.
	Gwanda	West Nicholson Gold Mining Co., Ltd.	10	1.050	2. Jan. 1900	Die Batterie war während Febr. u. März 1901 ausser Betrieb.
	do.	Eagle Vulture Mines, Ltd.	10	1.050	14. Jan. 1901	
	Selukwe	Selukwe Gold Mining Co., Ltd.	40	1.050	16. Sept. 1898	Die Batterie war ausser Betrieb im November und Dezember 1900. 20 Stampfen hingen im August und Oktober 1900 und im Januar 1901. 10 Stampfen hingen im Februar 1901.
Gwelo	do.	Dunraven Gold Mining Co., Ltd.	20	850	1. Okt. 1898	Die Batterie war ausser Betrieb vom Juli 1899 bis Oktober 1900
	do.	Bonsor Gold Mining Co., Ltd.	50	850	1. Nov. 1898	Die Batterie war ausser Betrieb im Juli 1899 u. wurde nicht wieder benutzt.
	Sebakwe	Globe and Phönix Gold Mining Co., Ltd.	40	1.250	5. Aug. 1900	
Salisbury	—	Beatrice (Rhodesia) Co., Ltd.	10	1.200	11. Febr. 1901	5 Stampfen hingen während Febr. und März 1901.
Umtali	—	Rezende, Ltd.	10	950	17. Sept. 1900	Alte Batterie vernichtet im Aug. 1899 u. neue Batterie eingestellt im Sept. 1900. Cyanid-Anlage 6 Tonnen, Gesamtinhalt 240 tons, eröffnet am 20. August 1900.
Mazoë	—	Alice Proprietary Mines (Rhodesia), Ltd.	10	950	17. Sept. 1900	5 Stampfen hingen vom Nov. 1900 bis 28. Febr. 1901 infolge zerbrochener Daumenwelle.
		Gesamtzahl der Stampfen	255			

Verzeichnis kleiner Batterien zu Versuchszwecken.

Minen-Distrikt	Sub-Distrikt	Minen-Gesellschaft oder Einzelbesitzer	Stampfen		Tag des Beginns	Bemerkungen
			Zahl	Gew.		
Buluwayo	Bellingwe	Consolidated Bellingwe Develop. Co., Ltd.	5	1.074	1. März 1899	In Benutzung im April, Mai, Juni 1900.
	Buluwayo	Martin Mc. Dowell	3	400	Juni 1900	In Benutzung von Juni bis Oktober 1900.
	do.	Matabele Gold Reefs u. Estates Co., Ltd.	5	850	4. Dez. 1900	In Benutzung im Dez. 1900 u. im Jan. u. Febr. 1901.
Umtali	—	Penhalonga Proprietary Mines, Ltd.	5	750	5. Nov. 1899	In Benutzung im März 1901. Im Mai 1900 Gold deklariert.
	—	Vaughan Williams Rhodesia Dev. Co., Ltd.	3	—	1. Mai 1900	In Benutzung vom Mai bis Juli, und September 1900.
LoMogundi	—	Lomagunda Development Co., Ltd.	5	1.050	1. April 1900	Das ganze Jahr hindurch kontinuierlich in Betrieb
		Summa	26			

Verzeichnis neuer Batterien, in Anlage begriffen, oder beordert.

Distrikt	Minen-Gesellschaft	Zahl der Stampfen
Buluwayo	Geelong Gold Mining Co., Limited (mehr)	20
	West Nicholson Gold Mining Co. Ltd. (do.)	50
	Jessi Gold Mining Co., Ltd.	10
	Red and White Rose G. M. Co., Ltd.	20
	V. V. (Gwanda) Syndicate, Ltd.	10
	Confidence Reef Gold Mining Co., Ltd.	10
Gwelo	Austro-Rhodesian Development Co., Ltd.	10
	Surprise Gold Mining Co., Ltd.	20
Umtali	Penhalonga Proprietary Mines Ltd.	40
Hartley	De Beers Consol. Co. Ltd. (Lone Star Mine)	20
	United Rhodesia Gold Fields, Ltd. (Inez Mine)	10
	Gesamtzahl	220

Einzelheiten über einen Münzenfund von Dr. Carl Peters in Afrika.

Europäische Münzen.

Gold:

Holland, Dukat von West Friesland 1598.

Silber:

Spanien, Dollar von Charles III, 1777.
do. 1782.

Diese 2 Stücke tragen Stempelzeichen chinesischen Charakters, sogenannte „chops“ und waren früher das Haupt-Handelsmittel in China. Sie sind nun durch den Mexikanischen Dollar ersetzt, jedoch noch in Formosa gebräuchlich (in Kurs).

Österreich, Dollar von Maria Theresia 1790.

Diese Dollars wurden häufig für Zirkulation in Abessynien während des letzten Jahrhunderts wiedergeprägt.

Schweden, Reichsthaler von Gustav III, 1788.

Kupfer:

Portugal, 10 Reis Stück von Johannes V. datiert 1749.
10 do. Joseph I. „ 1765.

Ungarn, 2 Groschen-Stück von Maria Theresia datiert 1763.

Griechisch=Indische Münzen.

Nachfolger Alexanders', darunter:

Eukratides 180—160 vor Chr. Geb.
Appolodotus 135 vor Chr. Geb.
Straton II. ca. 120 vor Chr. Geb.

Hurribha.
König ohne Namen ca. 25 nach Chr. Geb.
Alte Indisch-Seydhic Münzen bis ca. 215 nach Chr. Geb.

Patan Sultane von Hindustan:

4 Münzen ca. 1488—1545 nach Chr. Geb.

Indische Münzen.

Silber:

Nizam Dominions Eingeborenen Rupie 1125 nach Chr.
Roma Hanba Tempel-Stück Datum ungewiss.

Kupfer:

Bhopal 1302, 1303 und 1305 nach Chr. Geb.
Chamba.
Delhi. Erste Sultane.
Kandahar ca. 900 nach Chr. Geb.
Kashmir 1 alte und 2 moderne Münzen.
Mysore 1 moderne Münze.
Nepal 1 do.
Sebh 1 do.
Siam 1/4 fuang. König Somdet Phra Paramendi Muhu. ca. 1850.

gez. Rudolph Frenzel
Mitglied der London Numismatic Society.

Auszug aus dem Minen-Gesetz der Companhia de Moçambique.

(Von der englischen Version übersetzt.)

Vorschriften

für Schürfarbeiten, Konzessionen und Ausbeutung von Edelmetallen und Gruben im Allgemeinen, im Gebiete der Companhia de Moçambique.

§ 2. Alle im Gebiete der Companhia de Moçambique befindlichen und noch nicht durch Konzessionen vergebenen Lager von Kohle, Gold, Silber, Quecksilber, Platin und anderen Metallen sind frei und zur Ausbeute unter den in diesen Vorschriften festgesetzten Bedingungen zugänglich.

§ 3. Ausgabe einer Minen-Lizenz. Jede Person, die sich persönlich bei einem Minen-Bureau bewirbt und eine Erklärung (Formular No. 1) zeichnet, wodurch sie sich verpflichtet, das portugiesische Gesetz und die Bestimmungen der Compagnie zu befolgen und die Autorität der Compagnie anzuerkennen und aufrechtzuerhalten, ist zu einer Minen-Lizenz (Formular No. 2) berechtigt, die ihr erlaubt, Gold, Silber und Metalle im Allgemeinen, sowie Kohle an irgend einer Stelle im Bereiche der Compagnie in einem vorher zu bestimmenden Areal zu erschürfen, und zwar gegen jährliche Vorausbezahlung des Betrages von 4500 Reis für die Lizenz.

§ 6. Verliehene Rechte: Der Inhaber einer Minen-Lizenz ist berechtigt:

1. Zu prospektieren, wie in § 3 vorgesehen.
2. Eine Gruppe von 10 Minen-Claims an Adern oder Reefs innerhalb seines Schürf-Bereiches abzustecken, oder eine Tunnel-Konzession zu erlangen.
3. Einen Alluvial-Claim abzustecken.
4. Einen Kohlen-Claim abzustecken.

5. Zu freier Grasung für 6 Pferde, Maultiere oder Esel, oder für 16 Ochsen auf irgend einem nicht okkupierten Stück Land.
6. Zu freiem Gebrauch von Holz und Wasser für den Haushaltsbedarf auf irgend einem nicht okkupierten Stück Land.
7. Zu zeitweiliger Errichtung der für die Ausbeute etwa notwendigen Gebäude, jedoch unter der Voraussetzung, dass dieser Bau kein Anrecht auf das Land, auf dem solche Gebäude errichtet sein mögen, in sich schliesst.
8. Seine Gebäude oder Maschinerie nach Belieben wieder fortzunehmen.

§ 7. Muthungs-Areal. Die Ausdehnung eines jeden Minen-Claims soll betragen:

Für Quarz-Adern und -Reefs oder sonstiges gold- oder silberhaltiges Gestein: 100 m im Geviert in der Richtung des Reefs.

Für goldhaltiges Alluvial-Land 100 m im Geviert.

Für eine Tunnel-Konzession 500 m im Geviert in der Richtung des Tunnels.

Für Kohlen-Grund darf das Areal einer Konzession 60 Hektar nicht überschreiten.

§ 8. Erweiterung der Muthung. Eine Reef-Minen-Konzession soll im Allgemeinen aus einer Gruppe von 10 Claims bestehen, doch ist der Minen-Direktor berechtigt, weitere Claims — vorausgesetzt, dass sie vakant sind — in seitlicher Fortsetzung der abgegrenzten Besitzung und in der Richtung des Reefs zu erteilen, aber nur in Fällen, wo nach sorgfältiger Prüfung der Beweis erbracht ist, dass das Reef sich jenseits der Oberflächen-Grenzen des Besitzes fortsetzt.

§ 9. Ausgabe einer neuen Minen-Lizenz. Eine neue Minen-Lizenz soll, wenn verlangt, erteilt werden, wenn der Bewerber nach Ausübung seiner auf Grund der vorhergehenden Lizenz erworbenen Rechte dem Minen-Bureau persönlich irgendwelche der folgenden Dokumente vorzeigt:

1. Das Registrierungs-Zertifikat für eine Gruppe Claims mit dem betreffenden Besichtigungs-Schein (certificate of inspection).
2. Besitztitel über eine Gruppe Claims.
3. Uebertragungs-Urkunde einer Gruppe Claims.
4. Aufgabe-Schein (certificate of abandonment) einer Gruppe Claims.
5. Eintragungs-Schein einer Tunnel-Konzession mit dem betreffenden Besichtigungs-Schein.
6. Besitztitel über eine Tunnel-Konzession.
7. Uebertragungs-Urkunde einer Tunnel-Konzession.

8. Aufgabe-Schein (certificate of abandonment) einer Tunnel-Konzession.

§ 11. Bekanntgabe einer Schürfung. Der Inhaber einer Minen-Lizenz, der ein Reef oder eine alte Mine erschürft, bloslegt, oder erschliesst, darf einen Anschlag (Formular No. 4) an einem Pfahl anbringen, der an einer in die Augen springenden Stelle in einer Entfernung von nicht mehr als 20 m vom Punkte der Erschürfung zu errichten ist. Der Anschlag muss die Stelle derartig beschreiben, dass ihre Identität leicht festzustellen ist.

§ 12. Durch die Bekanntmachung verliehene Rechte. Der im vorhergehenden Paragraphen vorgeschriebene Anschlag der Bekanntmachung soll dem Besitzer der Minen-Lizenz das alleinige Recht geben, während eines Zeitraumes von 30 Tagen — vom Tage des Anschlages der Bekanntmachung an gerechnet — in einem kreisförmigen Gebiete mit einem Radius von 300 m von dem Punkte der Schürfung zu prospektieren.

§ 13. Bekanntmachung der Abgrenzung der Claims. Nach Anschlag der im vorigen Paragraphen erwähnten Bekanntmachung und innerhalb des erwähnten Zeitraumes von 30 Tagen hat der Inhaber einer Minen-Lizenz das Recht, innerhalb seines Prospektierungs-Gebietes eine Gruppe von 10 Claims abzustecken und eine Bekanntmachung an einem kreuzförmigen Pfahl anzuschlagen, der an einer in die Augen springenden Stelle innerhalb des Gebietes, auf dem sich die 10 Claims befinden, aufzupflanzen ist. Etwaige Vernachlässigung irgend welcher dieser Formalitäten berechtigt zur Annahme, dass der Inhaber seine Rechte aufgiebt.

§ 14. Eintragung von Claims. Nach Abgrenzung einer Gruppe von 10 Claims und Anschlag der Bekanntmachung laut vorhergehendem Paragraphen, soll der Prospektor sich innerhalb 15 Tagen vom Datum des Anschlages der Bekanntmachung bei dem Minen-Bureau des Distriktes, in dem die Gruppe gelegen ist, einfinden, um einen Eintragungsschein (Formular No. 6) zu erlangen, auf den ein Stempel von 18 000 Reis geklebt und entwertet werden muss. Seinem Gesuche ist beizufügen:

1. Eine Kopie der angeschlagenen Bekanntgabe der Abgrenzung.
2. Eine beeidigte Erklärung mit Angabe der Daten und Stunden, wann die Schürf- und Registrierungs-Bekanntgabe angeschlagen worden, sowie die Namen etwaiger Zeugen.

3. Die Minen-Lizenz, auf Grund derer die Gruppe von 10 Claims abgesteckt worden ist und die am Minen-Bureau deponiert werden muss.

§ 15. Ausbeutung von Claims. Der Besitzer einer Gruppe Claims soll das ausschliessliche Recht haben, unter dem portugiesischen Gesetz und den Vorschriften der Compagnie gemäss alle Adern, Reefs oder Lager auszubeuten oder ausbeuten zu lassen, die sich in dem Areal befinden, das durch die vertikalen Ebenen der Gebietsgrenzen solcher Konzessionen limitiert ist.

§ 16. Notwendige Aufschliessungsarbeiten zur Erlangung des Besichtigungs-Scheines. Besitzer von Claims sollen innerhalb eines Zeitraumes von 120 Tagen vom Datum der in § 14 erwähnten Eintragung wenigstens 10 m an bona fide-Ausrichtungsarbeiten ausführen, und zwar der Art, wie in den folgenden Paragraphen beschrieben, und bei dem Minen-Bureau um einen Besichtigungs-Schein (certificate of inspection) einkommen. In jedem der zwei folgenden Jahre, vom Ablauf des oben erwähnten Zeitraumes von 120 Tagen an gerechnet, sollen die Besitzer von Claims wenigstens 60 m solcher Arbeit ausführen und ebenso um einen Besichtigungs-Schein einkommen. Jedes der Gesuche um einen solchen Schein soll von einer beeidigten Erklärung begleitet sein, die Art und Ausdehnung der fertiggestellten Arbeiten betreffend, sowie von dem letzten Besichtigungs-Schein, wenn ein solcher vorhanden. Wenn der Minen-Direktor die fertiggestellte Arbeit als genügend und in Uebereinstimmung mit diesen Vorschriften ansieht, soll er einen Besichtigungs-Schein (Formular No. 7) an den Bewerber ausgeben, auf den ein Stempel von 2000 Reis aufzukleben und zu entwerten ist.

§ 19. Lizenz für Zusammenziehung von Reef-Claims. Irgend Jemand, der zwei oder mehr Gruppen Reef-Claims besitzt, die in demselben Minen-Distrikt gelegen sind, kann von dem Minen-Direktor eine Zusammenziehungs-Lizenz erlangen, die den Besitzer berechtigt, nur auf einer der erwähnten Gruppen während der Zeitdauer eines Jahres die Entwicklungsarbeiten auszuführen, die seinem Gesamtbesitz zugute kommen. Diese Lizenz soll nach Formular No. 8 erteilt werden, und für jede darin erwähnte Gruppe ist ein Stempel von 2000 Reis aufzukleben und zu entwerten.

§ 21. Tunnel-Bekanntmachung. Der Besitzer einer Minen-Lizenz, der einen Tunnel anzulegen wünscht, um ein oder mehrere Reefs zu erschürfen, soll das Recht haben, an einer in die Augen fallenden Stelle in einer Entfernung von nicht

mehr als 20 m von der Stelle, wo er den Tunnel zu beginnen denkt, eine Bekanntmachung anzuschlagen. An dieser Stelle soll er einen Pfahl errichten, und um die Richtung des Tunnels anzugeben, soll er einen zweiten Pfahl an irgendwo in der einzuschlagenden Richtung aufstellen. Der Inhaber der Lizenz braucht nicht ein Reef oder alte Werke erschürft, blosgelegt oder erschlossen zu haben, ehe er die in diesem Paragraphen behandelte Bekanntmachung anschlägt. Der Text dieser Bekanntmachung soll sich, soweit angängig, nach Formular No. 9 richten.

§ 22. Verliehene Rechte. Der Anschlag der im vorigen Paragraphen erwähnten Bekanntmachung soll dem Besitzer der Lizenz die folgenden Rechte geben:

1. Das ausschliessliche Recht, in einem als „Tunnel-Konzession“ zu bezeichnenden Distrikte zu prospektieren. Ein solcher Distrikt soll ein Quadrat von 500 m umfassen und nach § 8 dieser Vorschriften abgesteckt sein. Innerhalb 15 Tagen vom Datum des Anschlages der Bekanntmachung muss der Besitzer mittelst in den Boden getriebener Pfähle genau die Richtung des Tunnels und das Areal, in dem er das Prospektierungsrecht hat, angeben.

§ 26. Alluvial-Claims. Der Inhaber einer Minen-Lizenz oder eines Eintragungs-Scheines über eine Gruppe Claims oder eine Tunnel-Konzession, für die kein Besichtigungs-Schein ausgegeben ist, soll das Recht haben, einen Alluvial-Claim abzustecken.

§ 27. Abgrenzung. Um einen Alluvial-Claim abzugrenzen, soll der Interessent eine gerade Linie von höchstens 100 m Länge ziehen, die an ihren Enden durch Pfähle begrenzt sein soll, welche auf dem Eintragungs-Schein mit den Buchstaben E und F zu bezeichnen sind. An jedem dieser Pfähle soll sich eine Bekanntmachung befinden, die Datum und Stunde der Abgrenzung, die Nummer der Minen-Lizenz resp. des Eintragungs-Scheines, die Benennung des Claims, den Namen Desjenigen, der ihn aushebt, sowie eventuell der Zeugen angibt.

§ 28. Zeit für Abgrenzung. Innerhalb 3 Tagen nach der im vorigen Paragraphen vorgeschriebenen Aufstellung der Pfähle soll der Interessent die Abgrenzung vollenden, indem er 2 Linien durch die Punkte E und F und senkrecht zur Linie E-F zieht, die sich nicht weiter als 50 m nach jeder Seite von der Linie E-F erstrecken. An den Enden dieser senkrechten Linien sollen Pfähle aufgestellt werden, die mit A, B, C und D bezeichnet sind und von denen jeder die im vorigen Paragraphen erwähnte Bekanntmachung trägt.

§ 29. Eintragungs-Schein. Der Besitzer eines Alluvial-Claims hat sich an den Minen-Direktor zu wenden und von ihm innerhalb 30 Tagen, vom Datum der Abgrenzung an gerechnet, einen Eintragungs-Schein (Formular Nr. 6) mit einem Stempel von 4500 Reis zu erlangen.

§ 37. An erste Entdecker von Kohlen-Ablagerungen verliehene Rechte. Nach Anschlag der oben erwähnten Bekanntmachung soll der Besitzer einer Minen-Lizenz das ausschliessliche Privilegium haben, während eines Zeitraumes von 30 Tagen vom Datum solcher Bekanntmachung in einem Gebiete mit einem Radius von 600 m vom Entdeckungspunkte zu prospektieren, und sollte zufällig während der genannten 30 Tage eine andere Person in dem Gebiete ein Kohlenlager erschürfen, bloslegen oder erschliessen, so soll diese auf den Teil ihres Landes, der innerhalb der Grenzen des Gebietes des ersten Prospektors liegt, verzichten.

§ 38. Abgrenzung von Claims. Nach Anschlag der besagten Bekanntmachung darf der Inhaber einer Minen-Lizenz während der erwähnten 30 Tage innerhalb seines Prospektierungs-Gebietes einen Kohlen-Claim abstecken, indem er eine Bekanntmachung (Formular No. 5) an einen kreuzförmigen Pfahl heftet und der Bekanntmachung einen Riss beifügt, der genau die Form und Lage der abgesteckten Besitzung angibt. An allen Eckpunkten der Begrenzungslinien sind Pfähle aufzustellen, die der Reihe nach mit A, B, C, D etc. zu bezeichnen sind.

§ 39. Erster Entdecker darf 2 Claims abstecken. Der Entdecker eines Kohlen-Lagers, das mehr als 15 km von einem früher abgesteckten und eingetragenen Kohlen-Claim entfernt liegt, soll das Recht haben, anstatt eines zwei Claims auszuheben, und zwar auf Grund derselben Minen-Lizenz oder desselben Eintragungs-Scheines.

§ 40. Eintragungs-Schein. Jeder Inhaber einer Kohle-Konzession, auf der eine Bekanntmachung (Formular No. 5) angeschlagen ist, hat sich innerhalb 15 Tagen vom Datum der Bekanntmachung behufs Erlangung eines Eintragungs-Scheines (Formular No. 6), der mit einem Stempel von 25 000 Reis zu versehen ist, an den Minen-Direktor zu wenden.

§ 82. Wasser-Rechte. Der Konzessions-Inhaber einer Minen-Besitzung oder Grundstückes kann bei dem obersten Beamten des Distriktes um eine Konzession für den Niessnutz des für seine Minenarbeiten nötigen Wassers einkommen, und dieser Beamte soll auf den Rat des Minen-Direktors hin das Gesuch

des Bewerbers bewilligen, und zwar unter Bedingungen, die er für angebracht hält, oder unter speziell hierfür noch festzusetzenden Bedingungen. Voraussetzung hierbei ist jedoch, dass diese Erlaubniss, das Wasser zu benutzen, keinerlei Besitzrechte in sich schliesst.

* * *

Dieser Auszug aus dem Minengesetz der Companhia de Moçambique bestätigt, was ich oben (cap. IX., pag. 315, 319 über die Liberalität der portugiesischen Minenverwaltung sagte. Minenlizenzen werden an Jedermann, ohne Unterschied der Nationalität, gegen Bezahlung von Mk. 20 verliehen; und auch die Bedingungen für die Bearbeitung aufgefundener Lagerstätten sind in keinerlei Beziehung drückend. Holz und Wasserkraft stehen für bona fide-Minenbearbeitung unentgeltlich zur Verfügung.

Ich empfehle meinen Landsleuten diese Bestimmungen der portugiesischen Verwaltung zur ernsten Erwägung. Wir können für die Entwickelung unserer eigenen Kolonien daraus lernen. Das ist unter allen Umständen nützlicher, als, ohne Kenntnis des Sachverhaltes, die Nase zu rümpfen über „portugiesische Kolonialwirtschaft.“

Ein liberales deutsches Minengesetz wird mehr als alles andere zur Erschliessung unserer Schutzgebiete beitragen.

Register.

A.

B.

C.

D.

E.

F.

G.

H.

J.

J.

K.

P.

Q.

R.

S.

T.

U.

V.

W.



CARTE DU ROYAUME DE CONGO, DU MONOMOTAPA ET DE LA CAFRERIE;

Dressée sur les Mémoires les plus exacts & les observations les plus Nouvelles.

Tom: VI. N°. 15. Pag: 59.

MER DES INDES

Tropique du Capricorne

l'Equateur ou la Ligne

REMARQUE.

Quoi-que le Congo soit un Royaume particulier, on ne laisse pas de comprendre sous ce nom plusieurs Etats qui en ont été autrefois tributaires. ses bornes sont au Septentrion la Nigritie, à l'Orient l'Ethiopie, ou Midi la Cafrerie, & au Couchant l'Océan Ethiopien & la Guinée.

Le Monomotapa est divisé en deux parties presque égales par le Tropique du Capricorne. l'Air y est extrêmement chaud & les peuples y sont fort noirs. Ils sont gouvernez par un Prince qui prend le titre d'Empereur & qui a plusieurs tributaires qui dépendent de lui. Tous ces peuples sont fort robustes.

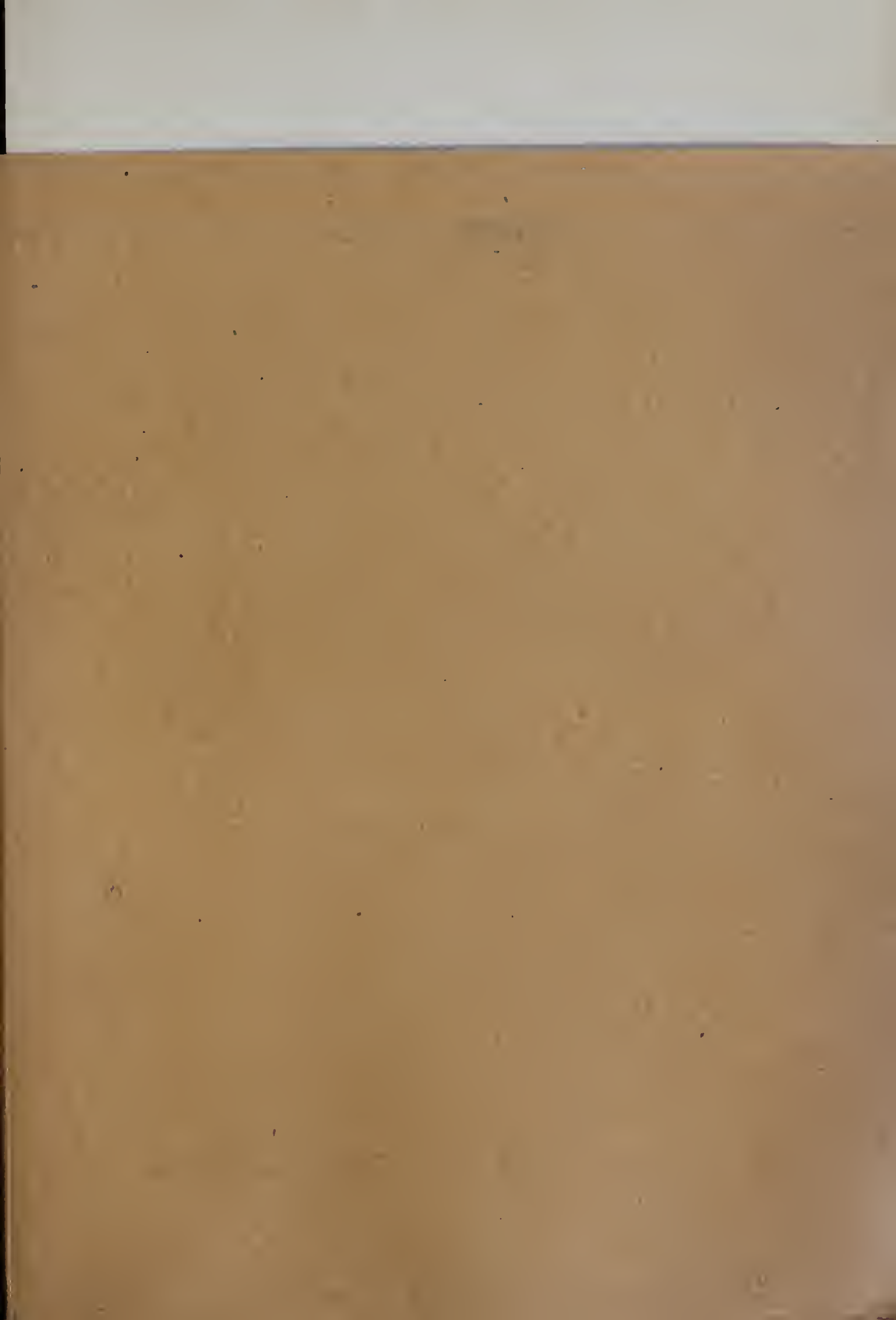
La Cafrerie, qui est le pais le plus Meridional de l'Afrique, s'etend en demi Cercle depuis le Congo jusqu'au Zanguebar. l'Air y est asfez doux, & ses habitans ne laisfent pas d'être fort basannez. Quoi-que fort grossiers & mal faits, ils ont l'idée d'un Etre Souverain qu'ils appellent Humma, mais auquel ils ne se mettent pas en peine de rendre aucun culte c'est ce qui fait dire à plusieurs voyageurs que ces peuples sont sans foi & sans loi.

Photolithographie nach einer Karte aus dem Jahre 1719.

J. F. LEHMANN's Verlag, MÜNCHEN.

Druck von F. Reichhold, München.





Übersichts Karte der Dr. Carl Peters'schen Unternehmungen in den ZAMBESI-LÄNDERN.

ERKLÄRUNGEN.

- Peters'sche Reiseroute
- Name — Minen der Dr. Carl Peters Estates and Exploration Company Ld.
- Eisenbahnen im Betrieb
- Projectirte Bahnlinien
- Cu.S. - Kupfer

J.F. Lehmanns Verlag, München

Lithogr. u. Druck v. Dietrich Reimer (Ernst Vohsen) Berlin

